Heinrich von Brabant

das Kind von Hessen

von

H. Brand.

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen

Aus der Geschichte

eines

Deutschen Volksstammes

Historische Erzählungen

von

H. Brand

I.

Stuttgart
Paul Neff Verlag
1900

Heinrich von Brabant
das Kind von Hessen

Historische Erzählung
aus dem
13. Jahrhundert

von

H. Brand

5.—7. Tausend

Stuttgart
Paul Neff Verlag
1900

Druck von Carl Hammer in Stuttgart

Erstes Kapitel.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lag an der Ostseite der kleinen Stadt Kassel auf einer mäßigen Anhöhe ein ummauerter, von festem Thor und Graben geschützter Hof. Innerhalb desselben, dem Eingange zunächst, befanden sich niedrige Gebäude mit tief herabhängenden Strohdächern, die Stallungen, Vorratshäuser und Wohnungen der Dienstmannen und des Gesindes, während das Herrenhaus, tiefer im Hof belegen, sich als solches durch mehrere Stockwerke und ein mit Holzschindeln gedecktes Dach leicht erkennbar machte. Nur der untere Teil desselben war aus Stein gemauert; der Oberbau bestand aus Balkengefüge und bot keine Merkmale besondern Reichtums oder der Schönheit dar.

Die beträchtliche Ausdehnung des geschlossenen Raumes zwischen den Gebäuden ließ zunächst vermuten, daß man sich hier nicht auf einem bürgerlichen Anwesen befand; doch trug der Platz nur in der Nähe der kleinen Bauten und Stallungen die Kennzeichen eines Burghofes. Die Enge und Düsterheit eines solchen fehlte gänzlich, und näher am Herrenhause war das Bestreben augenfällig, durch Zierlichkeit und bessere Ordnung dem Raum ein freundliches Aussehen zu geben.

Ein Rasenplatz mit hohen alten Bäumen und eine große gezimmerte Laube mit Tischen und Bänken an der niedrigen Mauer, welche nach Osten den Hof abschloß, bezeigten, daß

man diesen Teil wie einen Garten ansah und zum Aufenthalt im Freien benutzte.

Hier fiel die Anhöhe steil bis zu der am Fuß vorbeiströmenden Fulda hinab, und starkes altes Gemäuer schützte dieselbe ebenso vor der Zerstörung des Wassers wie vor einer Besteigung und gestattete zugleich einen weiten Ausblick in das kesselartige, weite Thal, welches der Fluß in sanfter, weithin sichtbarer Biegung durchströmte. Schön in Wellenlinien geformte, bewaldete Berge begrenzten den Blick nach allen Seiten, und weit in das Thal hinein schimmerten die herrlichen Waldungen, welche im ersten Frühlingsgrün zu knospen begannen. Dazwischen leuchteten Felder und Wiesen, einzelne Gehöfte und größere Dörfer, von schlanken Kirchtürmen überragt, und gewährten, von hier oben gesehen, einen friedlichen und reichen Anblick.

Es war die Burg, die vor Jahrhunderten Konrad I., König der Deutschen, einem fränkisch-hessischen Grafengeschlecht entsprossen, sich hier errichtet hatte, und die seitdem das erbliche Eigentum der Landgrafen von Thüringen und Herren von Hessen geworden war. Öfters hatten Brüder der Landgrafen hier gewohnt, denen die Verwaltung der hessischen Lande anvertraut war. Jetzt weilte daselbst der Schirmvogt und Landrichter des letzten Landgrafen Heinrich Raspe.

Nach langer Abwesenheit auf seinen Gütern und Burgen war kürzlich der alte, hochangesehene und beliebte Ritter, Herr Hermann von Romrod, hier wieder eingeritten.

Seine verwaisten Enkelkinder, Jungfrau Jutta und Junker Gottfried von Rodenstein, waren mit ihm gekommen, und dies galt den Bürgern der kleinen Stadt für ein Zeichen, daß der strenge und gerechte Richter länger zu verweilen gedachte.

Mehr denn je gab es in dieser Zeit Händel zu schlichten und Recht zu sprechen, aber niemand wußte zu sagen in wessen Namen, auf wessen Geheiß, Kraft und Macht das Urteil gefällt werden sollte. Doch schien den Bewohnern die Anwesen-

heit eines Mannes schon tröstlich, der mit stattlicher Macht Raub und freche Gewalt in Furcht erhielt.

Es war an einem warmen Abend in den ersten Tagen des April 1247, da stand Herr Hermann neben seiner Enkelin an der Hofmauer, in tiefes Sinnen versunken. Daß er erst eben von einem weitern Ritt heimgekehrt war, erkannte man an der Bewaffnung, welche er noch trug: dem feinmaschigen Kettenhemd, welches auch Nacken und Kopf deckte, jetzt aber von letzterm heruntergestreift war, an dem Waffenrock von dunkelm, mit verzierten Säumen eingefaßten Tuch, der über dem Kettenhemd bis auf die Knie reichte und um die Hüften vom weißen Schwertgurt zusammengehalten wurde, sowie an der flachen Stahlhaube, die neben ihm auf der breiten Mauer lag und auf welcher seine rechte Hand noch ruhte.

Der Ritter hatte die Höhe des Lebens überschritten, wie die tiefen Furchen seines Antlitzes und der volle, graue Bart leicht erkennen ließen; aber Haltung und Gestalt waren ungebeugt und kraftvoll. Seine tiefblauen Augen zeigten einen festen Willen, und aus seinen regelmäßigen Zügen sprach der unverkennbare Ausdruck freundlichen Wohlwollens und jener Menschenfreundlichkeit, die ein langes, erfahrungsreiches Leben edeln Naturen giebt, ohne den Stempel der festen Zuverlässigkeit zu schädigen.

Die Maid an seiner Seite, in der ersten blühenden Schönheit der Jugend, hatte mit dem alten Manne große Ähnlichkeit, soweit eben Jugend und Alter sich ähnlich sind.

Auch sie war groß und schlank, und ihre Haltung zeigte bei aller Anmut ein stolzes Selbstbewußtsein, wie man es bei den Frauen und Töchtern der ritterbürtigen Geschlechter oft traf. Ihr Antlitz mit der fein gebogenen Nase, mit dem kleinen Mund, dessen sanftes, seltenes Lächeln zwei Reihen tadelloser Zähne enthüllte, mit den blauen Augen, deren ernster Blick mehr nach innen, denn nach außen zu schauen schien, war in Schnitt und Form dem des Ritters verwandt, aber der Aus-

druck einer kühlen, fast herben Zurückhaltung war vorherrschend. Man sah der Jungfrau an, daß sie an eine strenge Beherrschung ihrer selbst gewöhnt war, und das ließ sie älter erscheinen, als sie in der That war; denn sie hatte das siebzehnte Lebensjahr kaum zurückgelegt.

Sie trug nach Sitte der Zeit ein Unterkleid von weichem, feinem Wollenstoff, welches bis auf die Füße reichte, und darüber ein langärmeliges weites Obergewand von hellerer Farbe, dessen breit und reich gestickter Saum, namentlich nach hinten, eine beträchtliche Schleppe bildete, jetzt aber durch eine herabhängende Schlinge des Gürtels in die Höhe gezogen war. Ihr blondes Haar, zu beiden Seiten der weißen Stirn zurückgestrichen, kräuselte sich in natürlichem Gelock leicht um die Schläfen und hing, nur von einem breiten Band, Schapel genannt, gehalten, frei im Rücken herab.

Vom Fluß herauf strich der frischere Abendwind um die wettergebräunte Stirn des alten Mannes und spielte mit seinem spärlichen grauen Haar und dem blonden der Jungfrau. Keins sprach; doch waren ihre Gedanken offenbar mit anderm beschäftigt als allein mit dem Bild, welches in wundervoller junger Frühlingsschönheit da zu ihren Füßen lag. Ebenso wenig erregte das ringsum auf dem Hofe herrschende Treiben ihre Aufmerksamkeit. Hier wurden Pferde abgepackt und abgerieben; der Schmied ging mit seinem Hammer zwischen ihren Reihen durch, die Eisen zu untersuchen. Die Knechte nahmen von den Dienstmannen und Knappen die Waffen in Empfang und forschten sorgfältig, ob letztere eine Beschädigung erlitten, bevor sie dem alten Waffenmeister zur Bewahrung in der Rüstkammer übergeben wurden. Zwischen diesem kriegerischen Thun bewegten sich die Mägde des Hofes, trugen die Eimer mit schäumender Milch der Schaffnerin im Vorratshause zu und empfingen von ihr Brot, Mehl, Speck, Eier, Fleisch und was sonst zur Versorgung des Gesindes und Zurüstung der morgenden Mahlzeiten notwendig war. Scherzreden und ern-

steres Zwiegespräch flogen dabei hin und her, und wenn eine Neugierige stehen blieb, um von den eben Heimgekehrten Neuigkeiten aus dem Lande zu erfragen, so trieb die Stimme der Wirtschafterin sie bald wieder zu größerer Eile und mahnte, daß die Feierstunde für Erzählungen noch nicht angebrochen sei.

Von alldiesem wurden die beiden an der Mauer nicht berührt. Es war ja das tägliche Treiben, welches für Ohr und Sinne nichts Ungewöhnliches hatte; auffallend aber erschien der Jungfrau das lange Schweigen des Großvaters. Nachdem sie mehrmals vergeblich versucht hatte, seine Aufmerksamkeit zu erregen, sagte sie jetzt:

„Ich bin froh, daß Ihr bei guter Zeit zurückgekehrt seid, Großvater; Euere Bedeckung war klein und die Wege sind unsicher. Ich hatte Angst um Euch."

Der Alte fuhr aus seinen Gedanken auf und sah seine Enkelin erstaunt an.

„Jawohl," erwiderte er dann, „es sind schlimme und gefahrvolle Zeiten; jedoch um mich brauchst Du nimmer in Sorge zu sein. Die Herren, die ihre Raubgier an den Warenzügen der Bürger und an armen Bauern befriedigen, wissen, daß sie am alten Hermann Romrod einen schlechten und noch dazu gefährlichen Fang machen würden. Ich wollte dem armen Lande wohl wünschen, jeder könnte so sorglos ausreiten; doch mancher Tag wird noch vergehen, ehe sich das erfüllt. Aber was hat Dich angewandelt? Du bist doch sonst nicht furchtsam?"

Jutta errötete unter dem fragend auf ihr ruhenden Blick des Ritters. Sie hatte wirklich keine Furcht vor einem Überfall gehabt; denn sie wußte, daß für den Großvater die Gefahren der Landstraße nicht erheblich waren; aber sie hegte die Besorgnis, es möchte auf dem Landtag, von dem er eben heimkehrte, zu ärgerlichen Händeln gekommen sein. Sein langes nachdenkliches Schweigen hatte sie beunruhigt. Sie scheute jedoch eine Frage danach; denn den Frauen war nicht erlaubt, den Angelegenheiten des Landes und der Männer nachzuforschen.

Sie war daher froh, daß in diesem Augenblick ein Pochen am Hofthor sie der Antwort überhob.

„Es wird Pater Walthalun mit dem Ratsherrn Werner Wenigen sein," sagte Herr Hermann. „Sie sahen mich einreiten, und ich lud sie ein, sich neue Kunde bei mir zu holen. Ich bin wohl der erste, der mit solcher heimkehrt."

„Und bringt Ihr gute Kunde?" konnte nun Jutta sich doch nicht enthalten zu fragen.

„Erwünschtes für alle Männer des Hessenlandes gewiß," antwortete der alte Herr. „Ob Gutes daraus erwächst, weiß nur Gott mit seinen Heiligen allein. Wir haben es nach bestem Wissen und Meinen ausgerichtet und nach Recht und Gerechtigkeit beschlossen und müssen nun vertrauen, daß Gott das Werk segne." Mit diesen Worten wandte sich der Ritter, um den Eingetretenen entgegenzugehen.

„Sorge für einen Imbiß und frischen Trunk," trug er der Enkelin noch auf und eilte raschen, kräftigen Schrittes über den Hof hin.

Es waren in der That die Erwarteten.

Ein Mönch in der schwarzen Kutte der Benediktiner, groß und schlank, mit bleichem Gesicht und scharf geschnittenen, edeln, energischen Zügen, aus denen eine große, geistige Erregbarkeit sprach. Seine lebhaften schwarzen Augen und die raschen Bewegungen standen in auffallendem Widerspruch zu seinem Kleid des Friedens und der Ruhe, in welches dem äußern Anschein nach sein Begleiter besser gepaßt haben würde, als dieser leidenschaftlich aussehende Mann. Der andere war hinter dem Pater eingetreten und folgte langsam und bedächtig den großen Schritten des Voraneilenden.

Sein dunkles Wams von feinem Tuch kennzeichnete ihn als wohlhabenden Bürger der Stadt, während das kurze, breite Schwert, am schwarzen Gurt über den Hüften getragen, sowie die einfache, goldene Kette um den Hals ihn als Ratsherrn erkennen ließen.

Er war kaum mehr als mittelgroß, breit und untersetzt gebaut. Sein frisch gerötetes, rundes Gesicht mit etwas derben Zügen hatte einen nachdenklichen Ausdruck, den große, offen darein schauende blaue Augen angenehm belebten.

„Nun, Pater Walthalun, hat der Herr Präpositus in Abwesenheit des Abtes Eure Unruhe nicht länger zügeln können?" rief der Ritter dem Mönche entgegen und begrüßte ihn schon von weitem mit herzlichem Winken der Hand. Nähergekommen, neigte er sich dann ehrerbietig, um ebenso wie alle sonst auf dem Hofe Anwesenden den Segen des Paters zu empfangen, den derselbe mit hoch erhobenem Haupt und leichter Bewegung der gleichfalls erhobenen Hand erst dem Ritter, danach den übrigen nicht ohne Würde erteilte.

Er erwiderte lächelnd:

„Meine Ungeduld war wohl nicht größer als die aller Brüder, welche teilnehmen an dem Schicksal des Landes, in dem sie geboren sind. Ich bin auf ausdrückliches Geheiß des Abtes gekommen. Er wollte eine Botschaft für unser Kloster hierher senden, bevor er zu einer anderweitigen Beratung in die Abtei des heiligen Wigbert nach Hersfeld ritt. Ihr wißt, Herr Hermann, die Brüder des heiligen Benedikt . . . . ."

„Haben nichts zu thun als zu gehorchen," fiel ihm der Ritter ins Wort. „Nun hat mich Herr Bruno freilich nicht zum Boten erwählet; denn schwerlich dachte der Abt, daß der Alte der schnellste Reiter sein würde. Doch werdet Ihr auch von mir anhören, was es Neues von draußen aus dem Lande zu berichten giebt. Und Ihr, Herr Werner Wenigen," setzte er hinzu, indem er dem mittlerweile Herangetretenen die Hand bot, „werdet schon heute Abend den Bürgern erzählen können, was der Schöffe und die Geordneten, die mit ihm waren, erst in zwei Tagen dem versammelten Rat berichten."

„Guten Tag, Meinhard!" rief der Pater einem alten Dienstmann mit ergrautem Haar entgegen, der eben an den Herren vorüberschritt. „Geht man so an alten Genossen

vorbei? Hast Du solche Sitte auf Deinen letzten Fahrten gelernt?"

„Dem Dienstmann geziemt nicht, die Reden der Herren mit seinem Gruß zu unterbrechen," erwiderte der Angeredete näher herantretend und mit Ehrerbietung sich neigend; „doch unhöflicher Sitte, ehrwürdiger Vater, solltet Ihr mich billig nicht zeihen."

Der Ritter lachte:

„Für solchen Vorwurf, Pater Walthalun, ist mein alter Marschall empfindlich; denn er teilt selbst seine Schwertschläge nicht ohne Höflichkeit aus. Laßt es Euch von mir erklären und Ihr werdet erkennen, wie auch solch schlimmstes Ding auf der Welt noch seine höfliche Art haben kann!"

Die Männer lachten alle drei, aber der Alte fragte mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit:

„Ist das nicht Höflichkeit, wenn ich dem schwachen Gegner, der bezwungen vor mir im Sande liegt, nur eine flache Schmarre mit dem Schwert ziehe?"

„Vielleicht auch Menschlichkeit," entgegnete der Pater. „Warum willst Du Deinen Gutthaten an den Feinden einen so bescheidenen Namen geben?"

„Gutthat an den Feinden!" rief der Alte verächtlich. „So nennt man's vielleicht im Kloster, wo man jedem Ding einen hohen Namen giebt. Ich nenne das höfliche Sitte! Habe sie so gelernt, da ich jung war, von den alten Rittern, die wußten, was ehrlicher Brauch war, habe sie meinen Herrn stets so üben sehen und lehre sie so Junker Gottfried, der's wohl begreift, was der alte Meinhard für gute Sitte hält."

„Und hast auch recht damit," beruhigte der wohlmeinende Ratsherr den alten Dienstmann, der den weißen Rittergurt trug und von allen fast ebenso hoch geachtet war, als sein Herr, dem er seit früher Jugend als treuer Genosse zugesellt war, mit welchem er alle Kriegszüge und Fahrten geteilt, und für den er in manch blutigem Strauß sein Leben eingesetzt hatte. Aber den

Unterschied zwischen dem unfrei geborenen Knecht und dem Edlen konnte keine That ausgleichen, und es galt daher im Land für höfliche Sitte, wenn ihn derjenige, welcher sich ein Anrecht auf Dank und Anerkennung erworben hatte, auch aufrechterhielt.

Als dann der Pater nach einem der Rosse fragte und Meinhard ihm deutete, daß es dasjenige sei, über welches einer der Knechte eben eine kostbare Decke breitete, reich geziert mit dem aufgestickten Wappen der Romrods, einer Burg mit zwei Türmen, da traten die Männer hinzu, die schönen, starken, wohlgepflegten Tiere näher zu besichtigen, wechselten noch einige Reden über den stattgehabten Ritt mit den Knechten, welche die Pferde zur langsamen Abkühlung herumführten, und folgten dann der Einladung des Ritters, in das Haus einzutreten.

Beim Überschreiten der Schwelle gelangte man in die große Halle, welche durch die ganze Tiefe des Baues ging und nur spärliches Licht durch zwei kleine Fenster der Rückwand bei dem Herrensitz erhielt. Die rechte Seite derselben wurde fast ganz von dem großen, nach städtischer Sitte breit aufgebauten Herd eingenommen, auf welchem ein mächtiger Holzstoß flammte und über dem sich der umfangreiche, tief in breiter Wölbung herabgemauerte Schornstein öffnete. An der andern, mit Eichenholz getäfelten Wand liefen Bänke entlang, vor denen die breiten, schweren Tische standen, um welche die Dienstmannen und Knechte des Hofes zu den Mahlzeiten sich versammelten.

Der um wenige Stufen erhöhte Herrensitz in der Tiefe der Halle war nicht sehr geräumig, und der kleinere Tisch, sowie die geringe Zahl von Einzelsitzen um denselben und am Kamine zwischen den Fenstern machten es augenscheinlich, daß man bei größern Festlichkeiten, der städtischen Sitte folgend, Gäste auch in andern Räumen empfing und bewirtete.

Der Ritter trat auch heute diesen voran und öffnete die Thür eines Zimmers, in welchem er vertraulichern Verkehr zu pflegen gewohnt war. Es war ein niedriges Gelaß, dem jedoch dunkle, zierliche Holztäfelung an den Wänden und künstlich

geschnitzter Hausrat, wie ihn nur die reichen Bürger der Städte sich vergönnten, einen traulichen Anstrich erteilte. Auch hier brannte ein helles Feuer im weiten Kamin und erwärmte die durch dasselbe reichlich einströmende Zugluft. Die Sitze der verzierten Holzsessel und Stühle waren zu größerer Bequemlichkeit mit seidenen Pfühlen belegt und dicke Teppiche hingen in Schnüren seitwärts der Fenster und konnten zum Schutz gegen Kälte und allzugrelles Licht vorgezogen werden.

Jutta breitete eben über den Tisch ein feines Leintuch aus, wie solche, mit bunten Kanten verziert, die vornehmen Frauen auf den Burgen mit Herrensitzen, sowie die Nonnen in den Klöstern, mühsam zu weben und reichlich zu besticken verstanden. Der Truchseß hatte Wein in Kannen und die großen Becher aus Steingut schon herzugetragen und eine hübsche Magd des Hofes stand hinter der jungen Herrin und hielt den Imbiß bereit, welchen die Jungfrau auf den Tisch setzte.

Beim Eintritt der Männer wandte diese sich um, neigte sich tief vor dem Pater, um das heilige Kreuzeszeichen über ihrer Stirn zu empfangen, und begrüßte den Ratsherrn vertraulich, mit herzlichen Worten nach seiner Hausfrau und nach seinem kleinen Sohne sich erkundigend.

„Laßt es Euch unter meinem Dach gefallen, Pater Walthalun, macht es Euch bequem, Herr Werner,“ bewillkommnete der Hausherr nochmals die Eingetretenen und dann, sich zur Enkelin wendend, gebot er dieser:

„Reiche den Herren einen frischen Trunk, indes ich mich meiner schweren Waffen entledige; ich bin gleich wieder bei Euch, meine Freunde.“

Bereitwillig kam die Jungfrau dem Gebot nach. Sie füllte einen Becher bis zum Rande, und nachdem ihre Lippen denselben berührt, bot sie ihn dem Mönch dar.

„Auf gute Botschaft,“ sagte sie freundlich, und der Pater bewies sein Einverständnis mit ihrem Wunsch, indem er den Becher mit einem Zuge leerte.

„Das werdet Ihr kaum nachthun können, Herr Werner," scherzte sie, während sie dem Ratsherrn einen zweiten Becher eingoß, „ich muß also auf einen andern Spruch denken, damit Ihr nicht in den Verdacht schlechterer Gesinnung kommt! Auf Konrads Wohl also!"

„Wenn mein Bruder hier stände, Jungfrau, so würde er sich bei Euch bedanken; denn auch er heißt Konrad und würde gern so guten Wunsch von schönen Lippen vernehmen," versicherte der geistliche Herr.

Jutta errötete bis an die Wurzeln ihres blonden Haares. Sie war sonst nicht schüchtern, auch gewöhnt mit Männern zu verkehren und Scherzreden zu tauschen, fand aber jetzt keine schnelle Erwiderung für den Pater, der sie lächelnd ansah. In dieser Verlegenheit kam ihr der Bürger zu Hilfe.

„Lernt man in Hasungen jetzt so höfliche Sitte, ehrwürdiger Vater, daß Ihr Euch so gut auf schöne Lippen versteht? Euer Bruder hätte gewußt, welcher Konrad gemeint war; denn auch er hat schon seinen Becher auf das Wohl meines Söhnleins geleert."

Bevor der Zurechtgewiesene eine weitere Entgegnung fand, trat der Ritter im weiten bequemen Hauskleid von dunkelm Samt wieder ein, und das Mädchen schlüpfte hinaus.

„Nun berichtet, Herr Hermann, was Euch auf Euerm Ritt begegnete, was zu Maden verabredet wurde und was das Land zu Hessen zu hoffen oder zu fürchten hat!" rief der Mönch dem Ritter entgegen, als die Thür hinter Jutta sich kaum geschlossen hatte. Man merkte am Ton seiner Stimme, wie schwer es ihm geworden war, seine Ungeduld bis zu diesem Augenblick des endlichen Alleinseins zu bemeistern.

„Ich denke, wir haben Gutes zu hoffen," entgegnete der Ritter langsam und mit starker Betonung sprechend. „Die Versammlung war einmütig der Ansicht, daß Frau Sophiens von Brabant Sohn der rechtmäßige Erbe des Landes zu Hessen sei, und es wurde beschlossen, ihn für die Landschaft zu berufen."

„Er ist ein Kind, noch nicht vier Jahre alt, wie kürzlich sichere Kundschaft kam, und die Zeiten erfordern einen Mann!" meinte der Ratsherr nachdenklich, mit dem Daumen und Zeigefinger der Rechten seinen vor ihm stehenden Becher streichend.

„Das wußtet Ihr ja, als Ihr neulich mir zugabt, daß St. Elisabethen Tochter Sohn der rechtmäßige Erbe sei! Hattet Ihr Herren hier im Rate nicht beschlossen, nach Recht und Gerechtigkeit zu wählen?" fuhr der Pater auf.

„Gewiß," entgegnete der Bürger ruhig. „Nach Recht und Gerechtigkeit, doch auch mit Klugheit und die andern Erben sind nicht ohne Recht, wenn . . . ."

„Aber das ihre steht dem Recht des Kindes nach," fiel ihm der Mönch ins Wort.

„Herrn Werners Einwurf wurde oft geltend gemacht," sagte der Ritter, bevor der Ratsherr antworten konnte. „Doch waren wir alle in der Meinung einig, daß gerade die schwierigen Zeiten uns nötigen, einen Fürsten zu erwählen, der mit seinem guten Recht auch Liebe zu Land und Leuten verbindet und dessen Herz und Auge nicht an einer anderen Landschaft hängt. Will Frau Sophie uns ihren Erben geben, so muß das Kind hier bei uns und unter uns im Lande zum Manne heranreifen, auf daß es uns lieben lerne. Stehen wir einmütig und treu zusammen, so werden unsere Arme stark genug sein, das Kind zu stützen, und sein Recht zu verteidigen! So ist's auch in Euerm Namen beschworen, Ihr Herren, und so werden wir's halten!"

Beide Männer schlugen in die dargebotenen Hände des Ritters ein, der Ratsherr stumm, doch ohne Zaudern, der Pater mit dem lebhaften Ausruf:

„So lange ich lebe!"

„Es ist ein großes Unternehmen," sagte der Ritter nach einer kurzen Pause, „dessen das Land zu Hessen sich unterfangen, selbst einen Tag auf die alte Malstätte Maden zu berufen; denn es konnte in keines Herrn Namen geschehen. Als die Grafen und Landrichter ihre Botschaft umhersandten und

den alten Brauch forderten, waren alle Stände, die Grafen, Ritter, Edelleute und Obersten der Klöster und Städte, einmütig, daß in dieser Not das Land sich selber helfe und einen Tag ausschreibe, um nach Recht und Brauch den Erben zu wählen. Denn von je ist das Land zu Hessen freies Erbe und Stammland der Landgrafen von Thüringen, durch Erbschaft der Gisonen von Gudensberg gewesen."

„Die Boten zur Berufung waren eilig geritten, und nur kurze Frist war gesetzt; doch sah ich niemals die Versammlung größer."

„So waren also alle gekommen?" fragte der Mönch im höchsten Grade gespannt, und seine Augen leuchteten.

„Alle!" bestätigte Herr Hermann. „Ich war erst nach Wallenstein geritten, um zu hören, wie der Graf es hielt, da er als berufener Landrichter der vormaligen Herren von Hessen den Tag in Maden zu halten hatte."

„Wie ich meinen Schwager kenne, war er dazu bereit," warf der Mönch ein. „Sahet Ihr meine Schwester? Sie war viel kränklich und schickte um mein Kommen, weil sie des Rates bedarf. Sie will ein Jungfrauenkloster zu Nordshausen stiften."

Der Ritter nickte:

„Ich sah Frau Adelheid nur kurz. Die Burg war übervoll: denn von allen Seiten kamen Ritter und Edelleute dahin, um im Gefolge Eures Schwagers zu reiten. Er hatte alle seine Vasallen entboten, so daß für die Hausfrau nur eine kleine Kammer verblieben war, in welcher sie sich meist aufhielt. Sie sah gesund aus. Von ihren Klosterplänen sprach sie nicht, dazu fehlte die Zeit."

„Und Adalbert?"

„Er war, wie Ihr voraussagtet, bereit, seines Amtes zu warten und rüstete den Aufbruch mit uns zugleich, so daß es ein ansehnlicher Zug war, der von Wallenstein abritt. Der Graf voran mit dem alten Grafen von Felsberg und dem von

Bilstein, alle drei mit ihren adeligen Vasallen und Lehnsleuten, den Berlepsch, Sundheim, Wernswig, Stein, Borken, Boineburg, Buttlar, Hundelshausen, Harstall, Eschwege, Keudell und wie sie alle heißen. Der Graf von Bilstein allein hatte über fünfzig Ritter um sich. Auf allen Straßen trafen wir weitere stattliche Haufen, die desselbigen Weges zogen. Alle Städte hatten ihre Schultheißen gesandt und Amtleute und Geordnete ihnen zur Begleitung gegeben, ebenso die Klöster und Abteien. Auch die Grafen von Ziegenhain, Wittgenstein und Dassel trafen wir mit ihren Vasallen auf dem Wege. Ebenso die Wolffe und Groppen von Gudenberg, die Helfenberg und Gasterfeld, Hohenfels, Holsadel, Dalwigk, Trotten, Urff, Bischoffshausen, Linsingen, Hundt, Milchling und Hertinghausen, die Schencken von Schweinsberg, Baumbach, Nordeck, Biedenfeld, Besse, Falkenberg, Hebel und manche andere."

„Und Konrad?" rief der Mönch ungeduldig.

„Euer Bruder? Glaubt Ihr, der Besten einer im Lande, Herr Konrad von Elben, bleibe zurück, wenn es sich um so wichtige Sorge handelt?" fragte der Ritter.

„Ihr nanntet ihn nicht und ich fürchtete . . . ."

„Ich nannte gar viele nicht; denn wie kann ich alle aufzählen! Es ist keiner von den alten Geschlechtern zurückgeblieben; nur von den neuen Burgherren, denen die Ordnung ein Greuel ist, fehlten die meisten. Es waren aber auch viele Thüringer Herren gekommen und ritten mit uns, daher auf dem Wege von der Meinung wenig zu verspüren war. Die vier Herren wurden gegeneinander erwogen, aber die Ansprüche der Grafen Hermann von Henneberg und Siegfried von Anhalt hatten zu wenig Aussicht auf Erfolg, um in Betracht zu kommen. Auf dem Wege erschien es mir, als habe Markgraf Heinrich von Meißen zahlreiche Anhänger. Daß er vom Kaiser die Lehnsanwartschaft schon erhalten hat, machte ihm viele geneigt; doch hielten die meisten mit ihrer Meinung sorgfältig zurück.

Als wir die alte Stätte erreichten, hatte sich die Sonne

schon weit nach Westen gewandt, und wir suchten zuerst die Lagerplätze auf. Es war viel Gedränge und Wesens dort. Die reichen Frankenberger Handelsherren hatten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihre Kaufbuden zu errichten, andere Händler hatten hinter Karren und Tischen sich aufgestellt, und selbst Schaustände und Gaukler fehlten nicht. Bei der Eile, in welcher der Tag berufen worden, war die altgewohnte Ordnung bei Verteilung der Lagerstätten nicht immer beobachtet und erst nach längerem Suchen fanden wir den Platz für unsere Zelte nahe bei dem der Städte Eschwege und Allendorf, obwohl Kassel bei Beratung der Landesangelegenheiten zum Diemelstrom zählt.*)

Der Abend war hierüber angebrochen, und erst nachdem alles eingerichtet und meine Mannen und Tiere versorgt und untergebracht waren, machte ich mich auf, um in den Lagergassen, an Feuerstätten und Trinkbänken alte Genossen zu suchen. Ihr kennt die Örtlichkeit?" unterbrach sich der Ritter mit der Frage an seine Zuhörer. Der Ratsherr nickte stumm; der Pater verneinte jedoch.

„Ich bin niemals dort gewesen, obgleich ich mir schon oft vorgenommen, die Stelle aufzusuchen. Sie lag jedoch immer seitab von meinen Wegen und hat man, wie ich bei den Ritten im Lande, Botschaft zu tragen, so drängt meist die Zeit zur Eile."

„So gestattet, daß ich mit kurzen Worten Euch den Platz schildere, damit Ihr im Geiste Euch dahin versetzen könnt.

Unweit Gudensberg liegt das alte Dorf Maden, und westwärts davon, gleich da, wo das nächste Feld aufhört, und die Wiesen beginnen, steht der erste Stein, welcher die alte Malstätte des Gerichts bezeichnet, ein gewaltiger Block. Höher denn der größte Mann, gleicht er fast einem Felsen. Aber Menschenhände müssen ihn in Urväter-Vorzeit errichtet haben, wie seine glatt behauenen Seiten darthun. Ein weiter Plan dehnt sich von da aus, derartig von waldigen Bergen rings umgeben, daß die aus-

*) Siehe Piderit, Anlage I. S. 194. Ausgabe 1844.

gestellten Wachen jede Störung erspähen können, welche dem versammelten Gericht etwa naht. Oftmals saßen hier die Landgrafen selbst, wie Ihr wißt, um Recht zu sprechen, und forderten Grafen und Herren vor sich. Meist jedoch hielten die Landrichter den Tag und fällten mit dem gewählten Beistand der Grafen und Schöffen und mit dem Umstand der Edelleute das Urteil. Weitgezogene Schranken sichern den Platz vor dem Nahedrängen der Menge, und der Landrichter auf erhöhtem Sitz, allen sicht- und hörbar, trägt die Klage vor und befragt die gewählten Schöffen um Recht und Meinung. So ist's beim Gericht, und geradeso wird es bei den Landtagen gehalten. Jeder, der ein Recht zu Sitz und Stimme auf den Bänken der Dingstatt hat, darf in Ordnung seine Meinung sagen, wodurch sich denn die im Lande gehegten Wünsche kund thun. Der Platz für die Zelte und zur Lagerung liegt seitwärts nach dem Walde hin und war diesmal so dicht besetzt, daß man sich nur mit Mühe zurechtfand."

„Und konntet Ihr bei so großer Versammlung leibliche Nahrung finden, oder hattet Ihr Euch vorgesehen?" fragte Werner Wenigen; denn ein solches Entbehrnis erschien dem, an behagliches und reichliches Leben gewöhnten Bürger keineswegs ganz gleichgültig.

„O, deshalb hättet Ihr dabei sein dürfen, Herr Ratsherr," lachte der Ritter. „Für den Magen war ebenso gut gesorgt, wie für Kurzweil. Die Frankenberger hatten aus ihren großen Lagerhäusern und Kellern reiche Zufuhr gesandt. Sie haben stets die besten Vorräte; denn sie halten die Lager, aus denen sich die Schwaben und Thüringer die Erzeugnisse des Nordens und des Rheingaues holen. Ich trank da einen Wein, wie Ihr ihn wohl schwerlich besser in Euren Kellern habt, Pater Walthalun!"

„In unsern Kellern liegt kein feiner Vorrat," sagte kopfschüttelnd der Mönch. „Die Regel des heiligen Benediktus gestattet ihren Söhnen nur an Festtagen einen Becher zur Labe, und der ist nicht so köstlich, daß man ihn rühmen könnte!"

„Doch habe ich bei Euerm Abt schon zuweilen eine Kanne Wein getrunken, welchen das Ruhen in Euern kühlen Felsen gar feurig gemacht hatte," versicherte der Landrichter. „Ihr sollt demnächst dem Frankenberger die Ehre erweisen. Ich habe mir ein Fäßlein bestellt, welches mein Kämmerer zum Johannismarkt empfangen soll. Hab' ich ihn erst, so soll er die Probe meines Lobes vor Euch bestehen!"

„Will's nicht vergessen. Doch, jetzt sagt, was Ihr zu Maden erlebtet!" drängte der Mönch.

„Ja, Pater Walthalun," antwortete der Ritter heiter, „es erging mir an jenem Abend, wie jetzt Euch; ich war ungeduldig und neugierig, die Meinung der Gekommenen zu erfahren; wenig aber war davon zu verspüren. Als ich durch die langen Reihen der Zelte schritt, herrschte in den Gassen ein buntes, schier lustiges Leben, und man konnte angesichts desselben nur schwer an die Not und Drangsale des Landes glauben. Auch war es kaum möglich, in dem Gedränge eine vertrauliche Zwiesprache zu pflegen; denn viele Thüringer waren erschienen und hatten sich unter uns gesellt. Ich hatte manchen alten Freund und treuen Genossen früherer Fahrten darunter und wechselte manch trauten Gruß und ehrlich gemeinten Handschlag, doch mochte ich mit keinem der Herren über die Sache handeln, die mir am Herzen lag. Daß der Meißner die Thüringer Lande schon als Lehen des Kaisers besaß, gab ihm in jener Herren Augen ein Recht auch auf das übrige Erbe."

„Er soll ein reicher, hoffnungsvoller Fürst sein, gerecht und dem Frieden geneigt," warf der Ratsherr bedenklich ein. „Wie man erzählt, will er seinem Halbbruder Hermann von Henneberg Stadt und Gebiet Schmalkalden in Frieden abtreten."

„Das kann er gar nicht", rief der Pater heftig. „Schmalkalden, die Stadt, in welcher St. Elisabeth den letzten Abschied von ihrem Gemahl nahm, gehört zu den Allodialgütern des Hauses, von denen Frau Sophie unbestrittene Erbin ist."

„Gewiß, das ist sie," beruhigte der Ritter den Heftigen; „wenn indessen jene beiden Fürsten einig sind, wie hat dann Frau Sophie die Macht, es zu hindern? Schmalkalden ist eine thüringische Stadt, wir haben nicht hinein zu reden und wissen noch nicht einmal, ob sie überhaupt uns ihren Sohn als Erben geben wird. Der Brabanter Herzog lebt und hat sein gewichtiges Wort mit zu reden."

Betroffen von der Wahrheit dieses Einwurfes, schwieg der Mönch sinnend eine Weile und antwortete dann ruhiger:

„Es ist ein reiches Erbe, und der Herzog hat schon Kinder aus einer frühern Ehe!"

„Landgraf Heinrich Raspes dritte Gemahlin, Beatrix, war seine Tochter; auch lebt ein Sohn, welcher sich schon vermählt hat," erklärte der Ratsherr.

„So ist die Erbschaft dort schmal und wird gewiß nur widerwillig gegeben," rief eifrig der Mönch, „und bevor alles entschieden ist, hat der Meißner kein Recht, Städte zu vergeben."

„Auch wird die Herzogin gewiß die Stadt ungern missen," bestätigte Herr von Romrod. „Treuen Herzens erinnert sie sich jenes schweren Abschiedstages, allein für uns ist ihr Besitz unwichtig. Wir bedürfen eines Fürsten des Hessenlandes, der hier den mächtigen Grafen wehrt, sich noch mehr auszubreiten und alle alten Rittergeschlechter in ihre Lehnspflicht und Abhängigkeit zu bringen. Die Fehden der Herren und ihrer Vasallen nehmen kein Ende, und wir, die wir noch auf freiem Erbe sitzen, bedürfen zum Schutze unseres Eigentums einer Hand, die nicht für sich selbst begehrt, aber mächtig und schützend über allen waltet und dem Raubrittertum der verarmten Edelleute entgegen tritt; denn diese Herren verlocken uns unsere Hörigen auf ihre Burgen, und selbst besitzlos, schädigen sie jeglichen andern Besitz."

„Darüber habt ihr, Herr Landrichter, doch wenig zu klagen! Denkt an uns in den Städten, und wie wir gefährdet

sind. Kein Warenzug kann ruhig die Straßen ziehen, all unser Hab und Gut, ja unser Leben ist beständig bedroht von den Herren, die sich nicht für zu gut halten, uns zu berauben und unser Gut zu verprassen, die sich aber ehrlicher Arbeit schämen und mit Verachtung auf uns und unsern Fleiß sehen, dessen Früchte sie sich stehlen. Wahrlich! Herr Ritter, wenn Ihr Euch nach einem Herrn sehnt, mit dem vereint Ihr Euch mächtiger erheben wollt, um mit ihm im Lande zu herrschen, und wenn die Kirche hofft, durch den Enkel St. Elisabeths ihre Macht noch mehr auszubreiten, so verlangen wir Bürger keine besondere Gunst, sondern wünschen nur, daß ein Auge über dem Lande wache, welches jeglichen Stand vor Schaden bewahre und alle Gerechtsame in ihren Grenzen erhalte. Daß es dem Braunschweiger gelungen ist, sich der Stadt Münden zu bemächtigen, ist für den Handel von Kassel eine Schädigung, die nicht so belassen werden kann. Was ist dagegen der Verlust von Schmalkalden oder Eisenachs mit Wartburg?"

„Ihr habt wohl recht, Werner," pflichtete der Ritter bei, während er mit der Hand eine beschwichtigende Gebärde gegen den Mönch machte, der heftig einreden wollte. „Münden ist allerdings für Hessen ein wichtigerer Platz als jene Orte, allein der Braunschweiger hatte gültige Rechtsansprüche auf die Stadt; sie war der Abhängigkeit von dem fernen Thüringen müde geworden und fiel ihm freudig zu. Die Bürger von Eisenach dagegen haben der Herzogin Sophie Erbrecht anerkannt, und darum handelt es sich jetzt."

„Aber es ist nicht unsere Sache, diese Dinge zu entscheiden," fiel Walthalun unmutig ein. „Laßt uns lieber hören, wie Ihr in Maden zum Beschluß kamt! War derselbe einmütig? oder stimmten die Thüringe dagegen?"

„Nicht laut. Sie hatten vielfach vorher versucht, unsere Meinung für Heinrich von Meißen zu gewinnen; ich fürchtete beinahe, es wäre ihnen gelungen. Als ich spät am Abend mit Euerm Bruder Konrad und dem Ritter Werner von

Bischoffshausen zusammen stand, trat der Erbtruchseß Hermann von Schlotheim auch an uns heran. Ein feiner Herr, höflich und gewandt in seiner Rede."

„Ich kenne ihn," murmelte der Pater ingrimmig. „Er war in Reinhardsbrunn, als ich in Sachen des Klosters dort weilte. Ich hege kein Zutrauen zu ihm."

Der Ritter beachtete den Einwurf nicht und fuhr fort: „Er begrüßte mich als Landrichter weiland des Landgrafen von Thüringen. „„Mit Verlaub,"" — sagte ich ihm — „„ich bin hessischer Ritter, Herr Truchseß, und der Landgraf von Thüringen war Herr von Hessen; als solchem diente ich ihm.""

„Wer denn nun Herr im Lande sei?" — fragte er dann arglistig und schlau. Doch ich ließ mich nicht fangen. „„Ich sei hergekommen, es zu erfahren,"" antwortete ich ihm, worauf er seinen Meißner Herrn rühmte und dessen Erbrecht darstellte."

„Aber er ist kein Herr für uns!" schrie der Pater und schlug mit der Hand so heftig auf den Tisch, daß die Becher klirrten. „Wir haben lange genug die Gunst des Herrn mit fremdem Stamme geteilt, und es ist Zeit, daß Hessen den eignen Fürsten im Lande hat. Kümmerlich und arm sind die Klöster, Kirchen und Stifte im Hessenlande, von denen sich doch Gesittung und Wohlstand ausbreiten soll und ganz anders hat die Gunst der Herren diese in Thüringen begabt und geschützt. Was ist hier heilig? Nicht einmal das Eigentum der Kirche ist sicher vor der Habgier der Ritter auf den Burgen. Was helfen uns die Landrichter, Schirmvögte und Burgmannen? Sie schirmen ihre Güter, aber nicht die, über welche sie gesetzt sind."

„Oho, Pater," brach der Ritter aus. „Ich bin auch Richter und Schirmvogt und habe über jedes fremde Gut ebenso treulich gewacht, wie über mein eignes. Mich dünkt, auch Eure Wiege hat auf einer Burg gestanden, auch Eure Brüder haben Ritterrechte, welche ihr ihnen nicht ehrlos machen solltet."

„Wer spricht von Euch, Herr Hermann,“ sagte der Mönch, beschämt, daß er von seiner Erregbarkeit sich hatte hinreißen lassen. „Ich sprach nicht von den alten angesessenen Geschlechtern, denen Ihr und ich entsprossen. Ich sprach von den Grafengeschlechtern, welche die oberste Herrschaft an sich reißen möchten und in beständiger Fehde sich gegenseitig mit ihren Vasallen die Burgen berennen, die Dörfer einäschern und die Äcker verwüsten. Laßt's Euch von meinem Bruder, dem Schirmvogt von Haunungen, erzählen, was die Lehnsleute des Klosters zu erdulden hatten, als vor so und so vielen Jahren die Schartenberge, Groppe, Wolffe, Gasterfeld, Breidenbach und Brakel in Fehde lagen. Da war der Landgraf in Thüringen zu weit, uns seinen Schutz zu gewähren, und als endlich der Erzbischof von Mainz den Streit in Sühne brachte, gerieten wir nur in neue Abhängigkeit. Seitdem ist lange Zeit vergangen, aber die Häuser und Höfe, die man abbrannte, sind noch nicht wieder errichtet: von den Menschenleben will ich gar nicht reden.“

„Aber,“ warf der Ritter ein, „das geschah in ordnungsmäßiger Fehde, und die wird dauern, so lange die Welt besteht. Selbst der mächtigste Fürst wird solches nicht ändern können. Oder glaubt Ihr, wir würden einem Fürsten erlauben, in unsere Ritterrechte einzugreifen?“

„Nein, so thöricht bin ich nicht, solches zu glauben,“ versetzte der Pater, und ein halb spöttisches Lächeln zuckte um seinen feinen Mund. „Aber wir werden doch dann hoffentlich einen Herrn, statt der vielen, die es jetzt sind, im Lande haben, und der eine soll jeglichen Standes Rechte schützen und dem Schwachen beistehen. Ihr kennt die neuen Burgen genugsam, die, gleich Nestern der Raubvögel, auf jedem steilen Bergfelsen entstehen, und deren Herren keine Hufe des Landes ihr eigen nennen. Junge Söhne fremder Geschlechter sind es, die mit geringer Beute, verwildert, aus den Kriegen und Kreuzzügen heimkehrten, sich mit ihren liederlichen Gesellen einnisteten, dieweil kein Arm da war, der ihnen wehrte, und die nun beständig unsere

Hörigen und Lehnsleute verlocken, ihnen zuzulaufen, um sich mit deren Hilfe durch Raub zu bereichern. Deshalb brauchen wir einen Herrn, der bei uns ist, der nicht in fremden Händeln steckt, und dem die Not des Landes am Herzen liegt."

Der Ratsherr nickte, und Walthalun fuhr fort:

„Da erzeigt sich Gott dem Lande Hessen gnädig und vergönnt ihm einen Erben aus dem Blute St. Elisabeths. Wie darf man da zweifeln, ihn zu erwählen? Weil er noch ein Kindlein ist? Aber gerade, weil er noch ein Kind ist, wird er das Land, in dem er aufwächst, lieben lernen ...."

„In dem er aufwächst?" griff Werner Wenigen die Rede auf. „Löwen in Brabant ist von uns weiter entfernt als Meißen, Sitten und Gewohnheiten sind dort andere als hier und ..."

„Nein," schnitt der Mönch dem Bedächtigen das Wort ab; „haben wir uns Heinrich von Brabant erwählt, so gehört er auch zu uns! Klöster und Schulen giebt es genug, wo der junge Fürst aufwachsen kann in Zucht, Ehren und Sitten des Landes."

„Wollt Ihr Mönche ihm eine Amme halten?" lachte der Ratsherr spottend. „Ich denke, sie ist ihm nötiger als die Pergamente, die Ihr ihm in Eurer Zelle vorzusetzen vermögt!"

„So laßt doch das Streiten," beschwichtigte der Hausherr, während er die Becher auf's neue füllte. „Ihr waret ja ganz meiner Meinung, Werner, daß Frau Sophiens Sohn der nächste Erbe des Fürstentums sei, und daß wir ihn um der Aufrechterhaltung des alten Rechtes willen erwählen müßten."

„Das meine ich auch heute noch, doch vor so gewichtiger Entscheidung wägt man wohl auch noch einmal das andere Recht. Was Herr Heinrich von Meißen ist, wissen wir allesamt, und müssen zugestehen, daß er ein Herr ist, der gutes Zutrauen verdient; was der vierjährige Knabe dem Lande einmal sein wird, können wir nicht voraussehen, und wenn die Klöster ihn in ihre Zucht nehmen, so sehe ich kein Heil mit ihm erwachsen."

„Glaubt Ihr, wir wollten ihn zum Mönche machen und das Land zum geistlichen Bistum?" rief der Pater, und seine Stirnader schwoll mächtig an, „oder welchen Schaden fürchtet Ihr von uns für ihn?"

„Von Euch fürchte ich keinen Schaden, sondern hoffe nur Nutzen für den Knaben, Pater, aber könnt Ihr bei Eurer Liebe zum Land mich tadeln, wenn ich zurückdenke an das, was Magister Konrad von Marburg aus der Großmutter machte, und wenn ich in dieser Erinnerung fürchte, der Knabe könnte gleiche Neigungen geerbt haben? Könnte ein Heiliger uns nützen? Zweimal zu bedenken und einmal zu handeln, lehrte mich mein Vater."

„Nun, zum Bedenken ist es zu spät," entgegnete der Ritter. „Ich sagte es Euch ja schon. Ganz wie bei Euch beiden hier fand ich am Vorabend der Versammlung die Stimmung in Maden: überall dieselben Bedenken und Erwägungen, nirgends eine feste Meinung, so daß auch ich in meiner festen Zuversicht, wir sollten nur nach Recht und Brauch wählen und keine andere Rücksicht hegen, schier zweifelhaft wurde; denn die Verantwortung für lange, ferne Zeiten stand mir lebendig vor dem Sinn. Ich hatte soviel darüber geredet und davon gehört, daß ich die ganze Nacht keinen Schlaf fand und mich mit Bangen und Zweifeln auf meinem Lager wandte. Endlich gegen Morgen ward ich ruhiger, schlief ein und erwachte in dem zuversichtlichen Glauben, Gott habe uns in dem Kind aus dem Geschlecht der Heiligen den rechtmäßigen Herrn erweckt. Ich war mir gewiß, daß nur aus seiner Erwählung dem Lande Heil und Segen erwachsen könne. Ich hatte inbrünstig, ehe ich einschlief, zu Gott und den Heiligen gebetet, und da ich erwachte, und jede Unruhe von mir gewichen war, bereitete ich mich getroster, als ich gefürchtet hatte, zu der Wahl.

„Ernst und schweigsam trat die Versammlung am frühen Morgen zusammen. Der Landrichter nahm seinen Sitz; wir suchten still die unsrigen auf den Bänken, und als dann in

kurzer Rede der Richter die Lage im Land vortrug, das Recht der verschiedenen Erben klar darlegte und die Frage that: welches Erben Recht nach Brauch des Landes vorangehen müsse?" da geschah das Wunder, daß alle Grafen, Ritter, Edelleute, die Obersten der Geistlichen und Städte des ganzen hessischen Landes sich erhoben, und einmütig anerkannten: „„daß der junge Herzog aus Brabant, St. Elisabethen Tochter Sohn, der rechte Erbe des Fürstentums sei, und wir verbanden uns zusammen bei unserm Eid, in Ehren und Treuen, tot und lebendig beieinander zu stehen und zu halten für den jungen Herzog."" *)

„So ist nun also der junge Heinrich unser feierlich und einmütig erwählter Erbe und Herr!"

„Ferner wurde beschlossen, die Botschaft dessen, was geschehen, an Frau Sophie zu senden und ihr zugleich Kunde zu geben von allen Städten, Orten und Burgen, die ihr zugehörig sind, sowie über die Grafen, Herren, Ritter, Klöster, Stifte und sonstige Vasallen, welche Lehen von ihr tragen, wie auch der Herren, welche unmittelbaren Gerichtsbesitz in Hessen haben, zu denen auch mein Geschlecht und das meines Enkels von Rodenstein auf Blankenstein gehört."

Der Ritter schwieg, und auch seine beiden Zuhörer sahen ernst vor sich hin. Sie alle drei waren Männer, denen das Wohl des Landes am Herzen lag, und sie waren sich bewußt, daß die Entscheidung in Maden, welche das Land von der Jahrhunderte alten Verbindung mit Thüringen löste, von weittragenden Folgen sein mußte. Sie alle drei waren bereit, den Schwur, der auch in ihrem Namen geleistet worden war, voll und ganz zu halten.

Der Ratsherr, vorsichtig immer an das Nächste denkend, brach das Schweigen zuerst:

*) Nach Gerstenbergs hess. und frankenbergischer Chronik. Siehe auch Rommel Bd. II. Anmerkung. S. 18.

„Wer wird die Botschaft sicher nach Brabant tragen?“

„Eine Abgesandtschaft der Grafen, Ritter, Städte und Klöster wird nach Löwen reiten und die Herzogin einladen, mit dem Sohne nach Hessen zu kommen, dessen Erbe zu empfangen. Ich selbst werde dabei sein.“

„Ihr, Herr Hermann?“ fragte erstaunt der Pater: „Was soll indessen hier, und was aus Euern Enkelkindern werden? Wollt Ihr sie allein lassen?“

Der Ritter lachte laut auf:

„Soll ich um Weiber und Kinder ruhig in der Halle sitzen?“ rief er aus. „Hat Euer Vater es so gehalten, oder glaubt Ihr, Euer Bruder wolle, wenn er sich die Hausfrau heimgeführt, auf seiner Burg still liegen? Auch weiß ich, die Bürger werden Jutta kein Haar krümmen lassen, wenn sie in Hut meines treuen Marschalls und ihrer Frauen hier verbleibt. Sie kann aber auch zu den frommen Frauen auf den Ahnaberg hinauf gehen, wo sie vordem ihre Kindheit zugebracht hat. Um Gottfried ist es mir eine weit schlimmere Sorge. Ich wollte ihn schon seit länger in strenge Zucht geben, und wenn ich reite, wird dies für ihn und mich zur Notwendigkeit werden.“

„Ist der Knabe so unbändig, daß Ihr Euch nach einem Zuchtmeister für ihn umseht, so gebt ihn uns,“ sagte Pater Walthalun, „doch deucht mich, er sei noch jung?“

„Er ist fast zehn Jahre alt. Unbändig? hm, wie Ihr es nehmt. Der Schwester und mir gehorcht er auf's Wort, aber von den Knappen und Knechten des Hofes verlangt er Gehorsam. Dazu sind nicht immer alle bereit, und da er meist mit Heftigkeit auf seinem Willen beharrt, und weil Meinhard ihn früh gewöhnt hat, sich als Herrn zu fühlen, so entsteht oft Zwistigkeit. Ich mag ihn ohne meine Aufsicht hier nicht belassen. Auch soll er Lesen lernen und den Schreibstift selber führen können. Er wird dermaleinst ein reicher Ritter sein, viel eigene Hufen, Dörfer und Gefälle haben; da nützt ihm

sein gutes Schwert und Ritterwort allein nicht mehr, sich sein Recht zu erhalten."

„So gebt ihn uns getrost," rief der Mönch. „Ritterehre und Rittertugend wird auch im Kloster gelehrt. Wir haben gar viele Söhne der alten, vornehmen Geschlechter in der Schülerzelle, die das weltliche Kleid tragen und auch bei uns lernen, das Roß zu tummeln und den Speer zu werfen. Ich selbst werde mich des Knaben annehmen!"

„Und ihn fischen lehren?" neckte der Ratsherr. Doch ließ sich der Pater diesmal nicht reizen.

„Auch das und noch dazu manch anderes nützliche und vergnügliche Ding," antwortete er. „Ihr habt wohl niemals selbst mit der Angel am Wasser gesessen oder Euer Netz ausgeworfen, Herr Werner?" fragte er weiter, und als der Bürger lachend verneinte, fuhr er fort: „Nun, so wißt Ihr auch nicht, wie vergnüglich es ist und keineswegs eine so ruhige Beschäftigung, wie sie aussieht: denn immer hat man aufzumerken, zu sinnen und zu trachten, wie man die Fischlein beschleiche, die gar nicht so dumm sind, nur so in die Angel einzufallen. Man muß ihnen ablernen, welches ihre Leckerbissen sind, um sie ihnen als Köder zu bieten; auch muß man sorgen, daß die Schnur nicht allzu sichtbar ist, und muß sich die Stunden merken, an denen sie ausschwimmen, ihre Mahlzeit zu suchen; sie halten ebenso auf Ordnung, Tag und Stunde, wie alle Kreatur."

„Ei, Pater Walthalun!" lachte der Ritter. „Ich merke, daß der Abt gar nicht so weise handelte, als ich gedacht. Er setzte Euch zum Fischmeister des Klosters, um Euch zur Ruhe zu zwingen und um Eure Leidenschaft zum Jagen zu bändigen. Statt dessen habt Ihr Euch der Leidenschaft des Fangens ergeben und wollt mir nun auch den Enkel verführen?"

„Habt darum keine Sorge, Herr," versetzte der Geistliche ernst und mit einem Schatten von Trauer in seinen edeln

Zügen, der deutlicher von den Kämpfen seines leidenschaftlichen Herzens sprach, als seine frühere Heftigkeit. „Euerm Enkel wird es nicht verwehrt sein, seiner Neigung zum Jagen durch Wald und Flur zu folgen; der Fischfang wird ihm daher schwerlich gefährlich werden. Ich wurde als Kind schon, wie Ihr wißt, in den Zipfel der Altardecke gebunden. Aber die Heiligen haben wenig Gefallen an mir gefunden und mir den Sinn nicht immer nach dem Himmel gelenkt. Der Böse versucht mich oft, erweckt mir Freude an weltlicher Lust und erregt mir Streit mit den andern Vätern und Brüdern im Kloster. Da erweist sich der Fischfang als gar heilsames Zuchtmittel; denn dieweil ich am Wasser sitze und den Frieden Gottes in Wald und Feld verspüre, senken ihn die Heiligen auch mir ins Herz. Zudem ist es eine heilige Beschäftigung. Unser Herr und Meister Christus selbst ist mit den Jüngern hinausgezogen, Fische zu fangen, und sandte dann die frommen Männer in alle Welt, so wie die Fischlein auch die Menschen zu fangen für seine heilige Kirche. Daher ist es für einen Klosterbruder eine Gott wohlgefällige Handlung, seine Netze auszuwerfen in das Wasser und in die Welt." *)

„So wollt Ihr wirklich Euer Netz nach meinem Gottfried auswerfen?"

„Zu seinem Heil und unsres Klosters Ruhm und Ehre," bestätigte der Pater. „Einem ehrsamen Ritter wird die strenge Klosterzucht zum Segen gereichen, wenn er dereinst als Herr gebieten wird. Für mich ist es ein glücklicher Tag, wenn ich zwiefach gute Kunde heimbringe."

Er erhob sich, und der Ratsherr folgte seinem Beispiel.

„Wollt Ihr nicht hier auf dem Hofe nächtigen, ehrwürdiger Vater?" fragte der Ritter, als der Mönch seine Kutte zurecht schob und sich der Thür zuwandte.

*) Der Benediktiner Mönch Walthalun von Hasungen hatte im Jahre 1242 in Wolfhagen Fischereien gepachtet. Siehe Zeitschrift für hess. Geschichte. Bd. III. S. 145.

„Es ist einer der dienenden Brüder mit mir. Wir haben unsere Tiere in der Herberge an der Fulda eingestellt und müssen vor Tag reiten," lehnte der Mönch mit dankender Neigung des Hauptes die Einladung ab. „Doch wann darf ich sagen, daß man Euch mit Gottfried im Kloster erwarte?"

„Ihr seid schnell, Vater! Seid Ihr der Zustimmung des Abtes so sicher? und wo bleibt da Herrn Werners Rat, zweimal zu bedenken und einmal zu handeln?" antwortete der Landrichter.

„Gottfried wird weniger freudig kommen, als der Abt einwilligt, doch zweifle ich nicht, daß es ihm bei uns gefällt. Aber was wollt Ihr bedenken? Ihr zieht nach Brabant, hier kann der Knabe nicht bleiben, also . . . .!"

„Ist Euer Kloster allerdings der beste Ausweg. Erwartet mich mit Götz am letzten Tage der Woche. Der Abt wird bis dahin zurück sein?"

„Sicherlich!"

Bevor Walthalun, dem die beiden andern folgten, die Thür erreichte, wandte er sich um, reichte dem Bürger und dem Ritter zugleich die Hände und sagte mit feierlichem Ernst und gehobener Stimme:

„Und verbinden uns mit unserm Eid, in Ehren und Treuen, tot und lebendig beisammen zu stehen und zu halten zu dem Kind von Hessen!"

„Amen," sagten der Ratsherr und Romrod und gaben dem Mönch, der das Zeichen des Kreuzes über sie schlug, den Handschlag. Dann folgten sie dem Voranschreitenden durch die Halle und über den dunkeln Hof zum Thore hin, wo sie mit nochmaligem festen Händedruck schweigend sich trennten.

Zweites Kapitel.

An einem der nächsten Morgen war es auf dem Burghof zu Kassel früher als sonst lebendig.

Das tiefe Thal lag noch in duftigem Schatten unter dem leichten Schleier der weißen Nebel, die allmählich und leise aufstiegen. Langsam erhob sich die Sonne über dem Rücken der waldigen Berge und ließ die kleinen, grünlichen, in Blei gefaßten Fensterscheiben des Herrenhauses in ihren ersten Strahlen erglänzen, und auf der niedrigen Mauer begrüßte der goldbraune Hahn mit lautem Krähen das junge Licht.

Die Knechte und Knappen gingen mit Waffen und Zaumzeug zwischen den Ställen und Häusern ab und zu. Des alten Marschalls Stimme befahl laut, die Rosse wohl zu verpflegen und sorgfältig zum Ritt zu rüsten, und als die Tiere dann aus den Ställen in den Hof geführt wurden, trat er selbst, schon vollständig gerüstet, heran, um zu prüfen, ob das Haar derselben gehörig geglättet, der Hufbeschlag in Ordnung und sonst alles wohl im stande sei, damit das Abreiten des Herrn nachher keine Verzögerung erleide.

Das weit geöffnete Hofthor hatte, wie es schien, schon einen Gast eingelassen; denn einer der Knechte hielt ein zum weitern Ritt aufgezäumtes Pferd am Zügel und hatte Mühe, das mutige Tier zu bändigen.

Mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, stand ein

schlanker, blonder Knabe von etwa zehn Jahren; doch mochte er leicht älter erscheinen, als er war; denn der Ausdruck festen Willens, in diesem Augenblick sogar der eines gewissen Trotzes in seinem hübschen, regelmäßigen Gesicht und die ganze abweisende Haltung seiner kräftigen Gestalt standen in Widerspruch mit den noch kindlichen Zügen. Es war Gottfried von Rodenstein, der Enkel des Herrn von Romrod. Seine Schwester Jutta stand vor ihm, hielt seine beiden Hände gefaßt und sprach ernst und eindringlich zu ihm; der Knabe hielt den Blick gesenkt und die Lippen fest geschlossen wie jemand, der gewillt ist, kein Zugeständnis zu machen. Als das Mädchen schwieg, hob er den Kopf mit übermütigem Lachen und schaute mit seinen ehrlichen, blauen Augen zu ihr empor.

„Ich fürchte Klostermauern nicht mehr als Stadt- oder Burgmauern,“ sagte er verächtlich, „und werde schon heraus zu kommen wissen!“

„Das wirst Du nicht, Götz,“ sagte Jutta und konnte ein leichtes Erschrecken nicht bergen. „Du wirst Dich fügen und thun, was man von Dir verlangt.“

„Ich will weder Mönch noch Schreiber werden; von mir bleiben die alten Pergamente sicher ungelesen! Ich bin ein Junker und werde mir den Ritterschlag verdienen so gut wie einer im Lande! Was geht mich Schreibstift und Schreibtafel an!“

„Es ist heilsam, nützlich, ja notwendig jetzt, daß auch der Ritter endlich selber den Stift zu führen und die alten Schriften zu lesen lernt. Die Bürger in den Städten beschämen darin und in gar manchen andern Dingen die Herren auf den Burgen. Das muß sich ändern,“ sagte die Schwester im Tone ernster Überzeugung.

„Wozu?“ fragte der Knabe, und warf stolz die Lippen auf. „Ein Ritter hat Besseres zu thun, als alte Pakte zu lesen und nachzumalen. Dazu sind Mönche genug in den Klöstern, und Handelsrechnungen wie die Krämer habe ich nicht zu führen!“

Jutta machte eine geringschätzige Bewegung des Kopfes, als sie erwiderte:

„Unritterliches wird Dir nicht zugemutet. Bürgerliche Hantierung sollst Du so wenig lernen wie Mönchswesen. Aber die Schriften, darin sie jetzt die Gerechtsame und Zuständigkeiten aufsetzen, mußt Du zu lesen verstehen, bevor Du das Zeichen darunter setzest, welches für so gut als Dein Ritterwort gilt."

Der Knabe gab keine Antwort, und das Mädchen fuhr daher fort:

„Es ist schlimme und treulose Zeit, Götz! Der Ritter muß sich wehren und vorsehen, seit so viele arme Edelleute, die sich im Krieg und Spiel Geringes gewannen, auf steilen Bergen ihr Nest bauen und durch Raub und Mord auf Wegen und Straßen nach Reichtum trachten. Auch von den alten Geschlechtern finden manche solche Gewalt nicht unrühmlich und ziehen ihr Schwert gegen Bürger und Bauern, wenn diese ihrem Schutz oder Geleit sich nicht unterwerfen wollen. Seitdem hat das Ritterwort allein nicht mehr guten Klang. Laß Dir erzählen, wie es unserm Vater mit seinen Ganerben, den Hohenfels, ergangen:

„Diese waren mit ihm einig geworden, ein schon lange strittiges Stück Land, welches in ihren Grenzen lag, von ihm zu kaufen. Der Vater ist's endlich zufrieden und reitet nach Buchenau, wo bei den Vettern der Hohenfels der Handel vor Zeugen gebrieft werden soll. Der Schreiber auf der Burg hatte den Pakt aufgesetzt, und nach einem lustigen Mahl mit den Rittern in der Halle begab sich der Vater ins Schreibergemach und ließ sich die Schrift vorlesen. Mühsam setzte er dann das Zeichen darunter, welches er für seinen Namen zu machen pflegte, und nach ihm that der Hohenfels und nach diesem der Buchenau als Zeugen dasselbe. Nachher, als der Vater den Kaufschilling forderte, stellte sich heraus, daß nichts davon in der Schrift stand, sondern nur: daß der Vater jenes Land den Hohenfels als ewiges Eigentum belasse. Da stand's, klar und deutlich für jeden, der lesen konnte, und das Namenszeichen des Vaters

ebenso deutlich darunter. Er hat's nicht verwunden, daß er für sein Recht nicht zum Schwert greifen konnte, ohne sein Ritterwort zu brechen. Oft, wenn Du als kleiner Bube zu seinen Füßen spieltest, sagte er: „„Der Knabe muß selber Lesen und Schreiben lernen."" Auch dem Großvater hat die Kunst häufig gefehlt, und er stimmte dem Vater zu. Lerne daher in Hasungen fleißig und denke nicht daran, über die Mauer zu entkommen."

„Nein," rief der Knabe, auf dessen beredtem Antlitz nun der Trotz der Zornesröte und Entrüstung gewichen war. „Nein, ich werde lernen, was nötig ist, um mich gegen solche Schändlichkeit zu sichern; aber warum ritt der Vater nicht mit seiner ganzen Sippe gegen die Ritter? Es war schändlicher Betrug!"

Die Jungfrau zuckte mit den Achseln.

„Konnte er es beweisen? Sein Zeichen stand da, und der Schreiber und die Ritter schwuren, daß ihm vorgelesen sei, wie es geschrieben stand. Er war kein Freund von Geschäften, hatte Eile gehabt fort zu kommen und wohl nicht zugehört, was der Schreiber gelesen. Der alte Buchenau war ein ehrenhafter Mann; er setzte sein Wort ein, daß die Schrift nach den letzten Verabredungen aufgesetzt war, und so mußte es also bleiben. Aber immer hat der Vater gesagt, daß er niemals würde unterschrieben haben, wenn er selbst hätte lesen können. Als er schon verwundet lag und nur noch mühsam sprechen konnte, sagte er noch zum Großvater:

„„Sorgt, daß mein Götz selbst lesen lernt.""

Der Knabe war nachdenklich geworden.

„Warum sagt der Großvater mir das nicht? Ich wäre dann lieber gegangen, um zu lernen! Es wird ja zu lernen sein?" setzte er zögernd hinzu, und man sah seinem hübschen, lebens- und ausdrucksvollen Gesicht an, daß ihm die Aufgabe schwer zu lösen erschien.

„Ist der Großvater Dir schuldig, zu sagen, warum er Gehorsam verlangt?" fragte Jutta scharf. „Ich sollte meinen,

Knaben wie Du hätten zu folgen und nach keinem „warum" zu fragen!"

„Aber Du sagst es mir doch!"

Das Mädchen schwieg betroffen. Des Knaben Bemerkung hatte sie erst aufmerksam gemacht, wie sie des Großvaters Absicht, unbedingten Gehorsam von dem Knaben zu fordern, vereitelt hatte.

„Ich!? Ja, ja, es ist sehr unrecht von mir," stammelte sie. „Du hast mich erschreckt mit Deiner Drohung, den Klostermauern zu entfliehen, und ich wollte Dir zeigen, wie alles, was der Großvater für Dich ordnet, zu Deinem Heil geschieht; ihm aber wollte ich Ärger und Verdruß über Deine Widerspenstigkeit ersparen."

„Es war kein Unrecht von Dir, Jutta," sagte Gottfried finster. „Ich werde nun gehorchen, aber ich hätte es lieber gethan, wenn der Großvater mir den Grund gesagt hätte. Er kann diese Mönchskünste selbst nicht und ist doch der angesehenste Ritter im Land."

„Das hat nichts mit Ansehen zu thun," erwiderte die Maid. „Sonst müßten ja die Schreiber hochangesehene Leute sein! Aber sie sind Ministerialen, Unfreie, die jedem dienen, und deshalb, weil sie feil sind, und weil das einfache Wort der Ritter auf Treue und Glauben nicht mehr gilt in dieser wilden Zeit, muß jeder selbst lesen können, damit er nicht betrogen werde."

„Und deshalb," rief der Knabe heftig, „sollte mir der Großvater sagen, warum ich unritterliches Ding lernen muß. Wenn er mich heißt, den Speer zu werfen, das Schwert zu schwingen, das Roß zu tummeln, so braucht er keinen Grund zu sagen; denn ich weiß, daß dies Ritterbrauch ist. Aber in ein Kloster gesperrt zu werden, gezwungen den Stift zur Hand zu nehmen, das ist unritterliche, unziemliche Handlung und . . ."

„Still!" gebot die Schwester und legte gebieterisch dem heftigen Knaben die Hand auf die Schulter.

„Gehorsam ist das erste Verlangen an einen, der einst

ein rechter Mann sein will. Hermann von Romrod, der nie Ungerechtes von einem andern forderte, wird einem Knaben, wie Du, keine Gründe sagen sollen! Du weißt jetzt, daß er sie hat und wirst sie ehren!"

„Grüß Gott, Jungfrau Jutta!" sagte in diesem Augenblick eine voll und angenehm klingende Stimme hinter der Maid, und als sie sich umwandte, erstaunt über den hier zu Lande ungewöhnlichen Gruß, sah sie in das freundliche, schöne Antlitz eines stattlichen Ritters, der eben mit dem Großvater aus dem Hause getreten war.

Er hatte die ersten Jahre der Jugend wohl überschritten, und aus seinem gebräunten Antlitz sprach der Ernst des Mannes; seine ungewöhnlich hohe Gestalt war schlank und ebenmäßig gebaut, und unter der schweren Bewaffnung, welche er trug, dem Kettenhemd, welches den ganzen Oberkörper und die Schenkel bedeckte, sowie dem Brustharnisch und dem breiten Schwert, bewegte er sich so leicht wie unter dem Samtgewand. Die Züge seines Antlitzes erinnerten an Pater Walthalun, doch waren sie nicht so scharf geschnitten, und aus seinen braunen Augen sprach mehr ruhige Besonnenheit als Leidenschaft, wenn schon auch sie von innerer Bewegung aufzuleuchten vermochten, wie eben jetzt, da er vor der Jungfrau stand.

„Herr Konrad von Elben," sagte sie zart errötend, ihre Hand in die dargebotene Rechte des Ritters legend. „Ich wußte nicht, daß Ihr es waret, der zum Großvater gekommen. Er hatte nicht gesagt, daß er Euch erwartete."

„Er sagt nie etwas," warf der Knabe finster ein, für den der Ritter noch keine Zeit zur Begrüßung gefunden hatte, und der die kleinste Nichtbeachtung nur mit Ungeduld ertrug.

„Er konnte nicht sagen, was er nicht wußte," entgegnete jener. „Ich kam gestern Abend spät herein und erfuhr von Werner Wenigen, daß Herr Hermann seinen Enkel den frommen Vätern in Hasungen anvertrauen will. Damit bist Du auch mir anvertraut, Gottfried," wandte er sich zu dem

Knaben und strich ihm über das lange blonde Haar. „Du weißt, ich bin Schirmvogt des Klosters. Ich reite auch heute hinaus und komme deshalb herauf.“

Gereizt und unwirsch durch die Erinnerung an das, was ihm bevorstand, entzog sich Götz der Hand des Ritters und eilte zu den Pferden, welche die Knechte zum Besteigen bereit hielten, während Romrod an die zurückbleibenden Knappen noch einige Befehle erteilte.

„Was hat der Knabe?“ fragte Elben und sah lächelnd dem Davoneilenden nach.

„Laßt ihm Zeit, sich zu besinnen,“ bat Jutta. „Er war noch niemals von allem getrennt, was zu ihm gehört. Der Abschied von hier und die Mauern des Klosters bedrücken ihm das Herz!“

„Das wird schnell überwundener Schmerz sein! Er findet im Kloster unter vielen Gefährten ein fröhlicheres Leben, als er gar oft hier hat. Möchten die Heiligen geben, daß auch uns jede Last so sicher vom Herzen genommen wird, wie ihm die seinige.“

Das Mädchen antwortete nicht. Ihr Blick schweifte in die Ferne, und sie vermied es, dem Auge des Mannes zu begegnen, der leicht sich vorbeugend das ihrige suchte.

„Jutta,“ sagte er dann leise und legte seine Hand auf die ihren, welche verschlungen vor ihr auf der niedern Mauer ruhten.

Sie zuckte leicht zusammen unter der Berührung und vor dem innigen Ton, mit dem der Ritter ihren Namen aussprach; aber sie sah ruhig zu ihm auf, und begegnete vertrauensvoll seinem ernsten liebevollen Blick.

„Ihr wißt,“ fragte der Ritter, „welche schwere Zeit auf dem Lande liegt, welches wir alle lieben?“

Das Mädchen nickte.

„Soll das große Werk, daß wir uns selbst einen Herrn erwählen, gelingen, so darf niemand auf sich sehen und eigner Wünsche Erfüllung erstreben; Auge und Herz jedes einzelnen darf nur der Sache des Landes gehören, der unser einmütiger

Schwur zu Maden galt: „„Tot und lebendig bei einander zu stehen für das Kind von Hessen.““*) Aber ein anderes dürfen wir thun, Jutta! Wir dürfen beten, daß die allerheiligste Jungfrau unsere Sache leite und führe und unsere Wünsche mit Gewährung segne. Werdet ihr das ebenso thun wie ich?“ fügte er mit dringend bittender Frage hinzu.

„Bei Tag und bei Nacht,“ flüsterte sie, und ihr Auge verriet, was der Mund verschwieg.

Der Landrichter von Romrod trat mit Götz herzu und mahnte an den Abschied.

Jutta umschlang den Knaben mit größerer Zärtlichkeit, als sie sonst zu zeigen pflegte. Das brach auch Götz' mühsam behauptete Fassung. Er umfaßte thränenden Auges die Schwester und ließ den Kopf einen Augenblick auf ihrer Schulter ruhen. Dann aber beschämt über solchen Ausbruch seines Schmerzes, riß er sich ungestüm los und eilte zu seinem Pferd, welches ihm der alte Marschall selbst vorführte.

„Ich komme noch vor Abend zurück,“ sagte Romrod der Enkelin die Hand bietend.

Auch Elben hielt die seinige hin und bat: „Einen guten Reisewunsch für die Fahrt nach Brabant!“

„Gott gebe euch fröhlichen Ritt, dieweil ich bete, und gesegnete Heimkehr, Herr Konrad!“ versetzte sie leise und legte ihre Hand in die des Ritters, der sie mit festem, warmen Druck umschloß.

„Vor der heiligsten Jungfrau Himmelsthron werden wir täglich zusammen sein, Jutta! Gott und seine Heiligen nehmen Euch in Schutz!“

Der Ritter wandte sich und folgte Herrn von Romrod, der sein Roß bestieg.

---

*) Daß Heinrich I. das Kind von Hessen, und niemals Kind von Brabant hieß, siehe Rommel, Bd. II. Anmerkung II: Puer de Hassia ist ein Anspruchstitel und bezeichnet den Besitz, nicht die Abstammung. Er konnte daher nur heißen: das Kind aus Brabant.

Drittes Kapitel.

Der kleine Reitertrupp, die beiden Ritter voran, gefolgt von dem Marschall mit Gottfried und einigen gewappneten Knechten, war die kurze aber steile Anhöhe, auf welcher der Burghof lag, herunter geritten, kreuzte den Platz, auf dem die alte, baufällige St. Cyriakuskirche stand, und lenkte in eine enge, schmutzige Gasse ein, welche von kleinen schlecht gebauten Häusern eingefaßt, in gerader Richtung zum Marktplatz führte. Hier lag das Rathaus und einige ansehnlichere Häuser wohlhabender Bürger; aber auch hier in dem besten Teile der Stadt war alles dürftig. Die Gebäude waren aus Balkengefüge und Lehmsteinen errichtet und meist schmal und unansehnlich. Wenige nur verrieten die Wohlhabenheit ihrer Besitzer durch ausgebaute Erker mit eingefügten Fenstern und in Blei gefaßten Scheiben grünlichen Glases; die meisten entbehrten noch dieser Annehmlichkeit, und die Bewohner begnügten sich mit Holzläden, Teppichen oder eingespannten Tierblasen, welche das Tageslicht nur unvollkommen eindringen ließen. An einigen Häusern waren hübsche Zieraten und Schnitzereien am Gebälk angebracht, und diese fielen bei der ringsum herrschenden Ärmlichkeit vorteilhaft auf. Jedoch hatten auch diese das übliche tief herabhängende Strohdach und waren nach niedersächsischer Bauart mit dem Giebel der Straße oder dem Platz zugekehrt, wodurch sie mehr Tiefe als Breite gewannen. Das

Rathaus allein war ein etwas ansehnlicherer Bau mit mehreren Stockwerken und einer Bedachung von Holzschindeln. Es bildete die Ecke zu einer westwärts steil ansteigenden Gasse, die durch das nahe Thor in die freie Mark hinausführte.

Von größerem Handel, wie ihn damals in weiter Ausdehnung schon viele Städte führten, zeigte Kassel keine Spur. Dagegen trat die vielfache Beschäftigung der Bewohner mit Ackerbau durch manches unliebsame Merkmal deutlich zu Tage und trug in den engen ungepflasterten Straßen nicht eben zur Annehmlichkeit bei.

Ausgehängte Bildzeichen ließen die Wohnungen der Handwerker erkennen, von welchen einige allerdings äußerst sorgfältige und mühsame, ja künstlerisch schöne Arbeiten zu liefern verstanden. Die Schmiede, Schlosser und Holzschnitzer bildeten angesehene und reiche Zünfte. Glänzende Becken bezeichneten die Häuser, in denen warme und kalte Bäder — für Arme und Kinder unentgeltlich — von der Stadt bereit gehalten wurden, und gerade als die Reiter in die enge Gasse am Rathaus hinaufbogen, schlugen die Badknechte die Becken aneinander zum Zeichen, daß in den Badstuben alles bereit sei.

Der Wächter öffnete willig die schweren Flügel des Thores und ließ die Brücke über den Graben herab, und so gelangten die Reiter mit ihren Begleitern auf einen Weg, der auch außerhalb der Stadt noch weiter bergan führte. Er trug deutliche Zeichen vielfacher Benutzung, war aber dennoch nur notdürftig in stand gehalten und mochte bei schlechter Witterung, wenn nicht die Sonne im Verein mit der warmen Frühlingsluft die Versäumnis der Menschenhände gut machte, beschwerlich genug sein. Jetzt bot er keine besonderen Hindernisse dar. Der Wald, durch den er bald führte, schimmerte im ersten, zarten Grün des Frühlings. Die Luft war erfüllt von dem stärkenden Hauch, den Fichten und Tannen ausströmen, wenn das junge Tageslicht ihre Wipfel und Stämme berührt, und die dünnen, schwankenden Zweige der Birken, deren eben hervorbrechende

Blätter wie zartes Gefieder hernieder hingen, wiegten sich im leisen Morgenwinde und zeichneten schwankende Schattenstreifen auf den hell erleuchteten Weg, während daneben die noch kahlen Äste knorriger Eichen, unbewegt von den spielenden Lüften, ihre langgezogenen breitern Schatten in dunkeln Linien vor sich her warfen. Mancherlei Vögel flatterten und zwitscherten zwischen den Ästen, auf denen sie ihr leichtes Sommerhaus sich erbauten; Eichkätzchen, die nach Tannäpfeln, herabgefallenen Eckern und Eicheln gesucht hatten, huschten behende und lautlos an den Stämmen in die Höhe, und sahen aus sicherem Versteck, den buschigen Schweif hoch aufgerichtet, mit klugen Äuglein auf den Reitertrupp nieder, welcher mit weithin hörbarem Hufschlag die Morgenstille des Waldes unterbrach. Es war dies der Stadtwald, Brühl genannt, welcher sich nach Westen über dem kleinen Orte erhob und nach Norden zu in sanfter Abdachung sich hinabsenkte bis zum Brink, dem vor dem Ahnabergerthor belegenen öffentlichen Belustigungsort der Bürgerschaft.

Von den vielfachen, nach allen Richtungen hin sich kreuzenden Wegen hatten die Reiter denjenigen eingeschlagen, der fast immer geradeaus zur Höhe ans Ende der Waldung führte und von dort nach fast allen Seiten einen weiten Fernblick gewährte. Sie hatten ihn schweigend zurückgelegt, kaum eine Bemerkung über die Richtung tauschend, und nur Gottfried hatte mit dem Marschall eine Unterhaltung geführt, aus der zuweilen ein kerniger Fluch des Alten oder das laute Lachen des Knaben hervorklang.

Auf der Höhe, von welcher man vorwärts eine wohlangebaute, wellenförmige Ebene übersah, hielt Herr Hermann sein Pferd zu kurzer Rast an und richtete sich in den Steigbügeln auf, darin die vordere Hälfte der Füße wie in einem großen Eisenschuh steckte. Er blickte nach Elben um, welcher gleichfalls anhielt, und sagte, seinen Gedanken Worte gebend:

„Obgleich es zum Bedenken zu spät ist, so kann man sich doch nicht davon los machen. Man möchte vorwärts sehen

und erkennen, ob wir das Rechte gethan haben! Geht Dir es auch so, Konrad?"

„Nein," antwortete der junge Ritter mit großer Bestimmtheit. „Ich bin gewiß, daß wir das Einzige gethan, was wir zu thun ein Recht und eine Pflicht hatten. Dieserhalb bin ich ruhig; aber was wir zunächst thun können, das erregt mir Bedenken."

„Frieden halten," rief Romrod entschieden. „Götz, Meinhard, reitet voran," — unterbrach er sich, rückwärts rufend und sein Pferd etwas seitwärts drängend, um die Angerufenen vorbei zu lassen. Dann wandte er sich wieder zu seinem Begleiter und fuhr mit eindringlichem Ernst fort:

„Was an uns ist, müssen wir untereinander Frieden halten um jeden Preis, auch im Lande müssen wir ihn mit aller uns zu Gebot stehenden Macht aufrecht erhalten. Keine Unordnung noch Zank oder Fehden dürfen den benachbarten Fürsten oder gar dem Erzbischof von Mainz einen Vorwand geben, sich in die Angelegenheiten des Landes einzumischen. Das ist's was zu thun ist, aber wird es gelingen?"

„Schwer wird es sein," antwortete der andere nach kurzem Schweigen und zog die Brauen zusammen, „doch unmöglich ist's nicht, wenn alle, die den Schwur geleistet haben, desselben eingedenk bleiben. Aber zu viele im Lande, Große und Kleine versuchen es, ihr Gut an der Habe des andern zu mehren, und wollen wir als die berufenen Landrichter mit unserer Macht dagegen einschreiten, so ist die Fehde da."

Der alte Ritter, welcher heute Morgen sorgenvoller als am Abend seiner Ankunft von Maden aussah, nickte zu den Worten seines Gefährten und ließ durch einen schweren Seufzer erkennen, daß dies auch seine Befürchtung sei.

„Wir müssen fleißig im Lande umreiten, hören, wo es Händel giebt und sie zu schlichten versuchen, bevor sie zur Fehde ausbrechen," nahm Konrad nach einer Weile wieder das Wort. „Ich habe schon mit Werner Bischoffshausen, dem

Dassel, Schöneberg, Malsburg und andern Abrede darüber getroffen. Die Grafen von Schauenburg, Wallenstein und Bilstein werden trachten, ihre Vasallen und Lehnsleute — es ist eine gute Anzahl — in Ruhe zu erhalten, und so hoffen wir, daß es uns gelingen soll. Der Erzbischof von Mainz ist ein kluger Herr. Er wird kaum seine Hand nach dem Lande selbst ausstrecken; er weiß, daß er es nicht zu halten vermag. Aber er wird versuchen, Frau Sophie und ihren Sohn zu seinem, d. h. der heiligen Kirche Werkzeug zu machen."

„Das ist's, was mich besorgt macht," bestätigte Romrod. „Wird St. Elisabethen Tochter solcher Lockung widerstehen?"

„Ihr waret es ja, Herr, der stets betonte, daß die Herzogin der Frömmigkeit ihrer Mutter abhold war und über die Heilige nicht vergessen konnte, wie sie die Mutter entbehrt hatte."

„So dachte sie auch," versicherte Romrod. „Jedoch seitdem sind Jahre vergangen. Menschliches Denken ist wandelbar, und Frauen sind den Lockungen der Pfaffen noch zugänglicher als Männer. Ich dachte auch nicht, da ich die liebliche, fromme Landgräfin als züchtige Hausfrau ihres Gemahls und zärtliche Mutter ihrer Kinder auf der Wartburg sah, daß sie dies alles aufgeben könnte, um im ekeln Bettlergewand, auf elendem Lager von Stroh, verlassen und einsam als Heilige zu sterben. Darüber haben die Kinder ihre Mutter und wir den Herrn verloren."

„Was alles in allem genommen doch für das Land kein Unglück ist! Was soll uns die Zusammengehörigkeit mit Thüringen frommen? Könnte sie uns nützen, so wäre es auch einerlei, ob der Landgraf Hermann heißt oder Heinrich von Meißen. Nein, glaubt mir, für das Land zu Hessen ist's kein Unglück, daß der frühe Tod Hermanns uns die Trennung von Thüringen ermöglicht, und der Kirche will ich die Heilige, die ihr Magister Konrad*) erweckte, nicht mißgönnen!"

*) Der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth, Konrad von Marburg, nannte sich selbst Magister. Ein Titel, den Weltgeistliche häufig

„Nimm Dich in acht, Konrad, das sind ketzerische Lehren, die Deinen Umgang mit Waldensern bekunden! Wenn Dein Magister Konrad noch lebte, könntest Du leicht darob vor sein geistliches Gericht kommen und für solche Worte als Abtrünniger ertränkt werden. An die Geheimnisse, welche Gott und die heilige Jungfrau in Menschenherzen bewirken und welche den Dienern der Kirche offenbar sind, dürfen wir nicht rühren!" fügte er ernsthaft und gläubig hinzu.

Der andere sah seinen Gefährten an, auf dessen ehrwürdigen Zügen sich nichts als der tiefste Ernst und die Scheu vor dem unenträtselbaren Heiligen zeigte, über welches nachzudenken die Kirche verbot und mit ewigen Strafen bedrohte.

Bei der unvollkommenen Kenntnis der Natur und ihrer Kräfte umgab viel Geheimnisvolles das Leben der damaligen Zeit. Schlau benutzten dies die Priester und verboten dem Laien das Nachdenken und Forschen nach dem Übersinnlichen, verwiesen ihn dagegen auf das strenge, blinde Glauben ihrer Lehren. So kam es, daß selbst Männer, die Welt und Leben kannten und in allen weltlichen Angelegenheiten rücksichtslos und energisch einzugreifen verstanden, sich mit Scheu, ja mit Furcht vor dem eignen Denken abwandten und blind den Lehren und Vorschriften der Geistlichen folgten. Dadurch hatten diese eine Macht über die Gemüter erlangt, die bei den gewaltthätigen Neigungen der Zeit ebenso unnatürlich erscheint, wie sie es in der That in ihren Wirkungen war. Wo sich die Forderung der Kirche: „Du sollst glauben" geltend machte, mußte jede Meinungsäußerung verstummen. Wenigstens hütete jeder Kluge seine Zunge, damit Gedanken nicht in Worte übergingen, welche nach den Satzungen der Kirche für Todsünden galten und dem Unbesonnenen Leben und Freiheit kosten konnten.

---

sich beilegten. Mehr über ihn in Nr. 95—107 der Oberhess. Zeitung 1869 von Gustav Schenk zu Schweinsberg.

„Über die Lehren der Waldenser," sagte Elben nach längerm Schweigen, „haben wir ja früher oft gesprochen. Ihr selbst gabt zu, daß die Lehre keine verfängliche Sünde noch Irrlehre enthalte, daß aber ihre Verbreitung die Macht der geistlichen Herren gewaltig schädigen würde!"

Romrod nickte.

„Das sagte ich damals und muß auch noch heute bekennen," sagte er leiser, „daß ich den Irrwahn und die Schuld, um derentwillen die Kirche jene Abtrünnigen so schwer an Leben und Gut strafte, mit dem Auge des Laien nicht zu erkennen vermag. Aber die Heiligen haben ihr den Sieg verliehen, und sie lehrt uns, daß nur das Recht bestehen bleibt, Unrecht und Sünde aber vernichtet wird. So bescheide ich mich denn, daß meinem Auge verborgen geblieben, was den Dienern Gottes offenbar war. Laß es Dir von einem alten Mann gesagt sein, Konrad," fügte der Ritter in väterlich mahnendem Tone hinzu, „enthalte Dich des Nachdenkens und der Einmischung in diese Angelegenheiten, wenn Du Frieden in Dir und um Dich haben willst. Wir sind als Ritter in die Welt gesetzt und haben unser Werk im Streit und Kampf derselben zu thun. Wir müssen uns getrösten, daß die als guter Schatz im Himmel aufbewahrten Werke der Heiligen auch uns von den Sünden reinwaschen werden, mit denen unser Leben uns befleckte."

Das Gespräch stockte, und schweigend durchritten die Männer das große Dorf Titmelle, dessen Bewohner achtungsvoll in die niedern Thüren traten, um die wohlbekannten, angesehenen Ritter ehrfürchtig zu grüßen. Hinter dem Dorf trieben die Herren ihre Pferde stärker an und erreichten die Höhe der vor ihnen liegenden Bergwand, noch bevor die Sonne die vorausgleitenden Schatten der Reiter seitwärts zeichnete. Als der Weg dann steil bergab führte und sie ihre schweren Tiere fester in den Zügeln halten mußten, bemerkte Konrad mit Wohlgefallen, wie geschickt und ohne Hilfe des Marschalls Götz sein Pferd führte. Vor einem Rudel Hirsche, die von einem großen, starken Tier geleitet

plötzlich aus dem Dickicht hervorbrachen und in scheuer Flucht die Straße der Reiter kreuzten, war das Roß des Knaben gescheut und seitwärts gesprungen, aber mit einem kräftigen Ruck zwang dieser das Tier voran und ließ es seine Herrschaft fühlen.

Große Gefahr war nicht dabei, denn Meinhard hatte das ruhigste Pferd des Stalles für Gottfried gewählt. Aber Elben freute sich doch über die besonnene Ruhe des Knaben, und Romrod entgegnete seinem Gefährten:

„Gewiß ist es eine Freude, das junge Reis am alten Stamm so kräftig grünen zu sehen. Gott schenke ihm ferneres Gedeihen und gebe dem Klosterleben gute Frucht."

„Dort," erwiderte Konrad, „wird diese Gewandtheit es ihm schwerer machen, in der Schülerzelle auszuhalten. Ihr solltet vom Abt doch einige Freiheit für ihn erbitten; er kann sie gewähren, und sie würde dem Trotz des Knaben vorbeugen."

„Gehorchen und aushalten wird er," versetzte der Ritter. „Er gab mir beim Aufsteigen freiwillig sein Wort dafür, und das hält er wie ein Mann, ich kann darüber ruhig sein. Wie Jutta ihn dazu vermocht hat, weiß ich nicht; ich wundere mich oft und sinne, mit welchen Mitteln sie ihn wohl fügsam macht!? Er wagt zwar nicht, mir seinen Willen entgegen zu stellen, weil er weiß, daß ich ihn brechen würde, aber ich bin froh, daß Juttas Einfluß einen Zusammenstoß zwischen mir und ihm verhütet hat. Er liebt die Schwester zärtlich."

„Das verdient sie; aber wird ihr Einfluß auch in der Entfernung dauern?"

„Wenigstens wird er nichts Gewaltsames unternehmen und in Hasungen bleiben, bis ich selbst ihn zurückfordere."

Als man sich dem Dorfe Dörnberg näherte, und der Marschall und Gottfried die Pferde anhielten, um den Rittern, wie der Anstand gebot, den Vorritt zu lassen, nickte der Großvater dem Enkel freundlich zu.

„Was meinst Du dazu, Götz," rief er, „wenn ich den Abt frage, ob Platz für Dein Pferd im Stall des Klosters ist?"

Des Knaben Augen leuchteten auf.

„Thut's, Großvater," rief er mit eifriger Bitte. „Thut's doch. Ich werde gewiß besser lernen, wenn ich etwas bei mir habe, was zu mir gehört!"

„Und wirst das Pferd nicht zu einem Ritt nach Kassel benutzen?"

Gottfried zog die Brauen zusammen und sagte in einem Ton der Bestimmtheit, der weit über sein Alter hinausging:

„Ich sagte Euch schon, daß ich aushalten würde; wäre ich sonst mitgeritten?"

„Hoho, junger Herr!" lachte Elben. „Du bist ja früh hochgemut. In Deinen Jahren giebt's noch Mittel, Dich zu zwingen."

„Nicht für Euch, Herr von Elben," erwiderte der Knabe scharf und selbstbewußt. „Zwischen dem Großvater und mir ist die Sache abgemacht!"

In Romrods Augen leuchtete etwas wie Billigung und Stolz auf, als er den Enkel so entschieden und seines Wollens sich bewußt sah; dennoch verwies er ihm die trotzige Rede.

Die Sonne, welche warm vom wolkenlos blauen Himmel auf die Erde strahlte und Blätter und Blüten aus dem dunkeln Schoß hervorlockte, hatte die Höhe ihres Tageslaufes noch nicht erreicht, als das stattliche Kloster Hasungen den Reitern sichtbar wurde. Wie eine gewaltige Feste lag es auf hohem, weithin sichtbarem Bergesgipfel. Die Menge seiner ansehnlichen Gebäude, der schlanke Turm seiner schönen, im byzantinischen Styl von glatt behauenen Steinen erbauten Kirche bekundeten weithin die Macht und den Reichtum der Benediktinerabtei. Am Abhange des Berges hinab und weit ins Thal hinein lagen die Wohnungen und Höfe der Dienstmannen und Lehnsleute des Klosters, welches nicht nur hier in der Nähe, sondern weit durch das ganze Land zerstreut viele Hufen, Höfe und Gefälle besaß, auf denen Hörige schafften und sich eines günstigern Loses erfreuten als die Unfreien der schloßgesessenen Herren.

Der wohlerhaltene Weg war schön angelegt und mit schattenden Bäumen bepflanzt. Er führte in langsamer Steigung den hohen Berg hinauf zunächst auf einen Vorhof, den die Wirtschaftsgebäude, die Ställe und das Brauhaus umgaben, und der durch eine hohe Mauer mit festem Eingangsthor vom innern Klosterhof abgetrennt lag. Nachdem die erwarteten Gäste durch die weitgeöffnete Pforte eingeritten waren und ihre Tiere den Knechten übergeben hatten, trat ihnen der Abt Bruno mit dem Prior, der den Kirchendienst zu leiten hatte, entgegen und begrüßte die Angekommenen an der Schwelle der Abtei mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

Die Kirche, welche mit ihrem wunderbar schönen, achteckigen Turm weithin sichtbar war, machte auf Götz, der noch niemals einen ähnlich großartigen Steinbau gesehen hatte, einen tiefen Eindruck. Die reich verzierten Rundbogen und Säulen der hohen Fenster, das tiefgewölbte Eingangsthor unter dem Turm, welches dem Auge wie aus lauter hintereinander rund gebogenen Stäben zusammengefügt erschien, wirkte auf des Knaben Gemüt in ganz anderer und viel ergreifenderer Weise als die Holzschnitzereien und Schildereien der bisher bewunderten Häuser am Markte von Kassel. Er konnte sich keine Rechenschaft von dem Gefühl geben, welches ihn beim Erschauen des Prachtbaues ergriff, aber etwas Erhebendes lag für ihn im Anblick dieser Stein gewordenen Schönheit und milderte die Empfindung schwermütigen Druckes, die beim Eintritt in den stillen Klosterhof ihn unheimlich überschlichen hatte.

Er fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Schläfen stieg und das Herz heftig klopfte, als ihn der Großvater heranrief, um ihn der Gunst des Abtes und, wie er ausdrücklich hinzufügte, der strengen Zucht der Patres zu empfehlen.

Der Abt, ein schon alter Herr, der seine Jugend nicht hinter Klostermauern verlebt hatte, war erst in spätern Jahren und nach manchem erschütternden Ereignis in der Welt in den Orden des h. Benedikt eingetreten und hatte in dessen Wir-

kungskreis, Pflege der Kunst, Wissenschaft und Bodenkultur, eine ihm zusagende und nutzenbringende Thätigkeit gefunden. Mit ausdauerndem Eifer gab er sich diesem Berufe hin und strebte danach, Liebe für die friedlichen Beschäftigungen nicht nur bei den Mönchen, sondern noch mehr bei den dem Kloster anvertrauten Schülern zu erwecken, um durch diese im Lande bessern Sinn für Fleiß und Gesittung zu verbreiten.

Er reichte dem Knaben mit Herzlichkeit die Hand und hieß ihn mit Worten willkommen, die nichts von der mönchischen Demut verrieten, welche meist auf unwahrem Schein beruht und fast immer abstoßend wirkt.

Gottfried war empfänglich für solche wohlwollende, natürliche Begegnung. Er atmete erleichtert auf, seine fest geschlossenen Lippen teilten sich, und er erwiderte die Begrüßung mit seinem gewohnten Freimut.

Der Abt beauftragte einen der Patres, dem neuen Zögling das Kloster zu zeigen und ihn den andern Schülern zuzugesellen, während er selbst die Ritter zu vertrautem Gespräch über den Stand der Landesangelegenheiten in sein Gemach führte.

Als der gewohnte Imbiß gegen vier Uhr nachmittags alle Klosterinsassen im großen Refektorium vereinte, nickte Gottfried vom Schülertisch aus dem Großvater und Elben mit heiterer, zuversichtlicher Miene zu. Er hatte eine ganze Schar jugendlicher Gefährten gefunden, von denen die meisten zu gleichem Zweck wie er hier weilten, und deren Anwesenheit ihm besser als alle Vorstellungen Juttas bewies, daß die Zumutung, sich einige Gelehrsamkeit zu erwerben, keine entwürdigende war.

Das hatte er auch schon Meinhard klar gemacht, als dieser ihn zum ungesehenen Abschied im Klostergarten aufgesucht. Zwar hatte ihm der Alte seine abfällige Meinung über die Kunst des Lesens und Schreibens nicht geradezu ausgesprochen, aber Götz hatte die Tragweite der in den Bart gemurmelten Bemerkungen des Marschalls über rittermäßige Art und Weise dennoch sehr wohl verstanden.

Die Mienen des Abtes und seiner Gäste sowie der ältern Väter des Klosters am Tisch der Mönche waren ernst. Die Männer hatten die Lage des Landes zusammen erwogen und ihre nächsten Handlungen besprochen. Dabei hatten sie sich nicht verhehlen können, daß die Erwählung eines unmündigen Kindes zum Herrscher zunächst unzählige Opfer und Selbstverleugnungen von jedem einzelnen verlangte und erst in entfernter Zukunft eine Besserung der verwilderten Zustände und Sitten versprach.

Gleich nach Beendigung der Mahlzeit brachen Romrod und Elben zum Heimritt auf. Wenn Gottfried ob der Trennung Schmerz empfand, so wußte er ihn mannhaft zu beherrschen. Er ging mit dem Abt und Pater Walthalun neben den Pferden der Ritter noch eine kleine Strecke des Weges hinab, und keine Wimper zuckte, da ihm der Großvater den letzten Gruß winkte und er mit seinen Begleitern in den stillen Klosterhof zurückkehrte.

Er suchte sein Roß im Stall auf, wie der Reiter zu thun pflegt, dem Sorge und Liebe für sein Tier am Herzen liegt. Er schlang den Arm um den Hals des Pferdes und legte den Kopf an diesen treuen, verschwiegenen Gefährten, aber kein Ton drang über die Lippen, und keine Thräne schimmerte im Auge, als er sich wieder aufrichtete, um dem Ruf des Paters Walthalun zu folgen, der ihn suchte und mit besonderer Freundschaft seiner sich anzunehmen gewillt war.

Viertes Kapitel.

Seitdem war ein und ein halbes Jahr verflossen. Die nach Brabant gerittene hessische Gesandtschaft hatte in Löwen freundlichste Aufnahme gefunden. Der Herzog und seine Gemahlin hatten die zugefallene Erbschaft des Fürstentums für ihren Sohn angenommen und dessen künftigen Aufenthalt in seinem Erblande zugesagt. Herzog Heinrich, den seine Unterthanen liebten und verehrten, dessen Milde, Güte und Gerechtigkeit ihm den Namen des Großmütigen erworben und dessen Ernst und Strenge gegen die Friedensbrecher und Unruhestifter ihm die Achtung aller Gutgesinnten im Reiche sicherte, kam selbst nach Hessen, um für seinen jungen Sohn zweiter Ehe dessen Erbe anzutreten.

Er war in Marburg gewesen, hatte dann Frankenberg besucht, dessen blühender Handel der Stadt ein bedeutendes Ansehen und den Bürgern große Wohlhabenheit gewann, und war von da nach Hersfeld geeilt, um sich an diesem Ort mit den Prälaten, Rittern und Abgesandten der Städte weiter zu beraten.

Auch der Schöffe von Kassel war daselbst erschienen und erlangte schon am 17. Mai 1247 von dem Herzog nicht nur die Bestätigung der Freiheiten, welche einst sein Schwager, Landgraf Hermann II., der entstehenden Stadt gewährt hatte, sondern empfing auch für dieselbe die in herzlichster Weise erteilte Versicherung landesväterlicher Huld und Gnade, was den Bewohnern des kleinen Ortes besonders wertvoll erschien.

Noch bevor der Herzog weiteres für die Sicherstellung des Erbes seines Sohnes unternehmen konnte, erhielt er die Nachricht, daß ein Legat des Papstes Innocenz IV. sich nach Brabant begeben habe, um die erledigte Krone des Römischen Reiches anzubieten.

Dies nötigte ihn, die Verwaltung des hessischen Landes sowie die Aufrechterhaltung der Ordnung daselbst einstweilen in den Händen der Landrichter zu belassen, und er kehrte schon am 29. Mai in seine Heimat zurück.

Sein Versprechen baldiger Wiederkehr mit Gemahlin und Sohn blieb unerfüllt; denn er starb bereits am 1. Februar 1248 in seiner Hauptstadt Löwen.

In Erwartung der Herzogin mit dem Kind war dann der ganze Sommer verstrichen. Die Boten waren zwischen beiden Ländern fleißig hin und her geritten, hatten dringende Einladung und baldiges Kommen verheißende Versprechen getragen und dabei manche gern gehörte Kunde im Land verbreitet.

In den Dörfern und Höfen freute man sich, wenn Spielleute und Händler erzählten, wie die Herzogin in Brabant für eine strenge und beherzte Herrin angesehen sei; in den Städten rühmte man ihren ruhigen, klaren Verstand sowie die Umsicht, mit welcher die Fürstin ihre Angelegenheiten ordnete, und in den Klöstern und Stiften baute man auf sie große Hoffnungen, als man vernahm, wie reich sie das Nonnenkloster Du Parc bei der ihr als Wittum verschriebenen Stadt Arschott beschenkt hatte, und wie freigebig sie die Gründung eines Spitals für Sieche und Arme in Löwen unterstützte.

So war der Oktober unter allseitig freudiger Erwartung herangekommen, als man sich in Marburg zum Empfang der hohen Frau rüstete.

Der Name dieser bisher ziemlich unbekannten Stadt war durch die vor wenigen Jahren stattgehabte Feier der Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen und Hessen in der ganzen christlichen Welt zu hohem Ansehen gelangt.

Fremde aus ganz Europa waren in dem kleinen Orte zusammengeströmt, um dieser Feier beizuwohnen und der Segnungen und Wunder teilhaftig zu werden, welche die Gebeine der frommen Glaubensheldin bewirkten. Kaiser Friedrich II. selbst hatte den Stein von ihrem einfachen Grabe gewälzt, der Erzbischof von Mainz erhob den Leichnam aus der Gruft, und acht Bischöfe trugen den Sarg auf den zur Schau bestimmten Platz, auf welchem der Kaiser das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone schmückte. Über dem neuen Grabe der heilig gesprochenen Fürstin, die fortan in einem kostbaren, schwer vergoldeten Sarg ruhte, der reich mit köstlichem Edelgestein und Perlen geschmückt war, stieg nun eine Kirche empor, die in ihrer großartigen Einfachheit und erhabenen Schönheit noch kommenden Jahrhunderten Zeugnis geben wird, in wie edler Form man zu bauen verstand, wenn es die Verherrlichung von Heiligen galt.

Der nunmehr auch verstorbene Schwager Elisabeths, Landgraf Konrad von Thüringen, hatte als Hochmeister des deutschen Ordens den Bau begonnen; obgleich noch unvollendet, hob sich derselbe schon jetzt von den umgebenden Häusern inmitten der engen, winkeligen Stadt gar wundervoll ab. Von dem majestätischen Dom am Fuße des steilen Berges bis zu dessen Spitze hinauf, wo die Mauern der alten Feste Marburg ihn krönen, zogen sich in schmalen steilen Gassen die dürftigen Wohnhäuser der Bürger. Ärmlichkeit und großartige Pracht standen hier so unvermittelt nebeneinander, wie alle Gegensätze damaliger Zeit im grellsten Widerspruch zum Ausdruck gelangten. Da fand sich tiefste Gelehrsamkeit neben gröbster Unwissenheit und blindem Aberglauben; feinster Kunst- und Schönheitssinn neben Roheit und dem Entbehren jeden Behagens; höchster Kultus der Ritterlichkeit neben den schlimmsten Ausschreitungen des Raubrittertums.

Eine der Aufgaben kommender Jahrhunderte war es, den Ausgleich zu suchen. Können wir sagen, daß diese Aufgabe ganz gelöst sei?

Aber mehr als heute hatte der einzelne damals unter diesen Zuständen zu leiden und zu entbehren, man ersehnte eine Besserung und erwartete sie dereinst von dem Kinde, zu dessen Einzug auf dem Schoß der Mutter die alte Stadt sich festlich schmückte.

Das letzte Grün der Bäume und Sträucher, die spärlichen Blumen des Herbstes waren gespendet worden, um die Häuser zu zieren und Kränze zu winden, die man den Ankommenden entgegentragen wollte.

Die reichen Bürger hatten sich mit ihren Harnischen und Schwertern umgürtet, ihre Rosse mit kostbaren Decken und Zaumzeug belegt und sich bereit gemacht, der erwarteten Fürstin entgegenzureiten. Auch die Frauen und Mädchen hatten ihre besten Gewänder angelegt, lange faltenreiche Röcke von feinem Wollenstoff in gedämpften Farben, aber je nach Stand und Vermögen mit breiten Streifen kunst- und mühevoller Stickereien verziert. Aus dem kurzen Mieder blickte das weiße Hemd von feinem Leinen hervor, um Hals und Arme zierlich gekraust, während nicht selten eine schön gearbeitete goldene Kette mit großem platten, reich verzierten Schaustück den Hals umschloß und weit auf die Brust herabhing. Die Frauen trugen die Haare schlicht unter eine eng anliegende Haube gestrichen, während die langen Zöpfe der Mädchen, mit bunten Bändern durchflochten, frei über den Rücken herabhingen und bei ansehnlicher Länge nicht der kleinste Stolz jugendlicher Trägerinnen waren.

Grafen und Ritter, die Schöffen der Städte, Welt- und Klostergeistliche jeden Grades, Bürger und Bauern waren herzugeeilt, die Herrin zu begrüßen; auch Thüringer Orte, welche sich als Allodialeigentum der Herzogin erkannten, hatten ihre Vertreter gesandt.

Als an dem vom hellsten Sonnenschein bestrahlten Oktobermorgen die Glocken ihre feierliche Stimme erhoben und das weithin schallende Geläute der im Festschmuck prangenden Stadt verkündete, daß endlich die Stunde nahe, in welcher

man die Ankunft der hohen Frau erwarten durfte, zog eine lange Reihe Gewappneter zu Pferd durch das geöffnete Thor vor die Stadt hinaus. Ihnen folgten unter Anführung der Geistlichkeit mit Fahnen, Kerzen und Kränzen fast alle Bewohner jeden Alters und Standes; denn jeder wollte sein „Willkommen“ der ersehnten Tochter St. Elisabeths darbringen.

Man war noch nicht weit auf den Weg nach Gießen hinaus gelangt, als sich der ansehnliche Zug der Herzogin nahte.

Voraus ritt eine Reihe Gewappneter, denen solche zu Fuß folgten. Dann kamen die Fahnenträger, umgeben von Reisigen, welche in die Farben der Länder von Brabant und Thüringen gekleidet waren. Zuerst wehte das Banner von Brabant mit dem laufenden Löwen in Schwarz und Gold, dann folgte die Fahne mit dem aufrechtstehenden chattischen Löwen der Hessen und Thüringe, rot und silbern gestreift im blauen Feld, und dicht hinter ihren Trägern fuhr der Wagen, auf dem Sophie mit dem blondlockigen Knaben auf ihrem Schoße und ihren Edelfrauen saß. Die Grafen Berthold I. von Ziegenhain, Siegfried II. von Wittgenstein, Herr Guntram Schenck von Schweinsberg, die Äbte von Breitenau, Hasungen und Hersfeld ritten zur rechten Seite des Wagens, viele Ritter und Edelleute zur linken desselben, gefolgt von einem abermaligen Zuge Gewappneter. Nachdem die Begleiter der Herzogin der zu feierlicher Begrüßung aus der Stadt Kommenden ansichtig geworden, teilten sie sich zu beiden Seiten des Weges und nötigten die aus den nächsten Ortschaften in großer Menge herbeigeeilten Zuschauer, den Herankommenden Raum zu gewähren. Die Fürstin gab den Befehl zum Halten, und der Hochmeister des deutschen Ordens ritt voran, um die Herzogin im Namen der Stadt Marburg mit feierlicher Anrede zu begrüßen. Zu bewegt, um antworten zu können, erhob sich Sophie von ihrem Sitz, und ihren jungen, blühenden, kräftigen Knaben hoch emporhaltend, damit jedermann ihn sehen konnte, neigte sie sich dankend bei den nicht enden wollenden Jubel- und Heilrufen der frohlockenden Menge.

Die fürstliche Frau stand damals in ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahr. Sie war von ansehnlicher Größe, schlank und doch kräftig gebaut, mit braunem lockigen Haar und dunkeln Augen; in den Zügen mehr dem Vater als der zarten Mutter ähnelnd, entbehrte sie doch nicht der frauenhaften Anmut, die oft größern Reiz giebt als die Schönheit.

Wie sie hoch aufgerichtet in ihrem Wagen stand, voll mütterlichen Stolzes den Sohn emporhebend, auf dem ihre und aller Versammelten Hoffnungen beruhten, schlugen ihr begeistert alle Herzen entgegen und laute Zurufe und Kundgebungen der Freude erfüllten die Luft. Der Knabe warf jauchzend seine kleinen Arme in die Höhe und schlug in seine Händchen. Entgegen der Art der meisten Kinder, welche durch laute Rufe und viele Menschen eingeschüchtert werden, ward er durch die bunte Menge erregt und lachte und jubelte laut.

Als die Herzogin unter den Begrüßenden jetzt auch den treuen Freund und Gefährten ihres Vaters, den eifrigen Vorkämpfer für die Rechte ihres Kindes, den Hüter und Bewahrer ihres Eigentums, den greisen Ritter Hermann von Romrod erkannte, welcher mit seinem Enkel Gottfried unfern hielt, neigte sie sich weit über den Rand des Gefährtes hinüber und hielt ihm mit herzlichen Worten des Willkommens den Knaben entgegen. Das Kind, schon früh daran gewöhnt, freundlich gegen diejenigen zu sein, welche seine Mutter auszeichnete, streckte seine kleinen Arme aus und schlang sie um den Hals des nahe herangekommenen, freundlichen alten Ritters. Bei diesem Anblick brach sich die allgemeine Freude in so lauter, lärmender Weise Bahn, daß der Kleine doch wohl dadurch erschreckt sein mochte. Er richtete sich auf und sein scheuer Blick fiel auf das hübsche, lachende Knabenantlitz Gottfrieds, der neben dem Großvater hielt. Wann hat ein freundliches Kinderangesicht nicht seinen Zauber auf das des andern Kindes geltend gemacht? Das Lächeln kehrte erst scheu, dann immer heller in des kleinen Prinzen Antlitz zurück, als er auf Götz schaute; er reichte mit lautem Ruf nach ihm

hinüber, und diese vertrauliche Zuneigung erschien der Menge nicht nur dem angesehenen und in allgemeiner Achtung stehenden Ritter gewährt, sondern jeder einzelne in derselben fühlte sich dadurch persönlich geehrt.

Der Zug, ansehnlich vergrößert und immer von den lautesten Freudenbezeugungen begleitet, setzte sich nach dem Münster hin in Bewegung. Dort wollte die Herzogin zuerst am Grabe der Mutter beten. Schweigend verharrte die Menge, als sie vom Wagen herabstieg, und langsam, mit demütig gesenktem Haupt, ihren Sohn an der Hand haltend, hinter dem voranschreitenden Hochmeister die Schwelle des kostbaren Baues überschritt. Die geistlichen Würdenträger und wenige Getreue begleiteten sie in die Gruft, wo in staunenswerter Pracht die Gebeine derjenigen im Tode ruhten, welche sich im Leben die dürftigste Hütte und das ärmlichste Lager zur Ehre Gottes freiwillig erwählt hatte.

Nach dem stillen Gebet der Herzogin las einer der anwesenden Prälaten eine Messe vor dem Altar und erteilte Sophien und dem Kind den Segen.

Zu Fuß ging dann die Fürstin mit dem Sohn an der Hand durch die engen, steilen Straßen der kleinen Stadt, welche sie schon als Kind durchwandert, wenn ihre fromme Mutter von ihrem strengen, fanatischen Beichtvater die seltene Erlaubnis erhielt, ihre Kinder sehen zu dürfen. Es waren wohl bittere Erinnerungen, welche auf diesem Gang im Herzen der fürstlichen Frau aufstiegen. Sie war schweigsam gegen ihre Umgebung und blickte ernst auf ihren Knaben nieder, dessen kleine Hand sie mit festem Druck umschloß. Auf der hochgelegenen Burg kehrte sie dann endlich ein, von dem Burgmann feierlich empfangen.

Ein früher Abend mit herbstlichen Regenschauern suchte dem frohen Tag ein Ende zu machen; doch gelang ihm dies nur insoweit, als er die Lust in die Häuser, Schenken und Herbergen scheuchte, wo es noch bis tief in die Nacht hinein, besonders bei dem jungen Volk, lustig zuging.

Frau Sophie hatte dem vom Rate der Stadt ihr bereiteten

Festmahl beigewohnt. Als jedoch der Wein, mit welchem bei dieser Gelegenheit nicht gekargt war, die Köpfe entflammte und die Gemüter erhitzte, hatte sie sich dem größern Kreis ihrer Freunde entzogen und saß nun in einem kleinen Gemache der Burg mit ihren vertrauten Ratgebern vor dem Kamin, welches nach alter deutscher Bauart an der Außenwand zwischen den kleinen tiefen Fenstern angebracht war. Ihr mit seidenen Pfühlen belegter geschnitzter Holzsessel stand etwas seitwärts vom brennenden Feuer, und ihr zunächst saß der alte Schencke Guntram von Schweinsberg und Hermann von Romrod. Der Propst Eckehard von Fritzlar sowie die Ritter Werner von Bischoffshausen und Konrad von Elben saßen ihr gegenüber. Ein Tisch mit brennenden Wachskerzen in hohen silbernen Leuchtern, deren kunstvolle Arbeit den italienischen Meister verriet, stand so, daß ihr Schein die Fürstin im Rücken traf. Ihre Gesichtszüge, auf solche Weise nur von den unruhig flackernden Flammen des Kamins beleuchtet, erschienen älter und ausdrucksvoller als am heutigen Morgen im Schein der lachenden Sonne. Sie hatte die Zeichen fürstlichen Standes, mit denen sie geschmückt gewesen, mit der ernsten Kleidung der Witwe vertauscht, und auch dies erhöhte den Eindruck: die Herrin mit den feinen, Willensstärke bekundenden Zügen würde Sitz und Stimme vollgültig im Rate der Männer zu beanspruchen haben, was im allgemeinen die Sitte jener Zeit den Frauen nicht zuerkannte.

Die Herzogin hörte meist schweigend die Berichte ihrer Getreuen an und sprach bei den Beratschlagungen über das zunächst Notwendige nur hier und da ein entscheidendes Wort, wodurch sie die hohe Meinung, welche ihre Anhänger von ihr gehegt, noch fester gewann.

In einem der Nebenzimmer weilte unterdessen unter Aufsicht von der Herzogin Edelfrauen das Kind von Hessen in eifrigem Spiel und Unterhaltung mit Gottfried von Rodenstein, den Romrod auf ausdrücklichen Wunsch der Herzogin zur Burg geführt hatte. Die Fürstin war darauf bedacht, ihren Sohn so früh als

möglich in enge Beziehung zu den Söhnen der hessischen Adelsfamilien zu bringen, um so gegenseitige Anhänglichkeit und Zuneigung aufwachsen zu lassen; denn sie wußte sehr wohl, daß kein anderes Band so fest zusammen bindet als dasjenige, welches die Kindheit und das Leben des Mannes verknüpft und umschlingt. Götz hatte ihr am Morgen den angenehmsten Eindruck gemacht, und nicht nur, daß er der Enkel ihres getreuen Landrichters war, auch seine Persönlichkeit hatte ihr Wohlwollen gewonnen. Das Klosterleben mit seiner Forderung an Beherrschung hatte ihm von seiner Frische und Heiterkeit nichts genommen, wohl aber seinen Eigensinn gemindert und sein allzugroßes Selbstbewußtsein veredelt.

Im Kloster wie auf der Burg zu Kassel, von den Mönchen, dem Großvater, den befreundeten Rittern und, was dem Knaben wohl ebenso viel galt, vom alten Marschall Meinhard hatte Götz stets mit warmer Begeisterung gehört, daß dies Kind, welches sich jetzt mit verschlungenen Armen auf seine Kniee lehnte und mit seinen schönen, großen, dunkeln Augen zu ihm emporsah, kraft seiner Geburt das Kind und dereinst der rechtmäßige Herr von Hessen sei! Das Herrenrecht war durch seine Verwaisung früh in ihm zum Bewußtsein gelangt; die Frage, ob ein solches angeborenes, ererbtes Recht unter allen Umständen anerkannt werden müsse, hatte in seinem Bewußtsein gar keine Geltung. Dies war das Kind von Hessen, und somit war es für ihn als hessischer Ritter Lebensaufgabe, für die Rechte dieses Kindes ebenso einzutreten wie für seine eignen; aber wohlverstanden nur soweit, als eben dessen R e ch t e gingen. Er hatte eine kindliche, unklare Vorstellung davon, daß, wie die Lage war, der Prinz neben seinen wohlbegründeten Ansprüchen auch noch treuer, ergebener Herzen, starker Arme und williger Diener bedürfe, um denselben überall Anerkennung zu verschaffen, und er war bereit, ihm alles dies zu sein.

Auch das Bewußtsein des Starken, dem Schwächern ein Schutz zu sein, steigerte die Zuneigung, und die Herzogin selbst

hatte dies Gefühl in dem um mehr als sieben Jahre ältern Gottfried erweckt, als sie ihm vor wenigen Stunden den kleinen Sohn mit den Worten zugeführt hatte: „er möge dereinst ihrem Knaben werden, was sein Vater und Großvater ihr und ihren Eltern gewesen sei.“

Der kleine Prinz war ein liebliches Kind mit entschieden ausgeprägten Gesichtszügen, langem, lichtem, lockigem Haar und träumerischen dunkeln Augen. Sein anschmiegendes, liebevolles Wesen gewann schnell die Herzen. Er hatte auch Götz mit herzlicher Vertraulichkeit begrüßt und lauschte jetzt aufmerksam dessen Schilderungen seines Lebens.

„Wohnst Du immer im Kloster und willst Du kein Ritter werden?“ fragte er langsam, als Gottfried etwas aus seinen Klostererlebnissen berichtete.

Eine jähe Röte stieg diesem ins Gesicht, denn so gern er auch im Kloster verweilt hatte, für immer dünkte ihm das Mönchsleben unerträglich.

„Denkst Du denn, ich sei ein Mönch?“ fragte er, die aufkeimende Heftigkeit mühsam bemeisternd.

„Nein, noch nicht,“ erwiderte der Kleine nachdenklich und setzte, offenbar nicht ganz klar darüber, ob er Gottfried beleidigt habe, schüchtern hinzu: „Ist Mönch sein nicht gut?“

„Ach, gut schon,“ antwortete Götz ungeduldig: „aber nicht schön! Nein, nie will ich ein Mönch werden und in langer Kutte durch die Welt schleichen. Ich will als Ritter mit in die Kriege ziehen, und als Herr frei auf meinen Burgen wohnen, nicht aber hinter Klostermauern mich bergen. Ich will Speere werfen, Lanzen brechen und hoch zu Roß in die Städte reiten. Die Bürger sollen vor mir ihr Haupt entblößen und dereinst wie vom Großvater auch von mir sagen: „„Er ist ein echter Ritter.““

Der Kleine hatte dem neuen Freund die Worte gleichsam vom Munde abgelesen, und seine Augen leuchteten auf, als er rief:

„Das will ich auch! Das will ich auch!“ Er richtete sich auf, schlug in die Händchen und fragte:

„Willst Du mich mitnehmen?“

„Sicherlich werde ich einst Deiner Führung folgen,“ antwortete Gottfried warm. „Du mußt nur erst noch wachsen, damit Du auf ein Pferd steigen kannst. Ich lehre Dich dann, die Zügel führen, das Roß wenden und den Schild halten.“

„Ich wachse noch,“ versicherte das Kind zuversichtlich tröstend. „Ich wachse ganz groß, wenn ich immer gehorche und gut lerne,“ setzte er leise und kleinlaut hinzu; denn diese Bedingung schien ihm schwer.

„Willst Du auf mich warten?“

„Ja, ich will,“ sagte Gottfried mit so feierlicher Bestimmtheit, als lege er einen Eid ab, und von diesem Abend an war die treue Freundschaft geschlossen, welche diese beiden bis zu ihrem Lebensende verband.

Fünftes Kapitel.

Auf den Wunsch der Herzogin hatte der Landrichter von Romrod seinen Enkel Gottfried unter Aufsicht seines alten Marschall Meinhard in der Umgebung des Kindes von Hessen belassen.

Anfänglich war Sophie hierbei nur der Bitte ihres Sohnes und ihrem Grundsatz gefolgt, denselben in möglichst nahe Beziehung zu den Kindern ihrer Getreuen zu bringen. Gar bald aber erkannte sie, daß auch bei sorgfältigstem Prüfen und Suchen sie keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Gottfried besaß alle Eigenschaften, welche ihn zum erwünschtesten Umgang für den Prinzen machten.

Wohlthätig hatte der Aufenthalt im Kloster auf ihn gewirkt. Die Selbstbeherrschung, welche das dortige Leben ihm gelehrt hatte, kam ihm im Verkehr mit seinem fürstlichen Genossen nun zu statten, und seine Zuneigung zu dem Kinde machte ihm die Zügelung seines heftigen, herrischen Wesens leichter, als tausend Ermahnungen es gethan haben würden. Von der Nützlichkeit des Lesens und Schreibens war er durchdrungen und fühlte sich mit einem gewissen Stolz im Besitz dieser Kunstfertigkeit, obschon Gelehrsamkeit nach seiner Meinung immer noch die letzte Tugend des Ritters zu sein brauchte. Die Lehren und Erzählungen Pater Walthaluns hatten ihn für eine höhere Auffassung des Rittertums empfänglich gemacht;

die Thaten der alten Helden, die in Sage und Sang im Volke lebten, die Kreuzzüge mit ihrer lohenden Begeisterung, der huldigende Frauendienst und die Lieder der Minnesänger webten in seiner jugendlichen Einbildungskraft einen Glorienschein um diesen Stand, den er in Wirklichkeit entbehrte, der aber den Knaben anspornte, Hohes zu erstreben.

Das Standesbewußtsein, welches damals die Klassen ungleich schroffer schied als heute, wurde bei Götz durch den Wunsch gemildert, die Vorrechte seiner Geburt durch edle Thaten zu verdienen, und demgemäß hielt er fest an allen Tugenden, die dem Ritterstand eigen sein sollen. Wahrhaft und treu hielt er am gegebenen Wort und achtete fremdes Recht für ebenso unantastbar und heilig wie sein eigenes. Daß dabei für uns befremdliche Auffassungen mit unterliefen, lag in den Sitten der Zeit; denn auch die Gewalt war ein Recht, wenn sie unter fest bestimmten Bedingungen geübt wurde.

Furchtlose Tapferkeit stand seinem knabenhaften Mut allen andern Tugenden voran, aber daß Vorsicht und Beherrschung mehr sei denn Tollkühnheit, davon hatte ihn Walthalun in mancher Stunde der Unterhaltung überzeugt. Sophie erkannte mit scharfem Blick alle diese Eigenschaften, ließ Heinrich sehr bald stundenlang in Götzens Obhut und erhöhte durch ihr Vertrauen in dem Knaben dessen Gefühl der Sorglichkeit und Ergebenheit.

Die Herzogin, welche auf der Marburg ihren einstweiligen Aufenthalt genommen hatte, empfing hier die Huldigung der Grafen, Ritter und Edelleute, welche ihre Partei ergriffen hatten. Sie besuchte mit ihrem Erben von hier aus die andern Städte und Ortschaften des Landes, ordnete Streit und Zwist und mehrte täglich die Zahl ihrer Anhänger, hatte aber demungeachtet offen und versteckt auch zahlreiche Gegner zu bekämpfen. Namentlich waren dies die Herren des armen, niedern Adels, welche von ihren Burgen herab sich zu einer wahren Geißel der Landstraßen machten, Handel und Verkehr in schreckenerregender Weise schädigten. Fast täglich liefen Klagen und Bitten um

Hilfe bei der Herzogin ein, die jedoch bei der Uneinnehmbarkeit der meisten Festen und den wunderbar verwickelten Ritterrechten solche selten gewähren konnte.

Gewöhnlich hatten die Herren auf den Burgen es nur auf Kaufmannsgüter abgesehen, offenbaren Raub dabei gern vermeidend. Die Landstraßen nämlich, auf denen die Waren befördert wurden, standen unter dem Schutz und Schirm der Landesherren, und wer den Frieden auf denselben brach, verfiel dem Gesetz. Indessen waren sie meist sehr unwegsam, wurden vielleicht auch absichtlich so belassen und boten dadurch für schwer mit Gütern beladene Wagen große Hindernisse. Geschah es nun, daß solche Wagen stürzten und ihre Ladung, wie es bei der Enge der Wege nicht anders sein konnte, in den Graben oder auf das angrenzende Land fiel, so wurde sie dadurch eine Art von Strandgut und galt für rechtmäßiges Eigentum der Herren des Grund und Bodens, deren Mannen längst lauernd im Hinterhalt gelegen, wohl auch für Hindernisse des Fortkommens gesorgt hatten und nun nicht säumten, den auf solche Weise rechtmäßig gewordenen Erwerb in Sicherheit zu bringen. Den handeltreibenden Städtern blieb, wenn sie solchen Verlusten sich nicht aussetzen wollten, nichts übrig, als von Burg zu Burg sich den Weg zu erkaufen, das heißt, gegen Waren oder Geld das Geleit der Ritter zu erstehen.

Ganz besonders schlimm trieben es die Herren vom Weißenstein unweit Marburg, welche Tag für Tag die Umgegend in Schrecken setzten, und in deren Gewalt die Herzogin selbst fast geraten wäre, als sie eines Abends von den Frauen von Wetter heimkehrte.

Es war gegen Ende des Februar 1249, daß sie mit Heinrich und Gottfried, in Begleitung einer ihrer Frauen und mehrerer Ritter mit gewappneten Knechten einen Ausflug nach dem großen und weit berühmten Kloster unternommen hatte.

Der alte Schencke von Schweinsberg ritt neben der Fürstin

und konnte genaue Auskunft über diesen Teil des Landes geben, der unter der Schirmherrschaft des Erzbischofs von Mainz stand, aber auch hessische Burgen und Ortschaften umfaßte. Meinhard ritt neben Götz und hatte den Prinzen vor sich auf dem Sattel sitzen, als man gegen elf Uhr zur Zeit des Mittagsmahles im Kloster anlangte.

Alle Nonnen im Gefolge empfing die Priorin die Fürstin und die Kinder im innern Hof des Klosters, zu dem die Ritter und Mannen keinen Zutritt hatten, und geleitete sie in das große Refektorium, wo auf langen Tafeln ein reiches Mahl die Ermüdeten stärkte und heiteres Gespräch von der Strenge der Ordensregel nichts merken ließ. Später betrachtete Sophie, von der Priorin geführt, mit reger Teilnahme alle Einrichtungen des Klosters und freute sich der Ordnung und des Reichtums, der deutlich aus allem sprach. Während sie im Gemach der hochwürdigsten Frau im vertraulichen Zwiegespräch weilte, entfaltete sich in den weiten Gängen und großen Sälen des ansehnlichen Baues ein lautes, lustiges Leben der Jugend. Der kleine Heinrich war entzückt, hier so viele Gespielinnen zu finden; denn die Frauen von Wetter nahmen sich ganz besonders des Unterrichts der Jugend an. Ihre Schule war weithin gerühmt und ihrer sorgfältigen Erziehung und Unterweisung in allerlei Kunstfertigkeiten waren viele Töchter des Landes anvertraut.

Nachdem Sophie gegen Abend von den Klosterfrauen, denen die Regel den abendlichen Verkehr mit Gästen versagte, sich verabschiedet hatte, erfreute sie sich in den behaglich ausgestatteten Gasträumen am muntern Geplauder der beiden Knaben.

Heinrich konnte nicht müde werden, zu wiederholen, wie bereitwillig man hier seinen Wünschen entgegengekommen war, was ihm natürlich ebenso wohlgefallen hatte als die Bewunderung und Liebe, welche man ihm entgegengebracht und für die er schon empfänglich zu werden anfing. Gottfried hatte an dem liebkosenden Wesen, wie es namentlich die jüngern Nonnen gegen Heinrich hervorgekehrt hatten, keinen Gefallen gefunden;

aber den Leckereien, welche man im Kloster vortrefflich zu bereiten verstand, besonders dem mit Honig versüßten Kuchengebäck war er ebenso zugänglich wie der Prinz.

„Möchtest Du hier bleiben und hier mit den Kindern lernen?“ fragte die Mutter mit ernster Miene den Sohn.

Er sah zweifelhaft auf; denn die Freuden des heutigen Tages standen verlockend vor ihm, aber ein Blick auf Gottfried, um dessen Lippen ein verächtliches Lächeln schwebte, machte ihn sicher in seiner Meinung. Er schüttelte den lockigen Kopf und rief entschlossen:

„Nein, nein, ich will ja ein Ritter und ein Fürst in Hessen werden! Wie kann ich denn hier reiten lernen?“

Die Herzogin lachte.

„Du mußt weit mehr als reiten lernen, wenn Du Fürst in Hessen werden willst,“ sagte sie.

„Das will ich ja auch,“ antwortete das Kind im Ton eines festen Vorsatzes. „Aber bei Männern will ich's lernen, die auch Ritter waren, und da, wo Götz war. Er soll bei mir bleiben!“

Sophie sah nach Götz hinüber und nickte ihm zu.

„Sind die Herren in Hasungen alle Ritter gewesen?“ fragte sie ihn.

„Nein, gnädige Frau!“ erwiderte er. „Der Abt, Herr Bruno, hat den Ritterschlag empfangen und viel in Kriegsdiensten erlebt, wovon die Mönche abends am Herd der Schülerzelle uns berichteten und außerdem leben noch zwei Ritter dort. Sie waren einst mit Euerm edlen Vater ausgezogen, um im gelobten Lande zu streiten; da sie jedoch nicht hinkamen, erfüllten sie ihr Gelübde, indem sie der Welt entsagten. Jetzt sind beide Väter hochbetagte Greise.“

„Wie heißen sie denn?“

„Pater Silvius und Pater Franziskus, einst Ritter Dietrich von Seebach und Konrad von Bischoffshausen. Auch ein dienender Bruder, Gregor, ist noch im Kloster, der von der Wartburg als Knecht mit auszog. Seinen Erzählungen vom Leben auf der

hohen Feste lauschten wir besonders gern. Er hat auch Euch als Kind gekannt und wußte viel von den frommen Thaten und Wundern St. Elisabeths zu sagen."

Bei Erwähnung der Mutter flog ein Schatten über die festen Züge der Fürstin. Sie fragte nicht weiter und zog ihren Knaben näher zu sich heran, strich ihm das lockige Haar aus der Stirn und sah einen Augenblick zärtlich und besorgt in die tiefen, dunkeln Augen, aus denen ein reiches Gemütsleben sprach. Dann stand sie auf, schlug mit einem Seufzer das Kreuzeszeichen über die Häupter der Kinder und sprach den Abendsegen, wie sie zu thun pflegte, bevor sie für die Nacht sich von ihnen trennte.

Am andern Tag brach die Fürstin gleich nach dem Mittagsmahle auf. Während gestern das Wetter hell und freundlich gewesen war und Luft und Sonne die Nähe des Frühlings verkündeten, war heute der Himmel grau; ein feuchter Wind wehte, und die einzelnen Schneeflocken, welche herniederfielen, zerrannen, sobald sie den vom nächtlichen Regen aufgeweichten Boden erreichten. Dadurch waren die Wege so schlecht geworden, daß man nur langsam zu reiten vermochte.

Die Herzogin, welcher zwei Knechte voranzogen, hatte einen der begleitenden Ritter zu sich herangewinkt, dessen Burg, in Niederhessen belegen, auf das Fuldathal herabsah. Sie war noch nicht in jenem Teil des Landes gewesen und ließ sich von dem Herrn über die Verhältnisse in seinem Heimatgau des Nähern berichten. Sie hatte namentlich nach den Klöstern und der Beschäftigung der Mönche und Nonnen gefragt, und der Ritter rühmte die treue Gesinnung, die in denselben herrsche, und wie sehr man in diesen Stätten der Gelehrsamkeit bemüht sei, durch Beispiel und Lehre die Sitten im Lande zu bessern.

„Und wem sind die Klöster dort untergeordnet?" fragte sie.

„Das ist verschieden," lautete die Antwort. „Einige sind von den Dynasten und Geschlechtern des Landes gegründet und haben ihre Schirmherren unter der Ritterschaft, andere stehen unter dem Schutz des Fürstentums, die meisten jedoch sind wohl

dem Erzbistum Mainz unterstellt ..... Aber was ist das?" unterbrach er sich plötzlich, indem er sein Pferd, welches dicht neben dem der Fürstin ging, zurückhielt und dem Tier der Herzogin in die Zügel griff. Auch diese hatte ein Geräusch vernommen und hielt an. Es hatte geklungen, wie wenn in kurzer Entfernung im Unterholze des seitwärts steil aufsteigenden Berges Waffen aneinander schlügen; jetzt jedoch, wo beide, etwas abgetrennt vom übrigen Gefolge, lautlos lauschten, hörte man nichts als die Töne des Windes und das Rauschen der Lahn, welche auf der andern Seite des Weges dahinströmte.

„Es ist nichts," sagte die Herzogin. „Wir hörten uns selbst."

Da kam aber auch von den voranreitenden Knechten ein Zeichen, daß sie etwas Verdächtiges gehört, und im raschern Schritt trabten die Zurückgebliebenen heran.

Der Abend begann schon zu dämmern. Zu dem leichten Schneetreiben hatten sich Nebel gesellt, wie sie im tiefen Flußthal oftmals sich bildeten und einen weitern Ausblick verwehrten.

„Wir sind hier unter dem verrufenen Weißenstein," flüsterte der Ritter der Herzogin zu, und der alte Schencke, der herangesprengt war, rief laut:

„Nun, Ihr junges Volk, wie lange sollen wir hier auf Euch warten?" Noch während er dies zurückrief, ergriff er die Zügel des Pferdes, auf welchem der Prinz vor Meinhard saß, riß das Kind zu sich herüber, drängte sein Pferd dicht neben das Sophiens und erfaßte es am Zaum.

Die andern Ritter hatten die Kammerfrau vorgedrängt und schlossen sich eng dem kleinen Häuflein an.

„Halte Dich dicht neben mir," raunte der Schencke dem Knaben Gottfried zu, der neben dem Prinzen geritten war, und gab das Zeichen, den Pferden die Zügel zu geben. Einen Augenblick nur war der Weg nach vorn noch frei, und dem Schencken war es gelungen, diese kurze Frist für die Herzogin, sich und das Kind und für das Gefolge zu benutzen. Tiere und

Reiter, an solche Überfälle gewöhnt, stoben davon, und die berittenen Verfolger, die soeben aus dem Walde hervorbrachen, hatten wenig Aussicht, die Fliehenden einzuholen, obschon sie ihnen eine geraume Weile auf den Fersen folgten. Das alles war das Werk weniger Minuten gewesen, und Gottfried konnte nicht sagen, wie es geschehen war, daß er sich plötzlich von dem Schencken abgedrängt und von einer ganzen Schar bewaffneter Fußknechte umringt sah. Nur Meinhard und ein Knecht waren noch in seiner Nähe. Ersterer riß ihm das Pferd zurück, als er Miene machte, dasselbe gegen die den Weg versperrenden Reisigen anzutreiben. An Widerstand war bei der feindlichen Übermacht nicht zu denken, noch weniger an einen Fluchtversuch, denn der schmale Weg zwischen Berg und Fluß war nach vorn und rückwärts von den Angreifern besetzt, von denen zwei, offenbar die Anführer, beritten waren. Überdies wußte der alte Marschall, daß es bei diesen Gelegenheiten sich mehr um Beute und ein gutes Lösegeld, als um Mord und Todschlag handelte, so daß ihre Ergebung ihnen nicht mehr als einen unfreiwilligen Besuch des Weißensteines einbringen würde.

Aber die Frage, ob es diesmal nicht doch ernster gemeint und etwa auf den Prinzen abgesehen sei, fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Jedenfalls hielt er es für klug, die Angreifer über die Persönlichkeit ihrer Gefangenen nicht aufzuklären, bevor er selbst nicht einiges über ihre Absichten erfahren hatte. Deshalb raunte er Götz, als er dessen Pferd zurückriß, ins Ohr:

„Hier giebt es nichts zu thun, Junker, als still zu halten. Ihr seid der Sohn eines Nürnberger Kaufherrn; vergeßt das nicht, wenn man Euch fragen sollte. Schweigt ganz, wenn's möglich ist!“

„Heda, Graubart! was habt Ihr mit dem jungen Bürschchen zu flüstern?“ ertönte in diesem Augenblick dicht vor den beiden die rohe Stimme eines der angreifenden Knechte, welcher des Knaben Pferd am Gebiß ergriff und zu sich heranzog. „Wartet mit Euern Ratschlägen, bis man Euch fragt. Sonst

kann euch das Maul gestopft werden," setzte er drohend hinzu und versetzte dem Tier einen leichten Schlag, um es anzutreiben.

Mit Schrecken gewahrte Meinhard, daß man ihn von seinem jungen Herrn trennte, der seine Warnung vielleicht nicht einmal verstanden hatte. Doch widerriet ihm die Klugheit jeden weitern Versuch, mit dem Knaben zu reden. Wortlos folgte er der Nötigung, abzusteigen, lieferte seine Waffen aus und ließ geduldig geschehen, daß man ihm die Hände zusammenband und ihn mit einem starken Strick an sein Pferd befestigte, welches eines der Reisigen bestieg. Seine einzige Sorge war, Gottfried im Auge zu behalten, den man an die Spitze des Zuges, zu dem Anführer gebracht hatte.

Es war noch hell genug, um den Marschall bei der kurzen Entfernung erkennen zu lassen, wie dieser eifrig auf Götz einsprach, der regungslos auf seinem Pferde saß und in der That den letzten Teil vom Rate des Alten befolgte. Es erschien dem stolzen Knaben unmöglich, sich für den Sohn eines Krämers auszugeben. Lieber mochte er letzter Knecht auf einer freien Burg, als Sohn eines reichen Mannes sein, der hinter den sichern Thoren der Stadt um Waren feilschte.

Als auch auf das heftigere Andrängen des Führers keine Antwort erfolgte, setzte dieser sein Pferd in Bewegung, während der andere Berittene, der unterdessen den Zug geordnet hatte, die Leitung von Götzens Pferd übernahm.

Der Trupp wandte sich seitwärts in den Wald, einen steilen unwegsamen Pfad hinan. Es war ein mühsames Steigen auf felsigem Untergrund. Mehr als einmal war Meinhard in Gefahr, über Baumwurzeln und sonstige Unebenheiten des Bodens zu stürzen. Er war kein guter Fußgänger, auch hinderten ihn zunehmende Dunkelheit, sein schweres Kettenhemd, die gebundenen Hände und die Mühe, welche er sich gab, Götz nicht aus dem Auge zu verlieren. Jedoch war letztere im Walde bald vergeblich und er wandte seine Aufmerksamkeit dem Knechte zu, der auf seinem Pferde

ritt, an welches er gefesselt war und auf dessen anderer Seite jetzt ein zweiter Reisige, rüstiger als er selbst, dahinschritt.

Anfänglich hatten die beiden so leise miteinander gesprochen, daß nur einzelne Worte an Meinhards Ohr schlugen, allmählich aber gaben sie diese Vorsicht auf.

„Zum Henker!“ hörte er eben den einen der Knechte sagen. „Was denkt der Schafskopf, in solcher Nacht diesen Weg einzuschlagen! Wann sollen wir bei so langsamem Fortkommen das Nest erreichen? Konnten wir nicht mit dieser Beute“ — Meinhard hörte, wie diese höhnenden Worte von einem Zeichen der Verachtung unterbrochen wurden — „den geraden Weg einschlagen?“

„Hast Du die Karren und Tiere vergessen, welche uns auf dieser Seite erwarten?“ fragte der Reiter. „Beim heiligen Georg, was wir da heimbringen, war des Ausreitens bei diesem Wetter nicht wert! Der Alte wird schimpfen. Mäuler, anstatt etwas ins Maul, dabei Küche und Keller leer!“

„Wer's glaubt,“ höhnte der erste Sprecher. „„Nichts da,““ ist seit lang her der Spruch des Kellermeisters. Aus der Küche lautet es nicht viel anders; aber ich weiß, was ich weiß.“

„Ja, was weißt denn Du?“

„Daß Wein in Menge auf der Burg liegt und große Vorräte von allem,“ brach der andere los. „Ich sag' Dir, sie haben da einen geheimen Keller. Ich hab's gesehen, als ich im Herbst unter den Nußsträuchern auf der alten Mauer eingeschlafen war. Nachts wachte ich auf. Ihr waret schon alle eingekrochen und schliefet wie die Dachse im Winter. Auf dem Hofe aber war's lebendig. Der Alte stand selbst da und hielt die brennenden Späne, der Kellermeister rollte Fässer zu, die der Junker mit einem Stricke in ein tiefes Loch im Hofe hinabließ. Aus diesem herauf tönte die Stimme des Jungen: es sei kein Platz mehr da, es liege alles voll. „„Wie viel habt Ihr noch?““ fragte der Alte. Der rote Henner vom Lehnsmannhof, der mit der Peitsche in der Hand dastand

antwortete: „„noch fünfzehn Faß!““ Zum Henker auch! Fünfzehn Fässer voll Wein für die Hallunken, für die wir bei Tag und Nacht auf der Landstraße liegen, für uns ein: „„Nichts da!““

„Nun, und wo ist das Loch im Hofe?“

„Das ist's ja eben,“ sagte der Knecht kleinlaut. „Ich kann's nicht finden! Ich habe, so oft ich konnte, den Hof danach abgesucht, auf alle Steine geklopft, alle Ritzen nachgesehen, aber keine Spur gefunden.“

„Hast halt geträumt, glaub's mir! Wenn man den ganzen Tag mit Durst an Wein denkt und bei Nacht um die Fässer reitet, so kommt's einem nachher im Traum.“

„Nein, ich hab's nicht geträumt!“ rief der andere heftig. „Das lasse ich mir nicht einreden, auch merke ich's an andern Dingen, daß es Wein genug auf der Burg giebt. Oder glaubst Du wirklich, wir hätten die Fässer alle leer getrunken, die wir letzthin den Frankenbergern abnahmen? Gieb acht, wenn wir hinauf aufs Nest kommen, ob des Alten Kehle nicht nach Wein riecht?“

„Nun freilich wird er Wein haben,“ entgegnete der Reiter. „Waren wir doch selbst mit dabei, als er solchen in Marburg kaufte, aber Du weißt ja, daß wir an diesen kein Anrecht haben.“

„Und so ein bischen Kaufwein hält verflucht lange an, während die großen Fässer voll, welche wir einbringen, leer sind, ehe der Durst gestillt ist.“

„Meinst Du, wir könnten's ändern?“

Ein kräftiger Fluch entfuhr mit unfrommem Wunsch den Lippen des Gefragten.

„Ja wohl!“ rief er fast laut. „Wir können's ändern und wir müssen's ändern! Was ist uns zugesagt, als wir dem Ritter Reiterdienst gelobten? Gleiches Leben für alle auf der Burg, und Anteil an der Beute? Hast Du ihn ehrlich erhalten? Immer giebt's Ausreden, nie fehlt's an Gründen, aus denen wir unsern bedungenen Teil nicht erhalten! Und

gleiches Leben?!“ Der Sprecher brach in ein rohes Gelächter aus: „Als ob der Pfaffe den Wein für uns nicht taufte. Das Bier, welches die Alte braut, kommt auch dunkler auf den Tisch der Herren, denn in die Halle herunter. Bist Du wirklich so dumm, nicht zu sehen, wie viel besser und saftiger die Fleischstücke sind, welche vor dem Salzfaß stehen, als die dahinter?“

Flüche und Verwünschungen schlossen aufs neue die Rede.

Es erfolgte eine kurze Pause, dann fragte der Reiter:

„Wie willst Du es ändern?“ und er legte einen besondern Nachdruck auf das Wort: Du.

„Ich? Ich allein werd's freilich nicht ändern, deshalb red' ich ja mit Dir davon. Wir müssen es ändern! Wir alle zusammen müssen dem Alten erklären, daß, wenn er seinen Pakt nicht hält, wir unsere Abrede auch nicht halten werden, daß wir — —“

Lautes Lachen seines Gefährten unterbrach ihn.

„Hast Du deinen Pakt so ehrlich gehalten, Jobst? alle Beute ehrlich abgeliefert? He? Wem gehören wohl die Ballen, Fässer und Säcke, welche drüben beim roten Henner im Versteck liegen?“

„Donner und Teufel,“ schrie Jobst, „was weißt Du davon? Halt's Maul oder . . .“

„Nun, was oder? Ich hab' eben auch mal nicht geschlafen und weiß, daß ich weder betrunken war, noch Spuck sah. Aber ändern kann ich's nicht, so schweig' ich dazu und thue für mich, was ich kann!“

„So, und trinkst geduldig Wasser? und noch dazu faules, während Du weißt, daß der beste Wein unter unsern Füßen liegt! Den könnten wir haben, wenn wir zusammenhielten!“

„Wenn wir ihn haben könnten! aber da liegt's, wir können ihn eben nicht haben! Oder meinst Du, Du rittest so leicht von der Burg weg und fändest so bald ein anderes Lager für Deine Dienste?“

Der Gefragte wollte auffahren und etwas entgegnen, aber mit einem gewissen Gebieterton unterbrach ihn sein Gefährte.

„Still, Jobst, hör' mich an. Ich reite länger als Du und kenne mehr als diese eine Burg, wo man die Dienste von unser einem annimmt. Ich weiß besser, als Du, wie es in dieser Welt und mit unserm Ansehen darin bestellt ist. Ich sage Dir, der Weißensteiner, so arg er ist, ist doch noch keiner von den Schlimmsten unter denen, welche ihr Ritterhandwerk so betreiben, wie er's thut und wie wir ihm dazu verhelfen! Immer hält er noch auf Ritterrechte und hütet sich, sein Wort zu geben, auf daß er's nicht bricht! Ich habe Dich noch nicht gefragt, wo bist Du hergekommen, wo reitest Du hin; denn ich weiß, daß solche Frage bei uns leicht Ungelegenheit schafft, wenn ich's mir auch denken mag, wie's steht. Aber ich will Dir sagen, wo ich hergekommen bin und wohin ich reite, wenn's halt so fortgeht, wenn unser Herrgott da droben nicht eingreift!"

„Ich weiß es," brummte der andere in den Bart. „Du bist ehrlicher, freier Leute Kind, bist im Übermut davongeritten, weil Dir besser dünkte, auf dem Roß zu reiten, als hinter demselben auf den Acker zu gehen. Nun möchtest Du gern zurück, seit da unten in Wehrda die blauen Augen einer . . . ."

„Still davon," fuhr der Reiter auf. „Darüber hat niemand zu reden. Wenn ich Dir sagen will, daß keiner von uns ein Recht hat, dieweil auch wir keines andern Rechte achten, so brauchst Du darum doch nicht Dinge in den Wald zu schreien, welche müßige Mäuler auf dem Nest da oben erfunden haben, um einer sittsamen Magd zu schaden."

Danach verstummte das Gespräch, welches dem alten Marschall einen Einblick in die Verhältnisse auf dem Weißenstein gewährt hatte. Er war selbst ein Unfreier, der seit seiner Jugend in Ritterdiensten stand, in denen er sich den weißen Rittergurt erworben. Er hatte einem ehrenhaften, angesehenen Herrn gedient und für seine Dienste Haus und Hof erhalten. Wenn der Herr seiner nicht bedurfte, hatte er bei Weib und

Kind daheim auf seinem Lehnsmannhof gesessen, den Acker gebaut, von dem er mäßigen Schoß der Herrschaft zu entrichten hatte, und sein Brot, wenn auch nicht in Reichtum, so doch auch nicht in Armut gegessen. In Fehden und Kriegszügen hatte er seinem Ritter treulich gedient, Lohn und Beuteanteil voll empfangen und seinen Söhnen weiteres Lehn erwerben können.

Auf solche Weise war sein Los als Unfreier so schwer nicht gewesen. Jedoch er wußte recht gut, daß neben dem reichen Adel, der auf Schlössern und Burgen saß und viele Hufen Landes, große Strecken Wald und Heide, ja ganze Dörfer, Gehöfte und Weiler mit Gerichtsbarkeit und allen Gefällen sein eigen nannte, ein Adel emporblühte, welcher ritterbürtig war, alle Vorrechte und den ganzen Stolz dieses Standes in Anspruch nahm und dennoch nur von Raub und Fehde lebte, weil er in den meisten Fällen kein anderes Eigentum besaß, als das Steinhaus auf unwegsamer Höhe, der aber dennoch verschmähte, sein Brot durch ehrliche Arbeit zu gewinnen.

Diese Herren waren es zumeist, welche durch Raub auf den Straßen, durch Einfall in friedliche Dörfer und Höfe die Sicherheit gefährdeten und Ursache zu den beständigen Fehden gaben, welche das Land beunruhigten.

Auch wenn sie nicht eigne Hörige hatten, so fanden sie genug verwegene Gesellen, für welche dies wilde, aufregende Leben reizender war als das elende Los vieler Hintersassen, deren Herren wenig begütert waren oder schlechte Sorge für ihre Lehnsleute trugen. Elend war gar oft das Los der in Knechtschaft Geborenen; nur wenige Gründe gab es, die daraus erlösten, und hart war die Strafe, die denjenigen traf, der sich durch Entlaufen selbst befreite; denn er gehörte zum Eigentum seines Herrn. Aber natürlich war auch, daß die jungen Gesellen strebten, sich einem Leben harter Frohnarbeit zu entziehen und in Diensten jener Burgherren ein Eigentum zu erwerben, welches im Glücksfall ihnen ermöglichte, in einer Stadt zu leben, wo der Unterschied zwischen frei und unfrei keine Geltung hatte.

Während diese Gedanken des Marschalls Hirn durchkreuzten, hatte er doch nicht aufgehört, auf den Weg zu achten, der erst steil bergan geführt, sich dann seitwärts zog und nun schon eine geraume Weile bergab lief. In dem Alten stieg deshalb die Vermutung auf, man würde sie gar nicht nach dem Weißenstein bringen.

Es geschah öfters, daß man ansehnliche Gefangene bei Freunden oder sonstigen Helfershelfern unterbrachte, um die Spur zu verwischen und ein höheres Lösegeld oder sonst günstige Bedingungen zu erzielen.

Bei einer Biegung des Weges gewahrte Meinhard, daß man sich wirklich einem Gehöft näherte, in dessen offenem Thor bewaffnete Männer zu Fuß und zu Pferd, von dem unsichern Licht flackernder Harzfackeln beschienen, sich hin- und herbewegten. Als man der Kommenden ansichtig wurde, löste sich ein Reiter von der Gruppe ab. Der Anführer des Zuges ritt ihm entgegen und beide Reiter begannen ein Gespräch, von dem der Schall der Rede, aber nicht ihr Inhalt bis zu Meinhards Ohren gelangte.

Mit Schrecken gewahrte er, daß man auf einen Zuruf des Anführers auch Gottfried vorreiten ließ. Unwillkürlich machte er selbst eine Bewegung, vorzugehen, doch fühlte er augenblicklich die Fessel. Bei der grellen Beleuchtung der kleinen Gruppe, über welche mehrere Männer brennende Fackeln hielten, konnten seine Augen, die in die Ferne zu spähen gewohnt waren, jede Bewegung der Sprechenden erkennen. Götz, welcher bisher regungslos auf seinem Pferd vor den Reitern gehalten, fuhr auf einige Worte, welche der zuletzt Herangekommene zu ihm sagte, mit lautem Jubelruf in die Höhe, und sich umwendend, rief er Meinhard zu:

„Sie sind alle ihren Verfolgern entgangen!"

Gleichzeitig erscholl der Befehl, auch ihn selbst voranzuführen.

Die beiden Ritter, vor denen er bald darauf stand und

welche er nach ihrem Benehmen und der bessern Art ihrer Bewaffnung für die Befehlshaber des Haufens halten mußte, hatten die Visiere ihrer flachen Sturmhauben nur halb geöffnet, so daß ihre Züge nicht zu erkennen waren. Um so erstaunter war er daher, als der eine Reiter bei seinem Anblick, halb erschreckend, halb lachend ausrief:

„Des alten Hermann Romrod Marschall! Das wird ja immer toller! Alter Fuchs, nun sprich, aber laß Dir vorher den Rat geben, die Wahrheit zu sagen. Wen haben wir denn hier ins Garn bekommen? Ist dies junge Herrlein der neue Herr, den man sich zu Maden verschrieben, der Brabanterin Sohn, oder hast Du wirklich eines Nürnberger Krämers Kind geleitet?“

Bevor der Alte antworten konnte, brach Gottfried aus:

„Herr Heinrich von Brabant und Hessen ist ein noch junges Kind. Da er Euch entging, so soll es mir um mich nicht leid sein, in Eure Hände gefallen zu sein.“

„Ja wohl,“ bestätigte der andere Reiter. „Der junge Herzog ist noch ein kleines, feines Herrlein. Ich sah ihn zu Marburg auf dem Schoß seiner Mutter. Er gleicht in keinem Ding hier diesem jungen Bären. Möchtest beißen, Bürschchen?“ wandte er sich im spottenden Ton an den Knaben. „Du mußt Dir aber die Zähne erst wachsen lassen; das wird noch eine Weile dauern!“

An des Knaben keuchenden Atemzügen hörte man, wie sehr ihn diese Rede verletzte.

„Ich beiße Dich noch,“ knirschte er in ohnmächtigem Zorn und fühlte, wie Meinhards Hand mit beschwichtigendem Druck sich auf die seine legte.

Der erfahrene Dienstmann hatte den Zusammenhang dessen, was hier vorging, schnell durchschaut und richtete danach sein Verhalten ein. Wahrscheinlich war dies Gehöft die Behausung eines Weißensteiner Lehnsmannes und diente zum Sammel- und Lagerplatz für die Reisigen der Burg. Der vor dem Thor haltende Reitertrupp waren mutmaßlich die Verfolger der Her-

zogin gewesen, die unverrichteter Dinge heimkehrten, da die hohe Frau das Dorf sicher erreicht hatte. In demselben mochten jene alsdann erfahren haben, wer ihnen eigentlich entgangen war.

„Still, Junker," sagte er zu dem zornbebenden Gottfried, „still jetzt. Auf Beleidigungen antwortet einst mit dem Schwert in der Hand! Jetzt beschimpfen dieselben nicht Euch, sondern den, der sie dem Wehrlosen zufügt." Dann zum ersten Sprecher sich wendend, antwortete er:

„Ja wohl Herr, ich bin Meinhard, des Landrichters von Romrod Lehnsmann und Marschall. Da Ihr mich kennt, so wißt Ihr auch, daß ich in eines ehrlichen Ritters Diensten stehe, und daß ich die Wahrheit rede, wenn ich sage: „so ist es!"

„Nun, werden's ja sehn! Also, wer war es, der uns entging?"

„Ihr wißt's ja schon, Herr! Es war die Herzogin von Brabant mit ihrem Sohn. Sie war bei den frommen Frauen in Wetter gewesen."

„Und wer ist dies?" forschte der Reiter, indem er auf Götz zeigte.

„Das ist meines Herrn Großsohn, der Rodensteiner Junker, welcher bei dem jungen Prinzen weilt!"

„Donner und Teufel," schrie der Reiter auf, „da haben wir ja einen Fang gemacht, der uns übel bekommen kann! Was nun? Willst Du mit Deinem jungen Bären hinter der Herzogin herreiten, alter Fuchs? Der Weg soll Dir frei sein!"

„Mein junger Herr ist der Junker von Rodenstein und kein Bär, ich aber heiße Meinhard und nicht Fuchs, damit Ihr es ein für allemal wißt, Herr! Gen Marburg reit' ich nur unter Euerm Geleit bis auf die Burg. Eßt die Suppe nun aus, die Ihr Euch eingebrockt, ich will sie Euch nicht kühl blasen. Warum habt Ihr unsern Weg aufgehalten?" sagte der Marschall mit Ruhe.

Er übersah jetzt die Lage und war nicht gewillt, die Ver-

legenheit, welche Götzens und seine Gefangennehmung den Weißensteinern bereitete, zu mindern.

Durch die letztere hatte der Burgherr sich gröblich gegen den Frieden der Landstraße vergangen, und die Herzogin war nun endlich im stande, nach Recht und Brauch das Gesetz gegen ihn zu kehren. Um ihr dies Recht in ganzer Ausdehnung zu belassen, verlangte Meinhard bei dem angebotenen freien Wegritt das persönliche Geleit des Ritters, welches dieser wiederum weigerte, weil er hoffte, auf seiner Burg günstigere Unterhandlungen führen zu können als auf der Marburg.

„Zum Teufel, haben wir Euern Weg aufgehalten! Ihr seid der schlechteste Fang, den wir seit lange gethan! Reitet Eurer Wege oder laßt's bleiben; ich kümmere mich nicht darum!"

„Was soll das helfen, Vetter?" mischte sich der andere Ritter nun in das Gespräch. „Den Schaden müssen wir tragen; denn so wie so wird die Herzogin uns zur Rechenschaft fordern. Doch denke ich, mit den Gefangenen im Nest können wir noch eher mit ihr handeln als mit leerer Hand. Macht ein Ende, ungeschehen läßt sich nichts mehr machen!" Und die beiden ritten etwas seitwärts, um sich leise weiter miteinander zu bereden.

Gottfried versuchte unterdessen, Meinhard zur Annahme freien Wegreitens zu drängen, um durch ihre Heimkunft die Herzogin zu beruhigen; jedoch der Alte versicherte ihm, daß dieselbe in Kenntnis der Verhältnisse nicht sehr beunruhigt sein würde und daß ihre Gefangenhaltung dem Weißensteiner eine ernste Strafe zuziehen müsse.

„Wer sind denn die Ritter eigentlich?" fragte Götz. „Kennst Du sie?"

Der Marschall schüttelte den Kopf.

„Der eine wird wohl der junge Weißensteiner selbst sein, der andere einer seiner Sippe. Ich weiß nicht, ob die Burgherren Gauerben haben.

Inzwischen hatten die Ritter ihre Zwiesprache beendet,

und der Neuangekommene, der offenbar der Führer des Haufens war, wandte sich etwas höflicher zu Götz und erklärte:

„Unsere Mannen hatten Kundschaft eingebracht, ein reicher Frankenberger Kaufherr würde mit voller Geldkatze des Weges kommen, um am Rhein Weinkäufe vom letzten Herbst zu machen. Diese Krämer sind ungefällig, wenn man nicht ernsthaft mit ihnen spricht; deshalb wollten wir ihn einladen, auf der Burg auch für uns Bestellungen anzunehmen. Die Vorräte gehen bei uns zu Ende und wir haben viel durstige Kehlen oben, denen die lange Trockenheit nicht zusagt."

„Ei," fiel Meinhard launig ein, „habt Ihr denn den Keller im Hofe vergessen? Da liegt ja noch Faß an Faß. Ich rate Euch, nachzusehen; denn wenn wir hinaufkommen, so soll uns ein guter Imbiß und ein kräftiger Trunk ungemischten Weines schon munden!"

Die beiden Reiter fuhren fast gleichzeitig mit so unverkennbaren Gebärden des Erstaunens herum und sahen den Alten so erschrocken an, als ob der lebendige Versucher vor ihnen stehe. In Meinhards ernsthaftem Gesicht aber zuckte keine Muskel, obwohl er sich Gewalt anthun mußte, nicht in lautes Lachen auszubrechen. Er nickte nur zur Bestätigung seiner Worte den beiden zu. Der Jüngere segnete sich unter dem ruhigen Blick des Marschalls mit dem heiligen Kreuzeszeichen, der andere folgte seinem Beispiel, drehte sein Pferd herum und gab mit kurzen Worten Befehl zum Aufbruch.

Man hatte die Fesseln um Meinhards Handgelenk schon früher gelöst. Ungefragt bemächtigte er sich jetzt seines Pferdes, dessen Reiter abgesessen war und hielt sich dicht neben Gottfried. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde angestrengten Steigens befand man sich vor dem Graben, welcher die Umfassungsmauer der Burg schützte. Beim roten flackernden Licht der Fackeln, unter deren Schein man den steilen Weg heraufgeklommen war, erhob sich der Bau als eine finster drohende Steinmasse vor den neugierigen Blicken Gottfrieds.

Die Dunkelheit verhinderte, irgend eine Einzelheit zu erkennen und vermehrte ihm den unheimlichen Eindruck der Mauern, aus denen kein Lichtstrahl in die Welt herausdrang. Auf ein gegebenes Hornzeichen rasselten die schweren Ketten der Brücke, und langsam senkte diese sich nieder. Das feste, mit großen Eisenstücken beschlagene und von einem Bau überragte Thor öffnete sich, und mit Beklommenheit zog der Knabe neben dem Marschall als Gefangener in die ihm feindliche Burg ein.

Der Vorhof, auf den man einritt, war von der Mauer und seitwärts von kleinen Gebäuden mit Stallungen umgeben; er bot wenig Raum und auch über ihn führte der Weg in die Burg steil bergauf. Herzueilende Knechte nahmen die Pferde der Führer in Empfang; die Gefangenen wurden bedeutet, abzusteigen und den Voranschreitenden zu folgen. Durch ein tiefes, niedriges, spärlich erleuchtetes, zweites Thor gelangte man in den innern Burghof, auf welchem bei verhältnismäßiger Helle trotz vorgerückter Abendstunde noch reges Leben herrschte. Ein wüstes Durcheinander von schreienden, zankenden und lachenden Stimmen klang widerlich an Gottfrieds Ohr und verwirrte ihn einen Augenblick so, daß er erst allmählich den Eindruck seiner Umgebung gewann. Dem Eingangsthor gegenüber lag in plumper, dunkler Masse der höchste Bau des Burghofs, der wahrscheinlich die Herrengemächer enthielt; denn hier war unten die Halle, deren weitgeöffnete Thür den Einblick in das erleuchtete Innere gestattete. Die breite Stufe, die zu ihr hinaufführte, überschritt eben ein großer, starker Mann im weiten, kurzen Oberkleid mit gesticktem Saum, welches damals die bequeme häusliche Tracht ritterbürtiger Herren bildete. Hohe, rote Strümpfe bekleideten die Beine, während die Füße in reich verzierten Schuhen von weichem Leder steckten. Die Befehlshaber des eben angekommenen Haufens schritten ihm eilig entgegen und traten mit ihm in die Halle zurück, um ungehört und ungestört ihren Bericht zu erstatten.

Unterdessen hatte Götz Muße, den Hofraum in nähern Augenschein zu nehmen. Seinen verwunderten Blicken bot sich

eine Fülle von Unterhaltung. In solcher Gestalt war ihm das Burgleben noch niemals nahe getreten; denn der wilde, kriegerische Anstrich, den hier oben alles trug, fehlte der friedlichen Thalburg seines Großvaters sowohl wie den Burgen, welche er in dessen Begleitung bisher besucht hatte.

Den schmalen Hof umgaben von allen Seiten Gebäude, welche, ohne irgend einen Anspruch an Schönheit zu erfüllen, einzig dem Zweck dienen mußten, auf möglichst unwegsamer Höhe ihren Bewohnern mit allem, was sie an beweglicher Habe besaßen, Schutz und Zuflucht zu gewähren. Das hohe Wohnhaus stand an der schmalen Seite, und an den andern, unregelmäßig bald vorspringend, bald wieder zurücktretend, zogen sich die Vorratshäuser und Waffenkammern, Ställe und Gelasse für Knappen und Knechte hin, die oft mit Weib und Kind hier oben hausten. Der enge Hof, auf dem sich die mannigfachsten Beschäftigungen breit machten, war ungepflastert, schmutzig und düster und nur an den Seiten vor den Gebäuden mit Steinplatten belegt.

Die Unterredung des Burgherrn mit den Gekommenen war nun beendet; die Männer erschienen auf der Schwelle und traten in den Hof. Der alte Ritter winkte Gottfried heran, dem Meinhard langsam folgte, und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Wenn Ihr auch die Gastfreundschaft des Weißenstein nicht freiwillig ansprecht, Junker von Rodenstein, so seid Ihr doch willkommen. Tretet ein in die Halle und laßt es Euch gefallen."

Es war eine tiefe, rauhe, jedoch keine unangenehme Stimme, mit der dies gesprochen wurde. Auch die Gesichtszüge des Mannes waren nicht ganz unedel, wenngleich sein Aussehen finster und verdrießlich war.

Götz beantwortete weder Gruß noch Einladung. Seine Entrüstung über diese unritterliche Wegelagerei war zu übermächtig in ihm, und nur Meinhards besorgt warnender Blick hielt ihn ab, dieselbe in Worte zu kleiden. Es entstand eine

peinliche Pause, die der Marschall unterbrach; denn er erkannte den aufsteigenden Zorn des Ritters und wußte, daß sie sich für jetzt in dessen Gewalt befanden.

„Entschuldigt, Herr," bat er, „wenn mein Junker sich nicht gleich in seine Lage schickt. Er ist jung und erfährt heute zum erstenmal, wie es Reisenden ergeht, die allzu sorglos ihres Weges ziehen!"

„Für welche der Weg auch ebenso sicher war wie im eignen Burgfrieden," fiel der Ritter ein, und sein Unmut erklang aus den Worten. „Es ist die verfluchte Dummheit meiner Mannen und Kundschafter, welche mir falsch berichtet hatten. Warum gabt Ihr Euch nicht gleich zu erkennen?"

„Weil ich nicht wissen konnte, Herr, auf wen Ihr es abgesehen hattet!"

„Warum rittet Ihr nicht weg, als mein Sohn es Euch anbot?"

„Weil ich des Weges und der Gegend, in der wir uns auf dem einsamen Hof befanden, unkundig bin und fürchtete, mit dem Junker allein in noch schlimmere Händel zu geraten," schützte Meinhard vor. „Das erbetene Geleit bis auf die Marburg aber verweigerten mir Eure Leute."

Der Ritter fragte nicht weiter. Er wiederholte seine Einladung, einzutreten, und schritt selbst in die weite Halle voran. Die Zurüstung zur Abendmahlzeit war darin schon getroffen. Die großen Tische waren mit thönernen und hölzernen Tellern, Kannen und Krügen besetzt. Rüstige Mägde setzten mächtige Schüsseln dampfenden Breies von Hirse und Hafergrütze auf und trugen Vorräte an Brot, Butter und Käsen herbei. Soweit das Tischtuch reichte, waren die Plätze für die freien Burggenossen bestimmt; unterhalb des Tuches und des großen Salzfasses saßen die Unfreien und Knechte. So war die Einrichtung auf allen Burgen. Daß die Halle hier einen ungastlichen, trüben, unangenehmen Eindruck auf Gottfried machte, lag an ihm selbst; denn niedrig, geschwärzt und ungeschmückt war dieser Raum mit

seinen Tischen, Bänken und holzbeschlagenen Wänden fast überall. Der um wenige Stufen erhöhte Herrensitz, zu dem der Ritter den Knaben geleitete, bot einen etwas erfreulichern Anblick. Der große Eichentisch in der Mitte, der auch hier die Zurüstungen zum Mahle trug, war mit besserm Gerät, ja sogar mit einigem Silber besetzt. Wachslichter brannten in schön gearbeiteten Leuchtern von gutem Metall, und ein geschnitzter Kredenztisch sowie ein Schrein mit reich verzierten Thüren konnten füglich dem Anspruch an bessern Hausrat genügen. Die Sessel und Einzelsitze waren mit weichen Pfühlen belegt, und der Webstuhl an der Seite des Kamins, die Wocken mit Flachs und die vollen Kunkeln, die auf einer Bank lagen, trugen dazu bei, diesem Teil der Halle einen wohnlichern Anstrich zu geben. Hierher führte der Burgherr seinen jungen Gast und wies mit einem Winke der Hand dem Marschall einen Platz an den Stufen zum Herrensitz an. Er schob dem Knaben einen Sessel näher zum Feuer heran und sagte, indem er sich niederließ:

„Ich liege seit langer Zeit mit den Frankenberger Kaufleuten im Streit. Es ist ordnungsmäßig dabei zugegangen; denn sie müssen meinen Fehdebrief erhalten haben. Es thut mir leid, daß friedliche Reisende durch meine Leute Schrecken und Aufenthalt erfuhren.“

„Wenn Ihr einen Fehdebrief erließet,“ antwortete Götz, der in solchen Dingen sehr wohl Bescheid wußte, „so ist es verwunderlich, daß Eure Leute Reisende überfielen, die im Schutz des Landfriedens ritten. Die Frankenberger würden doch schwerlich Euer Gebiet ohne Geleit betreten haben!“

Der Ritter brummte unverständliche Worte in den Bart, und das Gespräch verstummte, als durch das Horn der Kämmerer das Zeichen zum Mahle gab.

Die Halle füllte sich rasch. Mit Lärm kamen die Knappen, Reisige und Knechte herzu und nahmen ihre Plätze ein. Stöße wurden dabei gegeben und empfangen; denn jeder hatte es eilig, heranzukommen.

Die frische Luft auf der Höhe und der lange Ritt hatten auch Götzens Hunger geschärft; gern folgte er des Ritters Aufforderung, an den Herrentisch heranzutreten. Bei der Aufmerksamkeit, mit welcher er in die Halle geschaut hatte, war es ihm entgangen, daß die Herrin der Burg mit den übrigen Angehörigen des Ritters durch eine schmale Seitenthür eingetreten war. Er sah sich ihr jetzt unerwartet gegenüber und empfing ihren ernsten Gruß. Sie war eine ansehnliche Matrone, der das lang und weit niederfallende Ärmelgewand mit dem Besatz von dunkelm Samt eine stattliche Würde gab. Ihr schon stark gebleichtes Haar umrahmte nur in schmalem Streifen eine hohe, weiße Stirn, sonst war es unter einer den Kopf eng umschließenden, mit Goldfäden durchzogenen Haube verborgen. Ihre Züge waren nicht unschön, aber ein hartes Leben hatte seine Linien hineingegraben, und ernst und scharf war der Blick ihrer grauen Augen. Sie hielt ein schönes, dunkellockiges, etwa acht Jahre altes Dirnlein an der Hand, welches aus schelmischen schwarzen Augen Götz zunickte.

Der Hausherr, der seinen Platz auf einem großen Sessel am obern Ende des Tisches einnahm, wies dem Junker den seinigen zwischen der Burgherrin und dem Kinde an. Es war eine zahlreiche Gesellschaft, welche sich hier versammelt hatte: der Sohn des Weißensteiners, welcher den Überfall geleitet, mit seiner noch jungen, hübschen Frau Sibylla und der andere Reiter, den man Junker Ludolf nannte, traten heran. Dann waren da der Pater Bertholdus vom Dominikanerorden aus Marburg, der hier oben das Christentum lehrte, nach dem so wenig gehandelt wurde, einige adlige Knappen sowie verschiedene ältere und jüngere Frauen, Anverwandte und Gehilfinnen der Herrin. Nachdem der Truchseß die Schüsseln herbeigetragen und in regelmäßiger Ordnung auf den Tisch verteilt hatte, sprach der Pater das Gebet, welches allein der Hausherr sitzend anhörte, und vor welchem der laute Lärm verstummte. Dann begann die Arbeit des Essens, bei der ein

rechtes Gespräch nicht aufkam. Die aufgetragenen Speisen, so reichlich sie waren, fanden raschen Abgang; auch Gottfried hatte denselben mit dem Appetit der Jugend zugesprochen.

Als aber seine kleine Nachbarin mit neckendem Mutwillen ihm noch ein gewaltiges Stück Schinken auf den Teller schob, versicherte er der Burgfrau ernsthaft, daß sein guter Wille nicht mehr ausreiche, dies zu bewältigen. Die alte Frau lachte und bedeutete die Kleine, in ihrer Fürsorglichkeit inne zu halten.

„Ist sie denn Eure Tochter?“ fragte Götz.

„Oho, Junker!“ lachte der Ritter, der die Frage gehört hatte und unter der Mahlzeit und bei dem oft geleerten Becher munterer geworden war. „Meine Ehewirtin und ich haben's weiter gebracht als bis zu solchem grünen Läffchen!“ und die Frau setzte hinzu:

„Sie ist unser einziges Enkelkind. Ihr Vater kehrte aus dem Krieg gegen die heidnischen Preußen nur heim, um Weib und Kind aus weiter Ferne herzugeleiten und hier zu sterben. Seine Hausfrau folgte ihm bald nach, und so ist Hedwig wohl unser Kind; denn sie ist elternlos.“

„Auch?“ rief Gottfried unwillkürlich, und nun fiel ihm auf, daß das Schicksal, elternlos zu sein, ihm plötzlich traurig erschien. Er selbst war es ja auch, aber hatte er das jemals als eine Entbehrung empfunden? Ja war es ihm nicht seinen Gefährten im Kloster gegenüber zuweilen sogar wertvoll erschienen, schon Herr und Gebieter im eignen Besitz zu sein? Er hatte die Eltern zu jung verloren, um sich dieserhalb eines Schmerzes bewußt zu sein; warum empfand er nun diesen Verlust für die Kleine an seiner Seite als einen solchen?

Durch den Umgang mit dem jungen Prinzen war in den letzten Monaten eine Anlage seines Gemütes entwickelt worden, welche ihm selbst rätselhaft erschien, wenn sie bei besondern Anlässen ihm ins Bewußtsein trat, und die im allgemeinen bei Knaben erst in einem spätern Alter zu erwachen pflegt. Er fühlte sich zum Schützer und Berater eines Schwächern be-

rufen; das hatte manche seiner frühern Schroffheiten verwandelt und ihn weichern Gefühlen zugänglich gemacht. Dies machte sich auch jetzt der Kleinen gegenüber geltend, die er hier in so wilder Umgebung aufwachsen sah.

Er wandte sich ihr liebreich zu. Ihre muntere, fremdartige Weise belustigte und entzückte ihn so, daß er die angenehmste Unterhaltung fand und es kaum bemerkte, wenn sich die ältere und jüngere Rittersfrau daran beteiligten.

Rasch enteilte die Zeit. Die meisten Anwesenden hatten die Halle verlassen. Der Burgherr saß mit seinem Sohn und dem Pater noch zechend am Tisch und verhandelte mit Meinhard, dem er heraufgewinkt und der nun, vor den Rittern stehend, mit beiden Rede und Gegenrede tauschte und endliche Zusage freien Wegreitens unter sicherm Geleit bis Marburg erhielt.

An seinen Platz zurückgekehrt, unterhielt er sich dann mit dem Knecht, der ihn heraufgeleitet hatte und den man Diether naunte, bis die Burgfrau ihm endlich winkte, um ihm sein und seines jungen Herrn Nachtlager anzuweisen, welches Götz zwar ermüdet aufsuchte, aber mit der Meinung, er habe selten einen kurzweiligern Abend verlebt als diesen auf dem verrufenen Weißenstein.

Sechstes Kapitel.

Der andere Morgen, der trübe und mit heftigem Schneegestöber anbrach, fand Götz schon früh munter. Der Marschall hatte ihm gesagt, daß der Ritter sicheres Geleit bis auf die Marburg zugesagt habe, und trotz des vergnügt verlebten Abends freute sich Gottfried der Aussicht, dies Abenteuer geendet zu sehen.

Als er aus der engen Kammer heraustrat, in welcher er und Meinhard die Nacht verbracht hatten, kam ihm Hedwig mit der Nachricht entgegengesprungen, es seien schon Boten seiner Herrin am Burgthor gewesen, um ihn abzuholen. Der Großvater sei aber darüber sehr erzürnt und habe ihr versprochen, er solle noch da bleiben.

Gottfried beachtete die kindliche Rede nicht weiter; denn Hedwig hatte am Abend vorher schon sein Versprechen längern Verweilens verlangt. Der Alte aber erschrak und beeilte sich, die Halle zu erreichen, um zu erfahren, ob der Ritter in der That ihrem Wegritt ein Hindernis in den Weg legen wollte. Er fand ihn jedoch nicht anwesend.

Oben im Herrensitz saß die junge Frau vor dem Kamin und ließ die Spindel munter tanzen. Der Morgenimbiß stand zubereitet auf dem Tisch, und eine alte freundliche Schaffnerin trug von dem großen Herde der Halle warmes, gewürztes Bier herbei, welches Gottfried sich trefflich munden ließ.

Meinhard suchte vor allen Dingen sich Gewißheit wegen

ihres Abreitens zu verschaffen und fand nach längerm Suchen endlich den Burgherrn in den äußern Ställen. Sein Anliegen erfuhr die höfliche Ausrede: eine wichtige Botschaft habe ihn genötigt, fast alle seine Mannen und Pferde wegzusenden; er sei deshalb für heute nicht im stande, das zugesagte Geleit zu geben.

Meinhard berief sich auf das Versprechen des gestrigen Abends und erhielt die Antwort:

„Ihr konntet gestern abend ungehindert von meinem Lehnsmannhof abreiten, aber Ihr seid freiwillig heraufgekommen; hier bin ich Herr und muß wissen, wann ich euch kann reiten lassen und wann nicht. Ihr werdet nicht erwarten, daß ich so unklug sei, meinen Kopf ungesichert in des Löwen Rachen zu stecken, und ich kann Euch nur raten, meinen Anordnungen gutwillig sich zu fügen. Daß ich Euch nicht als meine Gefangenen betrachte, sagte ich gestern abend schon; ich halte mein Ritterwort, Ihr könnt frei herumgehen, wohin es Euch beliebt."

Damit drehte er dem Marschall den Rücken zu und ging seinen Geschäften nach.

Es war ein Hohn, von Freiheit auf einer Burg zu sprechen, deren Thore gesperrt und bewacht, deren Brücken aufgezogen und deren Mauern unübersteiglich waren. Das nannten die Herren: ihr Ritterwort halten, und bitter bereute Meinhard, den ungeduldigen Götz mit in diese Lage gebracht zu haben. Ihre Gefangenhaltung gab allerdings der Herzogin das Recht, volle Gewalt gegen den Ritter zu gebrauchen, jedoch, ob sie die Mittel dazu habe? fragte der Alte sich jetzt zum erstenmale, und des Ritters Ruhe ließ ihn fast fürchten, daß dies nicht der Fall sei. Auch wie Götz diese Nachricht der Verzögerung aufnehmen würde, war eine weitere Sorge, die ihn bedrückte.

In die Halle zurückgekehrt, fand er ihn mit der jungen Frau und Hedwig in lebhafter Unterhaltung.

Bei Meinhards Eintritt rief er ihm sofort die Frage ent-

gegen: ob die Pferde bereit seien? Mit dem Hinweis auf das immer mehr sich verschlechternde Wetter teilte ihm dann der Marschall mit, daß dies für heute wohl unmöglich sein würde, und fand sich sehr dadurch erleichtert, daß Götz, gerührt von Hedwigs lebhaften Freudenbezeugungen über sein Verbleiben, sich ruhiger in die Unannehmlichkeit fand, als er gefürchtet hatte.

Er nahm den Vorschlag der kleinen Maid, ihm die Burg zu zeigen, gern an und suchte dann in ihrer Begleitung die Rittersfrau im Vorratshause auf, wo diese der Schaffnerin und den Mägden selbst das für die Mahlzeiten Notwendige zuteilte.

Auch die Weiber der Knechte kamen mit Gefäßen und Körben aller Art hierher, um ihren ausbedungenen Tagesbedarf zu empfangen; leise nur murrten sie beim Fortgehen, wenn ihnen die erhaltenen Stücke nicht groß und gut genug erschienen; denn lauten Tadel wagte keine vor der strengen Herrin, welche immerhin gerechter als manche andere austeilte. Mit Hilfe der Mägde ordnete und räumte die Hausfrau dann selbst und sorgte, daß jedes Ding den Platz habe, der zu seiner Erhaltung am vorteilhaftesten war.

In weiten, luftigen Räumen befanden sich Vorräte aller notwendigen Lebensmittel aufbewahrt. Auf reinlichen Dielen, in großen Verschlägen lag Getreide jeglicher Art. Roggen, Gerste, Hafer, sogar der großkörnige Weizen und der goldglänzende Mais, aus fernen Landstrichen herbeigeschafft, fehlten nicht. Da hingen auch große Säcke feinen, auf Wassermühlen gemahlenen Mehles zu besonderem Bedarf. Für den gewöhnlichen, täglichen Mehlverbrauch behalf man sich mit den Handmühlen, welche die Mahlmägde in Bewegung setzen mußten. Auch von getrockneten Früchten, Äpfeln, Birnen, Kirschen, Zwetschen, wie die Bäume des Landes sie trugen, gab es hier reiche Fülle. Flachs und Wolle, gesponnenes Garn und große Rollen feinen Linnens, roh und gebleicht, mit blauem Waid und Purpur gefärbt, lagen in einem andern Raum, des Fleisches, der Würste, Schinken, Tonnen mit Fischen und aller sonstigen Dinge gar nicht zu gedenken, welche Speicher und Keller noch bargen.

Die kleine Hedwig war hier in ihrem Element. Sie erklärte Gottfried den Gebrauch und Wert aller dieser Gegenstände und erweckte in ihm die angenehme Erinnerung an die Zeit, wo auch er gern des Großvaters Wirtschafterin in solche Räume begleitet hatte. Jetzt bedrückte ihn freilich daneben die unklare Empfindung, daß der Aufenthalt hier und das Wohlgefallen an diesen Sachen sich nicht ganz für einen künftigen Ritter schicke, hinderte aber nicht, daß die getrockneten Früchte, welche Hedwig ihm bot, trefflich mundeten.

Als die Großmutter nach einem kleinen bunt bemalten Behälter griff und jedem der Kinder eine plattgepreßte runde Frucht daraus reichte, jubelte Hedwig auf und versicherte ihrem jungen Gefährten mit Stolz und dem Anflug einer kleinen Prahlerei, die ihr allerliebst stand und ihren Eindruck auf Gottfried nicht verfehlte, daß eine derartige Seltenheit, eine so große Kostbarkeit ganz gewiß noch nie seine Lippen berührt habe.

Sie hielt die unansehnliche Frucht in die Höhe und sagte in ehrfurchtsvollstem Ton:

„Sie wächst in dem Lande, wo die allerheiligste Jungfrau gelebt hat und wo unser Herr Jesus geboren ist,“ — und drückte einen kindlich andächtigen Kuß darauf, bevor sie sich den Genuß gestattete, sie langsam zu verzehren. „Jesus hat sie oft und so gern gegessen, hat mir Pater Bertholdus erzählt, daß er einmal einen Baum verflucht hat, weil er keine Früchte trug!“

„Deshalb?“ fragte Gottfried gedehnt. Ihm war die Erzählung, aber nicht d i e s e Auslegung bekannt. „Ich weiß es auch. Es sind Feigen, und der Baum soll abgehauen und ins Feuer geworfen werden.“

„Hat es Dir Euer Pater auch erzählt?“

„Nein, wir haben keinen Pater auf der Burg. Ich war in Hasungen im Kloster, um Lesen und Schreiben zu lernen; dabei lernt man denn auch anderes!“

„Du kannst lesen und schreiben?“ rief das Kind und schlug

die Hände zusammen. „Willst Du denn ein Mönch werden?“ setzte sie mit ängstlicher Frage hinzu.

„Nein,“ sagte der Knabe hart und bestimmt. Die Burgfrau, welche den Kindern zugehört hatte, fragte auch:

„Warum hast du denn Lesen und Schreiben gelernt?“

Der leidenschaftliche, verächtliche Trotz, der in dem hübschen Knabenantlitz wieder einmal aufflammte, erinnerte an jene frühe Morgenstunde, in welcher zum erstenmal die Zumutung an ihn herangetreten war, jene verachteten Künste zu erlernen. Heute war er stolz auf seine Kenntnisse, aber die Notwendigkeit solchen Wissens empfand er noch immer als eine Beschämung des Ritterstandes.

„Weil gesprochenes Ritterwort allein nicht mehr gilt,“ erwiderte er kurzen Tones. „Mein Vater hat's drüben bei den Hohenfels erfahren, und ich mag nicht gleiches erleben, jedoch, ich gedenk' es ihnen.“

Die Frau setzte das Gespräch nicht weiter fort. Sie entsann sich des ärgerlichen Handels und kannte die Ganerben von Hohenfels; sie wußte auch, daß die Romrods und Rodensteins zu den alten Geschlechtern gehörten, welche, stolz auf ihren großen Besitz und ihr Ansehen, es verschmähten, ihr Rittertum durch Thaten auf der Landstraße zu erweisen, vielmehr vorzogen, ihren Lehnsleuten helfende, schützende Herren zu sein und auch ihren unfreien Bauern ein menschenwürdiges Dasein zu vergönnen.

Gottfried hatte durch diese Erinnerungen die Teilnahme für die Vorratsräume verloren und fragte die kleine Freundin nach den Waffenkammern und Ställen, wohin diese ihn dann augenblicklich geleitete.

Inzwischen hatte Meinhard im Vorhof die Stallungen aufgesucht, in denen man die Pferde untergebracht, und Diether nebst andern Burgmannen daselbst getroffen, die heute die Bewachung des äußern Thores versahen. Er gesellte sich zu

ihnen und setzte sich mit an das flackernde Feuer, welches in dem sonst kahlen Wachtraum brannte.

Durch geschickt gestellte Fragen und zutrauliche Reden erfuhr er, daß schon mit dem ersten Morgengrauen eine Abgesandtschaft der Herzogin Einlaß in die Burg begehrt habe. Man hatte den Ritter aus dem Schlafe geweckt und ihm die Forderung der Fürstin überbracht. Sie verlangte nichts weniger als sofortige Freilassung der Gefangenen und persönliche Stellung des Ritters auf der Marburg zum Gelöbnis des Friedens. Diese Zumutung, berichteten die Leute, habe den Alten so wütend gemacht, daß er die Boten habe festhalten wollen; auf Vorstellung der Frau und des Sohnes sei er zwar davon abgestanden, habe aber eine ausweichende Antwort nach Marburg gesandt und Pferde und Mannen dann sofort von der Burg entfernt. Er selbst mit dem Sohn würde noch heute abreiten; nur Junker Ludolf sollte mit einer kleinen Besatzung zurückbleiben.

Auf des Marschalls verwunderte Frage, was der Herr damit bezwecke, erfuhr er, dies sei die gewöhnliche Ausflucht, durch welche sich der Ritter unliebsamen Verhandlungen entziehe. Er sei dann lange Zeit nicht zu finden; an eine Belagerung sei bei der festen Lage der Burg nicht zu denken, viele Hufen und Höfe, die man verwüsten oder wegnehmen könne, besitze der Ritter nicht; so würde der Gegner die langen nutzlosen Verhandlungen müde und spanne gewöhnlich seine Forderungen herab, wenn Wochen und Monate ihn nicht zum Ziele führten.

Das waren schöne Aussichten! Meinhard erschrack vor der Aufgabe, Götz zu der in solcher Lage notwendigen Geduld zu bereden, und beschloß, ihm die Wahrheit so lange wie möglich zu verbergen. Sich selbst versuchte er mit der Hoffnung zu trösten, die Herzogin würde doch Mittel und Wege zu ihrer Befreiung finden.

Unter diesen Umständen erschien es ihm zunächst ratsam, sich das Zutrauen der Leute zu erwerben und durch Teilnahme an dem Schicksal der einzelnen auch sich und Gottfried eine

gewisse Teilnahme zu sichern. Einen festen Plan hatte er hierbei keineswegs; nur der Wunsch leitete ihn, nicht als Feind betrachtet zu werden, und der Gedanke, daß ihm Freunde nützlich sein könnten.

Als Götz um die Mittagsstunde ihn aufsuchte, fand er endlich den wackern Alten auf einem der Schemel vor dem Feuer, wie er einen langen Linnenstreifen einem einjährigen Buben als Halt um den Leib gelegt hatte, damit das Kind zwischen seinen Knieen die ersten Geh- und Stehversuche anstellen könne. Sein gutes, ehrliches Gesicht leuchtete freudig auf, als es dem Kleinen gelungen war, in ungeschickter Anmut die dicken Füßchen zu einem Schritt vorwärts zu bewegen, und ein vergnügtes Gröhlen desselben ihm vom Gelingen dieses Wagnisses Kunde gab.

„So ist's schön, kleiner Henner!" schmeichelte seine rauhe Stimme, so sanft er konnte, während die derben Fäuste den Kopf des Bübchens streichelten. „Du bist ein tapferer kleiner Kerl, so, so, — nun noch einmal — so — o, das war schön! — — so!"

Ein lautes Lachen in der Thür unterbrach diese Erziehungsversuche. Als er aufblickend Gottfried erkannte, rief er ihm munter zu:

„Na, Junker Gottfried, schaut nur her, so hat der alte Meinhard auch Euch einst das Gehen gelehrt! Ich habe die alten Griffe noch nicht vergessen, und wer weiß," setzte er mit einem Anflug von nachdenklicher Traurigkeit hinzu, ob's nicht das Schwerste ist, was der Mensch lernen muß, wenn er noch so vernunftlos den ersten Schritt thut, der ihn auf die eignen Beine stellt!"

„Was Du alles kannst," rief Götz belustigt. „Wartest auch kleine Kinder! Wenn der Großvater Dich so sähe!"

„Hat mich oft genug so gesehen, Junker, und ich ihn. In allen deutschen Landen hat es niemals für eine Schande gegolten, sich der Kindlein anzunehmen, und gar manchem reichen und armen Kriegsmann ist es, wenn er heimkehrt, die liebste Erholung, mit seinem Buben zu spielen. Werdet's auch noch lernen,

Junker, und ich hoffe, die lieben Heiligen im Himmel erbitten mir die Gnade, daß ich Euch dabei noch so ausruhen sehe!“

Bei aller Freundlichkeit lag doch ein tiefer Ernst auf dem Gesicht und in der Stimme des Alten. Die Beschäftigung mit dem Kinde hatte einen Grundzug deutschen Wesens, den tiefen ernsten Sinn für Familienleben und Familienglück in ihm angeregt, einen Sinn, welcher der gleichzeitigen Liebe am Kriegsleben, an Gefahren und Abenteuern so ganz zu widerstreben scheint. Und doch sind seit den fernsten Zeiten deutscher Überlieferung beide Richtungen die Kennzeichen germanischen Charakters. Auch in Gottfried lebte dieser Zug, wie seine Liebe zu dem kleinen Heinrich von Hessen zeigte; aber jetzt waren seine Gedanken anderm zugewandt.

Er war in den Waffenkammern gewesen. Die große Sammlung hatte sein höchstes Gefallen erregt, und er wünschte sehnlichst, diese Schätze unter Meinhards Belehrung näher zu betrachten, der bereitwillig dem drängenden Knaben folgte.

Da war in der That ein wahrer Reichtum von Angriffs- und Verteidigungsmitteln aufbewahrt, von der einfachen Brünne an, wie sie der Fußknecht schon zu Zeiten des großen Karl unter dem Linnenkittel zu tragen pflegte, und die noch immer nicht ganz außer Gebrauch gekommen war, bis zu dem dichten feinen Kettenhemd, welches mit fast undurchdringlichem Drahtgewebe dem Reiter unter dem Lederkoller Oberkörper und Schenkel schützte. Brustharnische, kunstvoll vom Schmied gewölbt und gehämmert, Arm- und Beinschienen, hohe und flache Sturmhauben und Helme in verschiedenster Gestalt und Verzierung, auch alle Arten von Wurf-, Stech- und Stoßwaffen waren vorhanden. Neben dem alten Holzhammer fanden sich die schweren Streitärte, Kolben, Speere, Spieße, Lanzen, Morgensterne und Schwerter jeder Form und Größe, ferner Bogen mit Pfeilbündeln in langen Köchern, Bliden und kleinere Schleudermaschinen für Steine und Feuerbrände und was der Erfindungen mehr sind, mit denen von jeher der Mensch seinen

Mitmenschen bedrohte. Auch schwere flach nach außen gewölbte Holzschilde, welche auf stark mit Leim und Kreide grundiertem Pergament verschiedene Wappen zeigten, erregten der Betrachter Wohlgefallen. Manche Stunde ihrer freien Haft brachte der Marschall mit dem Knaben hier zu und belehrte ihn über Zweck und Nutzen dieser teilweise schon veralteten und ungebräuchlichen Waffen.

Der alte Weißensteiner war wirklich abgeritten und hatte Götz beim Abschied gesagt, er reite fort, um ihm für eine sichere Heimkehr zu sorgen. Seitdem waren mehrere Tage vergangen, ohne ihn zurückzubringen. Auch der Pater hatte die Burg verlassen, auf welcher er nur zeitweise verweilte, und Junker Ludolf vertrat streng und wortkarg die Stelle des abwesenden Ritters. Außer den Frauen, Kindern und Knechten waren nur noch wenige Kriegsleute zurückgeblieben, und es entging dem aufmerksam beobachtenden Meinhard nicht, daß die Absperrung und Bewachung der Burg strenger gehandhabt wurde, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall ist.

Von Tag zu Tag steigerte sich Götzens Ungeduld, und der Marschall hatte oft Ursache, zu erschrecken, wenn seine unbesonnenen Reden zum Ohr der Herrin drangen. Die ernste, strenge Frau, die zu keiner Zeit viele Worte machte, war gütig genug, an diesen Ungebärdigkeiten nicht mehr Anstoß zu nehmen als am Kläffen ihres kleinen Hundes. Für des Alten entschuldigende Worte hatte sie nur einen Wink ihrer kräftigen Hand, der ihm besagte, wie wenig solche Ausfälle sie beirrten. Ihr Leben hier oben hatte sie an stärkere Dinge gewöhnt und Worte wie: Räuber, Wegelagerer und dergleichen, die Gottfrieds Mund entschlüpften, machten auf sie keinen Eindruck. Die Straßen, Wege, Brücken auf ihres Eheherrn Gebiet sah sie für dessen Eigentum an. Wer sie benutzte, hatte für seinen Schutz zu zahlen; that er es nicht freiwillig, so mußte das Schwert dem Ritter sein Recht verschaffen trotz Kaiser und Reich, Urfehde und Gericht. Das Ritterrecht im Lande war älter als die gebrieften,

neumodischen Gesetze oder das Fürsten- und Städterecht! Mochten jene doch darüber schreiben und schreien, dieweil sie stritten, hatten ihre Mannen tapfer genommen, was ihnen zukam.

So sah sie es an, und wer konnte sie überzeugen, daß sie im Unrecht war? Daß in Handhabung ihres guten Rechtes Irrungen vorkamen, wie der Angriff auf den Reisezug der Herzogin, war bedauerlich. Daraus sollte den Beteiligten auch keine Schädigung erwachsen; aber auch ihr Eheherr mußte sich vor solcher sichern, das war nur billig. Mochten andere Ritter ihr gutes altes Herrenrecht an das Land aufgeben und den Richtersprüchen der Fürsten-, Grafen-, Gau- und Centgerichte, oder wie sie sonst genannt wurden, sich unterwerfen; i h r Herr führte selbst sein Recht mit dem Schwert in der tapfern Hand; darum schätzte und liebte sie ihn. Das hatte sie eines Abends in kurzen Worten Gottfried gesagt.

In diesem knappen, selbstbewußten Wesen lag etwas, welches sich starr auf veraltete Rechte stützend, in Götz auf Verwandtes traf. Die Unwandelbarkeit und Unantastbarkeit aller Herrenrechte, die keines andern Schutzes als des tapfern Armes bedurften, erschienen auch ihm als der Hort des Ritterstandes, und dennoch fühlte er, daß die Anschauungen der Herrin eine Ungerechtigkeit enthielten, die er nicht herausfinden konnte und die ihn in Zwiespalt versetzte. So vergingen ihm die Tage in Unruhe und Ungeduld, und nur der Verkehr mit Hedwig und die abendlichen Erzählungen der Base Sibylle in der Halle beschwichtigten ihn einigermaßen.

Inzwischen ließ Meinhard nicht nach, seine Umgebung scharf zu beobachten, und sah und hörte manches, was schwerlich für seine Ohren bestimmt war. Es war ihm gelungen, mit dem zurückhaltenden Knecht Diether wirkliche Freundschaft zu schließen, und er verbrachte viele Tagesstunden bei ihm in der Wachtstube des Vorhofes, wo er erfuhr, daß die gebräuchliche zweite und dritte Aufforderung der Herzogin um Öffnung der Burg erfolgt sei und daß man nun den Fehdebrief derselben zu erwarten habe. Die Burgleute lachten dazu. Eine Unter-

nehmung gegen die Feste war ihnen undenkbar. Die Habe auf den wenigen Höfen des Ritters war gering, und der Schaden, den die Dörfer der Herzogin bei einer Fehde erleiden mußten, gar nicht mit dem des Weißensteiners zu messen.

Meinhard war mißmutig und verstimmt; er sah ein, daß unter diesen Verhältnissen Götzens Gefangenhaltung eine Verlegenheit, aber kein Vorteil, wie er doch gehofft hatte, für die Herzogin war, und er bereute immer von neuem sein Verhalten.

Mit den umliegenden Ortschaften unterhielten die Burgbewohner geringen Verkehr. Nur wenn einer der Bauern den pflichtigen Tribut oder Schutzzoll entrichtete, oder wenn der Herr seine Hörigen zu Frohnen und Diensten forderte, kamen sie herauf, und jetzt gerade hielt man sich auf der Burg abgeschlossener als je.

Nur eine Magd aus Wehrda hatte in der Frühe des heutigen Tages Einlaß begehrt und erhalten. Sie brachte eine große Tracht feinen, goldigen Flachses, welchen der Hof ihres Vaters als Gebühr für Schutz gegen fremde Angriffe zu entrichten und um welchen die Burgfrau schon mehrmals gemahnt hatte, weil die bestimmte Zeit der Ablieferung schon lange verflossen war. Jetzt kam die Tochter selbst, und mit der Entschuldigung des Vaters wegen der Verspätung fragte sie zugleich an: ob die Burschen des Dorfes morgen kommen könnten, um nach dem üblichen Schwerttanz die Gerechtsame der Burg für das Dorf in Empfang zu nehmen? Dies war ein uralter Gebrauch, gegenseitig lästig, von dem aber kein Teil abließ, weil hinter solchen alten Gewohnheiten sich häufig größere Ansprüche und Rechte bargen.

Die Herrin, welche nach vorgeschriebener Form die Flachsbringerin in der Halle selbst bewirten mußte, denn sie war eine freie Magd, sagte zu und traf nach Entfernung des Mädchens ihre Vorbereitungen. Sie ging mit der Schaffnerin nach dem Vorratshaus, um die Gaben an Speck, Eiern, Mehl und dergleichen für die Schwerttänzer in Bereitschaft zu setzen und

wies den Junker Ludolf an, das jährige Füllen auszusuchen, welches die Burg alle drei Jahre in den Stall des Schulzen von Wehrda zu liefern hatte.

Auf dem Hof war Diether zu der Magd getreten und begleitete sie durch das tiefe Thor in den Vorhof, wo der Marschall stand und mit Erstaunen den Knecht sagen hörte:

„Das ist er, sag's ihm selbst."

Meinhard wollte näher treten, aber ein unmerklicher Wink des Mädchens gebot ihm, weiter zu gehen. Er trat in den Wachtraum. Hier saß eine der Frauen am Feuer und spann Wolle aus dem Schoß auf die Spindel, welche sich lustig auf dem ausgetretenen Lehmboden des Gelasses drehte. Sie blickte auf, als der Schatten durch die Thür fiel, und da sie den Alten erkannte und auch das Paar, welches inmitten des kleinen Hofes im hellen Licht der Februarsonne stand, sagte sie mit einem halb bedauernden, halb erklärenden Blick auf dasselbe:

„'s sind Liebesleute!" Sie wiegte den unschönen, früh gealterten Kopf hin und her und setzte bedauerlichen Tones hinzu: „Heilige Jungfrau, wohin soll's führen; hier oben kann die freie Dirn' nicht hausen! 's ist Unglück für sie und Leid für ihn!"

Meinhard nickte. Er blieb zwischen der Thür und dem Feuer stehen, teils um neugierig das Mädchen zu betrachten, teils um der Frau den Anblick des Paares zu entziehen. Es war eine unnütze Vorsicht. Die ganze Burg kannte die hoffnungslose Liebe dieser beiden, und ihr Zusammenstehen fiel niemand auf. Sie war eine große, blühende Magd. Ihre breiten, derben Züge trugen den Stempel der Gesundheit, waren aber weder regelmäßig noch gefällig, und nur ihre großen, grauen Augen konnte man hübsch nennen. Dennoch hatte das Mädchen einen gewissen Reiz. Etwas Festes, Starkes, Treues lag in ihrer Erscheinung; man konnte Zutrauen zu ihr fassen und fühlte, daß sie es verdiente.

Diether hatte lange in unentschlossener Haltung vor ihr gestanden und ihren leisen Worten gelauscht; jetzt richtete er sich auf. Sein Entschluß schien gefaßt. Anstatt die Hand zu

ergreifen, welche das Mädchen hinhielt, schlang er den Arm um sie und drückte ihr heftige Küsse auf den Mund und die roten Wangen. Sie ließ es ohne Widerstreben geschehen und ging, als er sie los ließ, einige Schritte auf die Thür zu, in welcher der Marschall lehnte. Er trat etwas weiter vor und hörte sie eindringlich zu dem Burschen sagen:

„Kannst die Kammern so fest verschließen, als es angeht, wenn nur einer sorgt, daß der Schlüssel sich nicht findet. Es ist ein Dienst, den Du St. Elisabethen Tochter thust und für den die Heilige uns hilft.“

Das Weitere war unverständlich. So wenig nun auch der Alte gehört hatte, es reichte doch hin, ihm zu enthüllen, daß das Mädchen in Kundschaft für die Herzogin hier gewesen war und daß ein Anschlag vorbereitet wurde. Auch daß es sich um die Schlüssel der Waffenkammern handelte, begriff er und beschloß, ein wachsames Auge auf jene Thüren zu haben.

Nach dem Abendimbiß in der Halle teilte die Hausfrau das große Ereignis des morgenden Tages mit und trug den Knechten auf, schon zu früher Morgenstunde den innern Hof zu säubern und alle unnützen Gerätschaften zur Raumgewinnung beiseite zu stellen.

Die Nachricht erregte bei Hedwig einen wahren Sturm der Freude. Sie beschrieb Gottfried den Tanz und hätte am liebsten alle Verschlingungen und Wendungen desselben dem Knaben selbst vorgeführt, wenn die Großmutter sie nicht mit strengen Worten zur Ruhe verwiesen hätte. Das sarmatische Blut der Mutter lebte im Kinde fort und war in dieser Umgebung, in welcher jede Handlung des täglichen Lebens sich im engbegrenzten Gleis bewegte, eigenartig und auffällig.

Man denke ja nicht, daß das Leben jener Zeit, so ungebärdig und roh es auch in manchen Dingen auftrat, frei von allen Formen gewesen sei. Im Gegenteil, es war sogar enger in solche eingezwängt als das unsere, und den meisten Sitten

jener Tage wohnte eine sinnbildliche Bedeutung bei, die mit abergläubischer Peinlichkeit beobachtet wurde.

Unbehilflich, steif und jedem nach Stand und Ansehen aufs genaueste zubemessen waren die Formen, welche nicht durch angenehme Höflichkeit den Umgang erleichtern, sondern denselben vor rohen Ausschreitungen schützen sollten. Sie hinderten die freie Entfaltung jedes eigenartigen Wesens im Verkehr, aber gaben auch den Halt, der gerade den ärmern Adel vor gänzlichem Versinken in Zuchtlosigkeit bewahrte.

Und mehr noch als manche andere hielt die Weißensteiner Burgfrau an jedem alten Herkommen fest. Ihr Leben war nach allen Seiten freudlos. Während der Ritter seine Tage mit Raub, Fehden und wilden Jagden und seine Nächte mit rohen Trinkgelagen verbrachte, schaffte sie emsig in Hof und Halle und sorgte um die beschwerliche Wirtschaft. Nur einigemale im Jahre besuchte sie den Markt in Marburg, eine andere Burg oder das Kirchenfest eines Klosters; noch seltener kehrten Gäste ein, die ihr anderes brachten als Mühe und Last. Der Stolz auf ihr Wappen, auf ihr Recht, Marder und Zobel, Samtkleider, Perlen im Haar und Edelstein im Geschmeide zu tragen, entschädigte sie für manche Entbehrung. Mit Verachtung blickte sie auf die reichen Bürgersfrauen der Städte, welche sich wohl manche Bequemlichkeit, aber mit allem Geld nicht das Recht zu gleich vornehmer Tracht erkaufen konnten. Es war ihr ein Kummer, daß Hedwig diesen Stolz und dieses Standesbewußtsein gänzlich entbehrte.

„Ich glaube, sie wäre bereit, alle ihre Rechte der Ritterbürtigkeit hinzugeben für die Erlaubnis, solche Tänze mit aufführen zu können,“ klagte sie und die Kleine sah sie mit ihren weit offenen Augen an und begriff nicht, warum man von ihr verlangte, sie solle ihre Lust an den Freuden des Lebens unterdrücken.

„Aber ist's denn nicht wirklich wundervoll, Großmutter, daß die von Wehrda hier alle Jahre tanzen müssen?“ rief sie aus.

„Warum müssen sie?“ fragte Götz.

„Warum? ....“ wiederholte Hedwig verwundert die Frage und blieb die Antwort schuldig.

„Es ist ein altes Recht der Burg,“ sagte an ihrer Statt die junge Frau. „Die Wehrdaer Bauern hatten die Steine zu derselben herbeischaffen und den Bau aufführen müssen. Nach der Vollendung begabte der damalige Ritter jeden der Leute mit einem Schwert zum Zeichen, daß sie ferner von Frohndiensten auf der Burg befreit sein sollten. Die Schwerter sind den Höfen verblieben. Alle Jahr kommen die Söhne jener freien Bauern damit herauf und führen einen Tanz auf zum ewigen Zeichen, daß sie die Waffe nur zu Lust und Spiel gegen die Burg gebrauchen dürfen. Dafür empfangen sie, was man werten Gästen bietet: Salz, Mehl, Brot, Eier und Speck, dazu alle drei Jahre ein rasches Füllen, um die Feinde des Herrn zu verfolgen.“

„Nein, Base,“ berichtigte Hedwig. „So war's nicht. Gestern, als sie den Flachs brachte, hat Margaret es mir anders erzählt. Ein Burgherr hat die freien Bauern von Wehrda zwingen wollen, in seine Dienste zu treten; da haben sie ihre Schwerter umgegürtet, sind zusammen auf den Burghof heraufgezogen und haben ihre Waffen geschwungen, nicht, um Gewalt zu üben, sondern um dem Ritter zu zeigen, daß sie das Schwert wohl zu gebrauchen verständen, es aber nur zum friedlichen Spiel nützten, so lange man ihr Recht ungekränkt belieẞe. Der Herr hat die Warnung verstanden; alljährlich schwingen seitdem die Freien einmal ihr Schwert im Burghof zum Zeichen, daß sie keine Dienste leisten.“

„Leidet Ihr es, Frau Mutter, daß eine Bauerndirne Euerm Enkelkind so die Wahrheit verdreht?“ fragte ärgerlich die junge Frau ihre Schwiegermutter, die mit den Schultern zuckte.

„Was liegt daran, wie die Worte gesetzt sind?“ gab sie ruhig zurück. „Wenn es zu Thaten kommt, sind **wir** die Herren. Das wissen die Bauern recht gut. Ein Kind will

eine Geschichte allemal erzählt haben, wie es sie zuerst hörte. Das ist so Kinderart. Wenn Hedwig älter wird, lernt sie schon, die Dinge von ihrer Seite ansehen."

„Nach der Wahrheit muß man die Dinge ansehen," brauste Gottfried auf. „Danach sieht mein Großvater allezeit, das will auch ich, und das soll auch Hedwig thun."

„Nun, so ergründet die Wahrheit, Junker," sagte die alte Frau gelassen. „Mir ist's recht; denn für mich ist dies Bauernspiel nichts als eine eitle Prahlerei, weil ich weiß, daß all ihre Schwerter uns hier oben nichts anhaben können. Die ungeschwungene Waffe in den Kammern des Weißenstein ist gefährlicher für die in Wehrda als all ihre geschwungenen Schwerter. Es sind stolze, trotzige Männer, die Bauern des Hessenlandes, halten eifrig fest an ihrem Recht, das Haar lang im Nacken zu tragen und die Waffe an der Hüfte. Kurz sind sie in Worten, und gröblich klingt oft ihre Rede; doch treu und redlich in ihren Sitten, und den Rücken werden sie noch beugen lernen!"

„Der Großvater hält es für mehr Ehre, ein Ritter unter freien Männern, als unter Knechten zu sein," sagte Götz mit warmem Stolz, der aber hier weder Verständnis noch Würdigung fand.

Das Gespräch verstummte eine Weile; dann begann die junge Frau:

„Es giebt noch viele solcher alten Bräuche im Lande, aber gewiß ist keiner so sonderbar und lästig, wie das Frohngeld der Salzberger an die Buchenaus!"

„Was ist's damit?" fragte Hedwig, die eine Freundin von Geschichten war. „O, bitte, liebe Base, erzählt es uns." Auch Gottfried bat, und Frau Sibylle, die im Grunde eben so gern erzählte, wie die andern zuhörten, begann:

„Ich habe den alten Walpertsmann, der zuweilen auf die Burg meines Vaters kam, gut gekannt. Oft genug hat er selbst uns am Feuer erzählt, wie viel Fährlichkeiten und

Widerwärtigkeiten er erlebt, bis es ihm endlich gelungen war, zum Walpertsmännchen zu werden.

„War es denn so schwer?“ fragte Götz.

„Jawohl war's schwer, alles zu erfüllen; der Mann, den ich kannte, ist gar manches Jahr gegangen, bevor ihm alles gelang. Das Bestehen des Dorfes und des Geschlechts hängt davon ab, daß der Zins in richtiger Weise am Walpurgistag gezahlt wird. Unterbleibt es, so bricht großes Unglück herein und beide Teile gehen zu Grunde; aber je später am Tag gezahlt wird, desto besser ist's für die von Buchenau und um so schwerer für die von Salzberg.“

„Was denn für ein Zins?“ unterbrach Gottfried die etwas unklare Erzählung.“

„Götz, sei doch still,“ wehrte Hedwig. „Das kommt noch.“

„Ja, wenn Ihr mir immer dazwischen sagt, Junker, so komme ich aus der Ordnung!“ bestätigte die Base. „Hört nur zu; dann werdet Ihr alles erfahren.“

„Einst hatten die Salzberger schwere Sünden begangen, und die Heiligen wollten das ganze Dorf verderben. Da flehten und baten die frommen Ritter Reginbodo und Siegebodo von Buchenau in allen Kirchen und Kapellen und an allen Altären der Heiligen weit im Lande umher um Erbarmen für den geängstigten Ort, in welchem ihnen mancher Lehnsmann und treue Vasall saß. Die heilige Walpurgis allein erwies sich gnädig gesinnt, und auf ihre Fürbitte wurde das Dorf verschont, den Bewohnern aber auferlegt, jährlich am Walpurgistag durch einen Gemeindemann sechs Knacker*) auf dem Schloß in Buchenau zu zahlen. Aber auch den Buchenaus war Gnade durch Verschonung ihrer Leute widerfahren und deshalb mußten auch sie an der Buße mittragen und erfuhren: wer das Gelöbnis breche, den solle schwere Pein und Untergang treffen. Leicht hat es dabei die Heilige auch ihnen nicht gemacht; denn nicht allemal

*) Ein Knacker = 5 Pfennigen.

geraten alle Dinge, die gesetzt sind. — Am Tage vor Walpurgis muß sich ein Gemeindemann von Salzberg aufmachen und seine Wanderschaft allein und zu Fuß antreten. In dieser Zeit sind häufig Wege und Straßen schlecht und ungangbar, oft stehen die Wasser noch auf dem Lande, kommen in wilden Fluten von den Bergen herab und haben Brücken und Stege geschädigt, so daß schon dies Fährlichkeiten in Menge auf der Wanderung giebt, anderer Aufenthalte und Hindernisse gar nicht zu gedenken! — Ist die Witterung so schlecht, so schicken die Salzberger wohl zwei Gemeindemänner ab, damit wenigstens einer sein Ziel erreiche. In Bodes darf der Mann nächtigen. Von da ist's nur noch eine halbe Stunde nach Buchenau und doch beginnt dort der schwerste Teil der Aufgabe. Wenn der Wächter in Buchenau des Morgens das letzte Zeichen giebt, daß die sechste Stunde angebrochen, so muß der Walpertsmann schon auf dem großen Stein vor der Schloßbrücke sitzen und seine sechs Knacker in der Hand halten. Leicht, denkt Ihr, sei das; denn leicht hört sich's an, und doch ist's selten einem ganz geglückt. Denn kommt am Tage vor Walpurgis ein wegemüder Mann in Bodes an und bittet um Nachtlager, so weiß jedes Kind im Dorfe, wer das ist. Die Kundschafter von Buchenau sind schon da, thun schön mit dem Mann, lassen herbeitragen, was die Herberge vermag, und trinken ihm fleißig zu, bis tief in die Nacht hinein. Glückt's dennoch, daß der Mann sich nicht verschläft, so weisen sie ihm falsche Wege, führen ihn gar in die Irre, so daß selten der Mann um sechs Uhr am richtigen Platze sitzt. Ist aber auch eben erst das Zeichen der sechsten Stunde verklungen, so gilt's dafür, daß die siebente angebrochen ist, und anstatt sechs Knacker müssen die Dörfler zwölf zahlen. Ist die achte Stunde angebrochen, so müssen sie vierundzwanzig zahlen."

„Nein, achtzehn," sagte Götz, der an den Fingern nachgezählt hatte.

„Nein, vierundzwanzig," erwiderte die Base; „das ist's

gerade. Jede Stunde, die angebrochen ist, verdoppelt den Satz der vorigen. Am Abend ist die Summe so groß, daß der Ort sie nicht mehr zahlen kann. Ein Klosterbruder, der gar gelehrt im Zählen war, hat es einmal ausgezählt und sagte, es gäbe nur wenige Dörfer, welche solche Summe am Abend entrichten könnten. Ist jedoch alles richtig geschehen, sitzt der Mann zur bestimmten Zeit auf dem Stein, so öffnet der Wärter das Thor und läßt die Brücke nieder. Dann geht der Walpertsmann ein in die Burg, sagt laut im Hofe seinen Spruch und der Thorwart trägt den Gruß zur Halle. Der Burgherr tritt dann in die Thür, und der Bote zahlt seinen Zins auf die Schwelle zum Zeichen, daß die Salzberger den Ritter als ihren Herrn erkennen. Haben die Dörfler bis hierhin erfüllt, was die Heiligen heischen, so müssen nun die Buchenauer das ihrige thun. Drei Tage lang haben sie den Walpertsmann als Gast zu beherbergen und ihn in großer Herrlichkeit zu bewirten, was sie dann auch redlich thun. Da wird alles geboten, was Küche und Keller vermag. Es wird gesotten und gebraten; die Schloßfrau tritt wohl selbst herzu an den Herd und giebt acht, daß die Speisen schmackhaft und würzig bereitet werden und feinen Durst machen. Der Herr steigt in den Keller, holt seinen besten Wein, sein schwerstes Bier und sorgt, daß dem Mann auch alles wohl munde und er trinke nach Herzenslust! Nun denkt Ihr sicher, der Mann dürfe sich endlich gütlich thun und seines Lohnes sich freuen? Aber nein! Jetzt hat er die schlimmste Probe zu bestehen; denn merket wohl, wie die Heiligen alles gebotene Gute dem Armen nur zu schwerer Versuchung gereichen lassen. Drei Tage wird ihm also gegeben, was nur das Schloß aufzubringen vermag, Essen, Trinken und das beste Lager der Burg; aber wehe, wenn der Mann in diesen drei Tagen und Nächten nur ein einzigesmal einschläft! Dann hat er alles umsonst gethan. Dann tragen ihn des Ritters Leute hinaus vors Thor auf den Stein, von dem er gekommen, und mit

Hohn und Spott und leerem Beutel kann er heimziehen. Bleibt er jedoch wach, so müssen die Herren von Buchenau, solange er lebt, für all seinen Unterhalt sorgen, und er hat fürder weder Mühe noch Arbeit. Ich hab' nur einen gekannt, der alles vollbracht hat, und dem haben die Ritter ehrlich gute Tage bereitet. Seht, das ist der Walpurgiszins der Salzberger an die Buchenaus, und mich dünkt, der alte Brauch ist noch sonderbarer, als der Schwerttanz der Wehrdaer!"

„Aber schöner ist doch der Schwerttanz, Base," rief Hedwig aufatmend. „O, Götz, Du kannst Dir gar nicht denken, wie herrlich es aussieht, wenn alle die blanken Waffen so rasch durch die Luft sausen; man glaubt, der Sturm heule, und doch ist's nicht fürchterlich!"

Der Knabe antwortete nicht. Nur die Burgfrau sagte:

„Ich weiß nicht, was es mit den alten Bräuchen auf sich hat, das jedoch weiß ich, daß meine Vorratskammern den Tag der Burschen mehr fühlen, als die der Herrin von Buchenau, wenn sie einen einzelnen Mann in Schlaf füttert."

„Wie hatte der Walpertsmann, den Ihr kanntet, es gemacht, Frau Sibylla, damit er nicht einschlief?" fragte Götz, dessen Gedanken sich noch mit dieser Schwierigkeit beschäftigten.

„O, das war ein schlauer Alter," entgegnete die Gefragte. „Gleich als er ankam, behauptete er, er sei krank, ließ sich ein Lager geben, legte sich nieder und hatte so vor lauter Ruhe den Schlaf nicht nötig. Gegessen hat er wenig, getrunken nichts als das Krankentränklein der Burgfrau. Da immer jemand um ihn war, der aufmerken mußte, ob er etwa einschlief, so hatte er auch Unterhaltung. Er stöhnte und jammerte laut, wimmerte leise und wenn die Schmerzen — wie er sagte — nachließen, so hatte er sein Gespaß mit der Wache. Auf solche Weise hat er's fertig gebracht. Als am dritten Mai der Türmer die sechste Stunde blies, hat er laut gelacht, ist aufgesprungen, hat zu essen und zu trinken begehrt, danach einen guten Schlaf gethan und ist fröhlich heimgewandert."

Als die Sprecherin schwieg, legte die alte Rittersfrau, welche man niemals müßig sah, die Garnknäuel, von denen sie mehrere zusammen zu einem starken Faden aufgespindelt hatte, sorgfältig in einen kleinen, aus geschälten Weiden geflochtenen Korb, stand auf und winkte die Magd heran, welche zu ihrer Bedienung da war.

„Es ist schon spät," sagte sie: „Ihr werdet müde sein, Junker, ich wünsche Euch geruhsamen Schlaf. Komm Hedwig!" Sie ergriff die Kleine an der Hand, reichte der Frau ihres Sohnes zum Gruß die andere, und so trennte man sich für die Nacht, die Kinder in froher Erwartung des morgenden Tages, die Hausfrau ahnungslos, was er bringen sollte und nur Diether, der die Hallenthüre schloß, sah mit gedrücktem Gemüt die Herrin verschwinden. Und doch wußte auch er nicht, was er fürchtete.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen, der sonnenhell und strahlend über der Burg aufging, fanden Gottfried und Meinhard, als sie zum Morgentrank in die Halle traten, diese schon zum Empfang der Gäste festlich bereitet. Auf mächtigen Eichentischen lagen, in schönster Ordnung aufgeschichtet, die Gaben, welche den Dörflern nach dem Tanz verabreicht werden mußten: Speck, Würste, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, Eier und Mehl. Ein Mahl, bestehend aus Brot, Butter und Käse, sowie große Kannen Bier standen seitwärts hergerichtet. Auch der Hof war sauber aufgeräumt, und der zum Tanze bestimmte Platz wurde eben mit feinem weißen Sand und Tannenzweiglein zierlich bestreut. Als die beiden Frauen mit Hedwig eintraten, gewahrte Meinhard mit Erstaunen, daß alle drei festlich geschmückt waren. Die ältere Frau, mit reichem Schmuck von Perlen über der Stirn und mit wertvollem Geschmeide von Gold und blitzenden Edelsteinen um Hals und Gürtel, ah noch stattlicher und würdevoller aus als sonst. Die langen, weiten Obergewänder der Frauen mit Ärmeln, die fast bis zum Saum des Kleides reichten, waren von schwerem fremdländischen Seidengewebe, mit breiter Samtverbrämung am Rande. Nur wenige Ritterfrauen konnten sich gestatten, solches Gewand zu tragen; denn übermäßig kostbar und schwer zu erlangen waren diese Stoffe.

Die Hausfrau hatte wohl den prüfenden Blick des Marschalls gesehen, aber zu stolz, um an den Dienenden eine Erklärung zu richten, sagte sie nach der Begrüßung zu Götz:

„Es sind lauter freie Bauern, die heute hier den alten Brauch üben. Sie dünken sich gewaltige Herren auf ihrer Scholle und erwarten als Gäste, mit allen Ehren empfangen zu werden. Man sagt, Unheil erwachse daraus, wenn wir widerwillig im Geben sind.“

Im Vorhof fand Meinhard Diether, im Begriff sein Pferd zu besteigen und erfuhr hier, die Herzogin von Brabant habe schon am frühen Morgen einen Fehdebrief mit voller Absage gesandt, mit welchem Diether im Auftrage der Herrin den Ritter von Weißenstein aufsuchen solle. Er sah heiter und zufrieden aus und schien nicht zu bedauern, daß ihm das heutige Schauspiel entging. Beim Abreiten sann er in sichtbarer Verlegenheit vor sich hin und bat dann den Marschall, der mit zwei andern Knechten neben dem Thor stand, einmal nach dem Sattelgurt zu sehen, der ihm nicht ganz in Ordnung schien. Meinhard trat auf die andere Seite des Rosses und zog die betreffende Schnalle fester an; der Knecht bog sich herab, um zuzusehen, und flüsterte dabei hastig und leise:

„Sollte etwas vorgehen, so sorgt, daß die Schlüssel zur Rüstkammer sich nicht finden; sie hängen an ihrem Platz in dem kleinen Gelaß des innern Hofes!“ Damit ritt er ab.

„Genau mit dem Zeichen der zehnten Morgenstunde kündigte des Wächters Horn das Nahen der Tänzer an. Junker Ludolf, gleichfalls im Festkleid, mit dem Schwert an der Hüfte, begab sich an das äußere Burgthor. Der Wächter hob den schweren Balken, und ächzend drehten sich die Flügel in den Angeln, rasselnd und stöhnend fiel die Brücke nieder, und die geschmückten Tänzer zogen ein, gefolgt von einer schaulustigen Menge aus den nächsten Ortschaften.

Der Junker selbst zog die Brücke zu ihrer halben Höhe wieder auf, befestigte die Kette durch Einhängen in einen eigens

hierzu angebrachten starken Haken und geleitete dann die Burschen in den innern Hof.

Auf der Schwelle zur Halle stand hoch aufgerichtet die Herrin, neben ihr die Schwiegertochter mit Gottfried und Hedwig und tiefer im Hof die sämtlichen Insassen der Burg; denn niemand wollte sich das seltene Schauspiel entgehen lassen. Um das Eingangsthor drängte die mitgekommene Menge, so daß der ohnehin enge Burghof bis auf den Tanzplatz besetzt war.

In feierlich langsamem Schritt traten die Tänzer, geführt von dem Junker, bis dahin vor. Während sie ihre Aufstellung einnahmen, suchte dieser zur Halle zu gelangen. Im Vorübergehen stieß er die angelehnte Thür eines kleinen Raumes auf, und als er an der Wand desselben die mächtigen Schlüsselbunde an ihrem Platz hängen sah, nickte er zufrieden, zog die Thür, neben welcher Meinhard stand, fest zu und schritt weiter.

Unterdessen hatten die Burschen sich im Kreise aufgestellt. Es waren zwanzig wohlgestaltete, kräftige Männer im blühendsten Alter, alle gleichmäßig gekleidet und offenbar in ihrem höchsten Schmuck, dem das Feldzeichen um den rechten Arm und auf der Brust einen kriegerischen Anstrich gab. Sie hatten sich zu demselben den Löwen erwählt, den Sophie von Brabant, die Herrin von Hessen, im Schilde führte. Ihr langes blondes oder lichtbraunes Haar hing frei im Nacken herab und war von einer niedrigen Mütze bedeckt, welche am Rand über der Stirn von einem Streifen Fuchspelz umgeben war. Das weiße, weite Linnengewand, welches den Oberkörper bekleidete und beinahe bis zu den Knieen reichte, war mit blau gefärbten Säumen geziert und über den Hüften von dem dunkeln Schwertgurt zusammengehalten. Die Beine staken in hohen Lederstrümpfen und kurzen Beinkleidern, wodurch die Kniee frei blieben, und über denselben waren kleine Schellen und Glöckchen mit bunten, flatternden Bändern befestigt, die bei jeder Bewegung einen klingenden Ton gaben. In der rechten Hand hielten sie das große, schwere, blank geputzte Schwert, mit der Stitze nach unten gerichtet.

Die Aufstellung hatte wortlos, nur auf gegebene Zeichen des Führers stattgefunden. Als sie vollendet war, trat dieser aus dem Kreise heraus und schritt auf die Herrin zu, welche gleichfalls einen Schritt des Entgegenkommens gethan hatte und nun den rechten Fuß so auf der Schwelle ruhen ließ, als stehe sie im Begriff, dieselbe zu überschreiten. Jede Bewegung war beiden Teilen ebenso genau vorgezeichnet, wie die Worte, welche geredet wurden.

Halb in sprechender, halb iu singender Weise hielt der Führer seine Anrede in wohlgesetzten, klangvollen Versen, die gewichtig und mit volltönenden Endungen von seinen Lippen klangen. Es war eine Begrüßung der Frau und aller, die ihr in Liebe und Treue verbunden waren, eine Bitte um Dauer ihrer Huld und um die Erlaubnis, ihr die Kunst der Dorfknaben, das Schwert des freien Mannes gewaltig im friedlichen Tanze zu schwingen, zur Belustigung für sie und ihre hohen Gäste zeigen zu dürfen.

Die Edelfrau erwiderte gleichfalls in gebundener Rede, doch knapper, kürzer und weniger schwungvoll. Sie gewährte die Bitte und verhieß stattlichen Herrendank, wenn die flinken Knaben sich wacker im Tanze erweisen würden.

Darauf empfing der neben die Herrin getretene Junker Ludolf an Stelle des abwesenden Burgherrn zwanzig blanke Denari in einen offen gehaltenen Säckel eingezählt, daß sie laut aneinander klangen; es war der Zins für Schutz und Frieden zur Sicherung des Dorfes und seiner Hufen.

Mit einer leichten Neigung des Kopfes und das Schwert senkend, welches er während der Anrede mit frei erhobenem Arm hoch über dem Haupte gehalten hatte, trat der Sprecher zurück in den Kreis, in welchen jetzt Leben kam.

Auf sein gegebenes Zeichen flogen die Schwerter in die Höhe und die Bewegungen der Tänzer folgten dem Rhythmus eines Gesanges, der bald feierlich beschwörend, bald schnell und anfeuernd von den Lippen der Männer erklang. Jedoch Tanz ist kaum die richtige Bezeichnung für diese Aufführung; denn

die Bewegung der Füße blieb ein feierliches Gehen, bald rückwärts, bald vorwärts, im Kreise und zur Seite, in den verschiedensten Windungen und Verschlingungen, wobei die Waffen mit sinnverwirrender Schnelligkeit geschwungen wurden, sich mit denen der Nachbarn kreuzten, sich hoben und senkten und anscheinend zu einem unentwirrbaren Knäuel vereinten. Es war in der That ein schönes und aufregendes Schauspiel; denn bei aller Langsamkeit der Bewegungen gehörte doch eine große Gewandtheit und beständige Aufmerksamkeit dazu, um den blitzschnell geschwungenen, bald im Kreise um die Köpfe sausenden, bald in flachen Schlägen niederfallenden Waffen zu entgehen. Die Zuschauer wandten kein Auge von dem kühnen Spiele ab, und lautes Jauchzen erscholl im Hofe, wenn besonders gefährliche Schlingungen sich plötzlich zu einer schönen Gruppe lösten. Mit ernster Miene und gefurchter Stirn sah die Herrin auf diese gefährliche Kunst. Es erschien ihr, als hätten die jungen Gesellen noch niemals früher sie so meisterhaft geübt wie heute.*)

Unbeweglich, mit angehaltenem Atem und leuchtenden Augen stand Gottfried neben ihr und empfand, trotz seiner Jugend, daß dies mehr sei als ein Spiel, mit dem man sich die Zeit vertreibt. Wer mit solcher Kühnheit und Sicherheit sein Schwert zu schwingen vermochte, der durfte wohl mit Recht sagen, daß er seine Waffe zur Warnung erhebe, ihn nicht zu Feindseligkeiten zu reizen.

Ganz in den Anblick des Tanzes versunken, hatte niemand außer Meinhard bemerkt, daß immer mehr Zuschauer von außen sich in den Hof drängten. Die Frauen und Mädchen verschwanden, und es waren fast ausschließlich Männer, welche das dunkle Eingangsthor füllten. Er glaubte Waffen blitzen zu sehen, zog den Schlüssel aus der verschlossenen Thür, neben welcher er stand, und warf ihn ungesehen in einen Mauerwinkel. Daß

---

*) Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren diese Schwerttänze in Oberhessen bei Festlichkeiten noch üblich. Winkelmann, der einen solchen bei Gießen mit ansah, erzählt es in seiner Chronik.

die Äxte und sonstigen Gerätschaften, die gewöhnlich herumstanden, heute sorgfältig hinweggeräumt waren, hatte er schon früher mit Genugthuung bemerkt. In der Nähe des Thores entstand mit einemmale ein stärkeres Drängen und Schieben. Die Herrin sah hinüber, was es gäbe, auch der Junker wurde aufmerksam und rief nach dem Wächter. Da brach der Gesang der Tänzer jählings ab, die Verschlingung löste sich, und schneller, als sich beschreiben läßt, hatten die bewaffneten Bauern sich auf die Knechte und Dienstmannen der Burg geworfen, die wehrlos und keines ernstlichen Widerstandes fähig, sich ergeben mußten. Der Junker hatte im Nu begriffen, um was es sich handelte. Er rief zur Ordnung und zu den Waffen und eilte selbst nach der Thür, die er verschlossen fand. Mit gezogenem Schwert und der Kraft der Verzweiflung hatte er sich Bahn gebrochen und die sich ihm entgegenstellenden Bauern zur Seite geschleudert, aber seine Tapferkeit war umsonst; er wurde umringt und mußte sich der Übermacht ergeben. Über die niedergelassene Brücke waren so viele Bewaffnete eingedrungen, daß jeder Versuch einer Verteidigung unmöglich war und in wenigen Minuten befand sich der für uneinnehmbar gehaltene Weißenstein in den Händen der fremden Eindringlinge ohne Blutvergießen und ohne daß die Bauern ihre Schwerter anders als zum Spiele geschwungen!

Als Meinhard bei dem Zuruf des Junker Ludolf sah, daß dieser in der Sorge um die längst unrettbare Burg die Frauen und Kinder auf der Schwelle der Halle verließ, drängte er sich unter Flüchen und Püffen durch das Gewühl der Knechte, Bauern und fremden Waffenträger bis zu ihnen hindurch, schob die erschrockenen Kinder und geängstigten Frauen in den leeren Raum und verschloß die Thür.

Die Herrin des Weißensteins wußte sogleich, um was es sich handelte. Zum erstenmal in ihrem Leben verließ sie ihre Fassung und Stärke. Willenlos hatte sie von Meinhard sich in die Halle ziehen lassen und kraftlos ließ sie sich auf den Sitz nieder, den der sorgliche Alte mitleidig ihr hinschob. Das einzige

Wort: „Die Herzogin,“ entrang sich wie ein dumpfes Stöhnen ihrer Brust; sonst saß sie bleich, ruhig und starren Auges da. Frau Sibylla schluchzte laut, wie schwache, unbedeutende Frauen bei unerwarteten Schrecknissen zu thun pflegen, und Hedwig, welche zwar nicht begriff, was geschehen war, aber den Schrecken und die Verwirrung um sich her fühlte, barg scheu ihr Köpfchen auf dem Schoße der Großmutter.

Götz hatte im ersten Augenblicke geglaubt, die Wendung gehöre mit zum Spiele; erst bei dem Ausruf der Edelfrau verstand er den Vorgang und konnte einen Jubelruf nicht unterdrücken. Als dann aber sein Blick auf die Burgfrau fiel und er den tiefen Schmerz erkannte, welcher auf deren Zügen lag, als der Base und Hedwigs lautes Weinen an sein Ohr drang, überkam ihn der Gedanke, daß sein Hiersein dies schwere Geschick über Menschen heraufbeschworen habe, in deren Kreise er sich wohl gefühlt und die ihm nur Liebe und Güte erzeigt hatten. Beschämung, vermischt mit der unklaren Befürchtung, daß er nun wahrscheinlich der Zuneigung dieser ihm lieb gewordenen Frauen für immer verlustig sei, ergriff ihn. Schmeichelnd und tröstend versuchte er Hedwigs Hand zu fassen, aber wie schmollende Kinder pflegen, entzog sie ihm dieselbe unwillig. Auch die Base wandte sich ab, als er sie anreden wollte.

„Ich kann ja nichts dazu,“ rief er verzweifelt und dem Weinen nahe aus.

Die Edelfrau sah ihn mit großen, grauen Augen an und schüttelte leise den Kopf, dann hob sie ihre Hand und ließ sie liebkosend und sanft auf seinem blonden Haupte ruhen. Dies erste Zeichen freundlicher Zuneigung, gerade in diesem Augenblick von der strengen Frau gewährt, nahm dem Knaben den letzten Rest seiner Fassung. Weinend stürzte er vor der überwundenen Burgfrau nieder und legte schluchzend sein Haupt auf ihre Hand.

Nach einer geraumen Weile öffnete ein gewappneter Ritter,

der auf dem Schilde den Löwen der Brabantin führte, die Thür zur Halle. Im Namen der Herzogin von Lothringen und Brabant, der für ihren Sohn Heinrich berufenen Herrin von Hessen, verkündete er die Einnahme der festen Burg Weißenstein nach Brauch und Recht.

Langsam erhob sich die Edelfrau. Bleich, wortlos, mit vornehmer Würde trat sie vor und reichte dem Ritter den brennenden Span, damit er zum Zeichen der Besitzergreifung das Feuer des Herdes entzünde.

Dies war die erste That, durch welche Sophie ihre fürstliche Machtstellung über die ihr widerstrebenden Ritter mit kluger Benutzung der Umstände und mit Beobachtung aller üblichen Rechte und Gebräuche zur Geltung brachte. Und zugleich war es die erste That freier hessischer Bauern, mit welcher sie ihrem durch eigne Wahl berufenen Landesherrn, dessen Arm zur Selbsthilfe erst unter ihnen erstarken mußte, die zugesagte Treue hielten und Hilfe leisteten.

Durch Jahrhunderte hindurch lebte der Schwur von Maden fort, vererbte sich in gleicher Gesinnung und bewährte sich in noch mancher Stunde der Not.

Achtes Kapitel.

Im Jahr 1249 war der Frühling spät und zögernd herangekommen. Trübe Tage und kalte Nächte hatten den bunten Schmuck des Lenzes lange zurückgehalten, der dann aber, als die Sonne endlich den Sieg gewann, um so unaufhaltsamer hervorbrach. Blatt und Blüte, nicht mehr von Frost und Kälte bedroht, entfalteten sich in einer in diesem Himmelsstrich seltenen Üppigkeit und schmückten das schöne Fuldathal bei Kassel mit lieblicher Pracht. Niemand wandte wohl das Auge gleichgültig ab, der von einer nahen Höhe auf die kleine Stadt hinabsah. Im weiten Kranze der Berge, die dunkel und scharf von dem sonnenglänzenden Himmel sich abhoben, ruhte sie, am Fuße zweier Hügel an der linken Seite des Flusses, dessen jenseitige Ufer sie weithin überschaute und der sich wie ein silberner Faden durch die grünen Wiesen und Felder schlang. Größere Schiffe und kleine Kähne belebten ihn jetzt, wo der Wasserreichtum des frühen Jahres sich noch nicht vermindert hatte, und erhöhten den Eindruck des Reichtums und ungestörten Friedens der Landschaft.

Nirgends wehrte die Wildheit einer großartig erhabenen Natur dem Gefühl der Ruhe; keine Burg mit Zinnen und Türmen drohte von den Bergen und erinnerte den Wanderer an auflauernden Raub und Mord auf seinen Wegen. Nur auf die Frühlingsschönheit eines heitern Maitages fiel der

Blick, von dem außerhalb der Stadt belegenen Augustiner Nonnenkloster zu Ahnaberg herab. Die ansehnlichen Gebäude desselben, die, von einer Mauer umgeben, auf einer unbedeutenden Anhöhe nördlich über dem Orte lagen, bildeten ein ziemlich großes Viereck um einen mit Bäumen bepflanzten Hof, in dessen Mitte ein Brunnen sein Wasser mit leisem Rauschen in einen großen Steintrog ergoß. Zwischen der Mauer und den Gebäuden führte ein gutgehaltener Weg hin, von dem aus man, ohne den innern Hof zu betreten, durch kleine Thüren in die verschiedenen Teile des Klosters gelangen konnte. Am westlichen Ende dieses Weges lag auch das Hauptportal der schön geschmückten kleinen Klosterkirche, welche von den Bewohnern Kassels viel besucht wurde. Mit dem Schiff schloß dieselbe den innern Klosterhof an der Nordseite ab, und an ihrem östlichen Chor lehnte sich das eigentliche Klostergebäude mit seinem langen Flügel im stumpfen Winkel an. Die übrigen Seiten des Hofes waren von kleinern Gebäuden, Wirtschaftshäusern und Speichern umgeben, an deren Wänden sich ringsum ein bedeckter Laubengang hinzog.

Wohlgepflegte Gärten, zahlreiche Ländereien mit Weiden und Ackerland waren Eigentum des Klosters und erforderten zu ihrer Bebauung viele fleißige Hände und eine umsichtige Verwaltung, damit kein anvertrautes oder geschenktes Gut demselben verloren gehe. Dasselbe in jeder Weise zu bessern und zu mehren, um auch mit weltlicher Macht und Reichtum das Ansehen der gottgeweihten Stätte zu vergrößern, war eine Pflicht, auf deren Erfüllung die Kirche mit Strenge sah. Weit an den Ufern der Fulda hinunter, über Wolfsanger hinaus bis zum Kragen, dehnten sich die Hufen des Stiftes, und in allen Dörfern, deren Strohdächer man auf dieser Seite des Flusses leuchten sah, saßen Lehnsleute, welche die besten Früchte ihres Fleißes in die großen Speicher auf den Ahnaberg lieferten, von wo sie die Händler erstanden. Auf solche Weise lebten die Klosterfrauen nicht so abgetrennt von der

Welt, als die Mauern, welche ihre Heimstätte umgaben, es vermuten ließen. Sie nahmen teil am Erwerb und Handel und Wandel der Zeit.

Die Priorin, welche mit dem vom Erzbischof von Mainz zu ernennenden Probste von Kassel alle Angelegenheiten des Klosters zu verwalten hatte, war eine vielgeplagte Frau. Nicht nur der Reichtum desselben, sowie die zeitliche und ewige Wohlfahrt von vierzig Klosterjungfrauen war ihr anvertraut, auch über die Erziehung adliger Jungfrauen und Töchter reicher Bürger hatte sie zu wachen. Da kam es wohl vor, daß ihre Gedanken bei Hora und Vesper gar arg mit weltlichen Dingen beschäftigt waren, deren sie in der Beichte mit heißer Selbstanklage gedachte und für welche ihr der Propst Bußübungen auferlegte, die ihr oft den Schlaf noch kürzten. So war ihr Leben wirklich mühselig und beladen, mehr als das mancher Hausfrau, die für reichen Kindersegen zu wirken und zu schaffen hatte. Doch Frau Lutgarde empfand dies nicht als Last; sie hatte den Segen erfahren, den rüstige Arbeit mit sich bringt, und schätzte sie als das höchste Glück des Lebens.

An Sonn- und Festtagen durfte keine irdische Klosterangelegenheit die würdige Frau zerstreuen. Was auch immer im großen, äußern Haushalt sich ereignen mochte, an den Feiertagen durfte der Priorin keine Meldung davon gemacht werden, und so vergingen ihr diese, anscheinend wenigstens, in der beschaulichen Stille, welche man sich unter solchem Leben vorstellt. Die großen Gottesdienste dieser Tage füllten mit ihrem prunkenden Pomp viele Stunden aus; und hatte die hochwürdige Frau sich dann in ihre Zelle zurückgezogen, so traten neue Anforderungen an sie heran.

Allen, die anklopften, wurde aufgethan; die Suchenden fanden, und den Bittenden wurde gegeben. Wo die gütige Frau nicht andere Hilfe gewähren konnte, da half sie mit frommem Zuspruch und klugem Rate. Ganz ungetröstet ging wohl selten eine der vielen Besuchenden, die an diesen Tagen kamen, von ihr.

Heute weilte Jutta von Rodenstein schon seit längerer Zeit in vertraulichem Gespräch bei ihr. Sie hatte ihre Kindheit hier im Kloster zugebracht, und die Priorin, welche auch die Erziehung ihrer früh verstorbenen Mutter überwacht hatte, war der Maid in besonders herzlicher Liebe zugethan. Als sie jetzt zu dem Mädchen sprach, kam dies zum vollen Ausdruck in Haltung und Miene.

Hätte man Jugend und Alter bildlich darstellen wollen, keine schönern, würdigern Vertreterinnen hätte man finden können als diese beiden Frauen, wie sie da in der stillen, sonnendurchleuchteten Klosterzelle nebeneinander standen.

Die alte Frau war nicht klein, jedoch gebeugt in ihrer Haltung, und von ruhigen, langsamen Bewegungen, bleich, aus großen, dunkeln, tiefliegenden Augen mit wohlwollender Güte blickend, wenn sie sprach; aber mit nachdenklichem, sanftem, nach innen gekehrten Ausdruck in der Ruhe, mit dem Zug ernster Freundlichkeit, herzlicher Teilnahme um den eingefallenen Mund und die ganze Erscheinung übergossen von der höchsten Schönheit des Alters, der Liebe, des Friedens und der Ruhe.

Und neben ihr Jutta groß, schlank, blond und blühend, ihre innigen, blauen Augen wie in weite Fernen gerichtet und mit dem Ausdruck lebhafter Erwartung und Unruhe in den schönen beweglichen Zügen.

„Willst Du mir das Versprechen nicht geben, Kind?“ sagte die Priorin und hielt ihr die Hand hin.

„Ich kann nicht,“ klang die gepreßte Erwiderung von den Lippen des Mädchens.

„Ja, Du kannst,“ sagte Frau Lutgarde ernst. „Du kannst; denn Du mußt. Hörst Du mich, Jutta? Du mußt! Dein verstorbener Vater gab sein Wort, und Dein Großvater bestätigte es mit Deinem Vorwissen. Du kannst nicht Wortbruch auf sein graues Haupt laden.“

„Sie hatten kein Recht, so über mein Leben zu verfügen.“

„Kein Recht? Dein Vater hatte kein Recht? und Dein Großvater? Jutta, Jutta, das kam nicht aus Deinem Herzen!“

„Nicht aus meinem Herzen?“ Das Mädchen stöhnte auf und rief nochmals: „Nicht aus meinem Herzen? O, allmächtiger Gott, hochwürdige Mutter, was anders als mein Herz sträubt sich denn, dem Manne anzugehören, den ich nie, nie werde lieben können.“

Die Priorin sah sie bei diesem leidenschaftlichen Ausbruch, der bei Juttas ruhig beherrschter Weise ganz ungewöhnlich war, betroffenan. Es flog ein Schatten über ihr gutes, kluges Gesicht. Nachdenklich schwieg sie einen Augenblick; denn sie scheute sich, nach dem zu fragen, was in ihrer Befürchtung allein solche Heftigkeit hätte veranlassen können und was sie gern ergründet hätte.

Das Mädchen kam ihr zu Hilfe.

„Ich möchte mich schleiern lassen, hochwürdige Mutter,“ sagte es leise. „Dann wäre mir jede Pein erspart, und auch ich gewänne mit der Zeit den Frieden und die Zufriedenheit, die Dich wunschlos umgiebt.“

Die erfahrene Frau schüttelte betrübt mit dem Kopfe und sah voll zärtlicher Sorge zu der Maid hinüber. War das eine Bestätigung ihrer Vermutung? Lebten andere und, wie sie nur zu gut wußte, unerfüllbare Wünsche im Herzen der Maid und machten ihr das von den Vätern verabredete Band unleidlich?

„Das ist nichts für Dich, Jutta!“ erwiderte sie. „Du verlangst nach dem Leben und brauchst die Leiden und Freuden, welche es bietet. Auch die Leiden,“ setzte sie hinzu, als sie das bittere Lächeln um Juttas Mund gewahrte und die abwehrende Bewegung der Hand sah. „Sie werden Dich draußen im bewegten Treiben der Welt nicht so elend machen, als der kleine Kreis enger Pflichten es thun würde, die täglich unverändert, von der Jugend bis zum Alter, das Klosterleben auferlegt. Draußen kannst Du kämpfen, hier müßtest Du still halten. Naturen wie Du erringen dabei keinen Frieden.“

„Du hast keine kleinen, engen Pflichten, hochwürdige Mutter!“

„Erst ein langer, mühseliger Weg hat mich bis hierher geführt. Du würdest ihn nicht gehen können!“

„Alles will ich, alles kann ich,“ rief die Jungfrau mit erneuter Leidenschaftlichkeit, „wenn ich nur diesem Manne nicht zu folgen brauche!“

„So weißt Du einen andern, dem Du folgen möchtest?“ fragte die Priorin streng. „Hat ein anderer die Hand ausgestreckt, Dich zu begehren? Denn Jutta von Rodenstein ist sicher zu stolz, nach einem Ritter zu sehen, der nicht um sie fragte und wenn einer es that, warum lässest Du ihn die Wirrnis nicht lösen?“

Jutta errötete unter dem forschenden Blick der Matrone und senkte die Augen.

„Keiner hat mich begehrt,“ sagte sie beschämt und leise, „und keinem andern begehre ich zu folgen. Du hörtest ja, hochwürdige Mutter, daß das Kloster mein Wunsch ist.“

„Und das Gelöbnis Deines Vaters soll unerfüllt bleiben?“

„Der Vater gab mir das Recht, mich dem Ritter zu weigern! Ohne Werbung begehrt er mich jetzt, wie eine Ware, an die er ein Recht hat!“

„Aber die Weigerung mußte geschehen, bevor der Schartenberger die Anfrage um Dich that. Warum säumtest Du, als es Zeit war, nachdem Du die Abrede erfahren? Jetzt ist sie ein Schimpf für den Ritter, den seine Sippe nicht ruhig hinnehmen würde!“

„Doch nicht, wenn ich das Kloster erwähle? Niemand kann Einsprache thun, wenn ich mich in den Schutz der heiligen Kirche stelle, die über allem steht!“

Die Oberin antwortete nicht. Das Verlangen der Jungfrau verursachte ihr Pein; denn es versetzte sie in Zwiespalt mit sich selbst.

Als Klosterfrau hatte sie die strenge und weitgehende Verpflichtung, alles zur Mehrung von Macht, Ansehen, Einfluß und Reichtum des Klosters zu thun, und durchaus kein Recht, ein Verlangen zurückzuweisen, welches dem Kloster Vorteile brachte, wie der Eintritt Juttas von Rodenstein es thun würde. Nach den Vorschriften der Kirche durfte sie sogar

keine Mühe und kein Mittel scheuen, solche Seele der allerheiligsten Jungfrau Maria und solches Vermögen dem Kloster zu gewinnen. Sie wußte, daß des Großvaters und der ganzen Sippe Widerstand kein Gewicht hatte, sobald sie zugab, daß Jutta ihr Verlangen vor Zeugen aussprach.

Aber im Fluge gedachte sie der vielen, langen, einsamen Jahre, die ihr hinter diesen Mauern verstrichen, der Kämpfe und heißen Sehnsucht nach Teilnahme an menschlichem Glück und menschlichem Leid, von dem ihr Gelübde sie ausschloß. Sie sah täglich, wie schwer viele der jungen Klosterfrauen an dem Frieden dieses stillen Lebens trugen, und wie die bittersten Selbstanklagen, Gebete, Kasteiungen und Geißelungen ihnen nicht die innere Befriedigung zu geben vermochten, die in der Arbeit und Sorge der Welt liegt. Die meisten freilich ließen es sich im sorgenlosen Dasein behagen, sie freuten sich des guten Mahles, der warmen Zellen, der leichten Obliegenheiten, in welche sich so viele Hände teilten, und füllten die Stunden nicht mit den gottseligen Gesprächen, wie sie nach Vorschrift der Kirchenväter in den Klöstern gepflegt werden sollen, sondern mit Neuigkeiten vom lieben Nächsten, welche die Besucher aus Stadt und Umgegend zutrugen und an welchen es zu keiner Zeit Mangel gab.

Zu diesen Zufriedenen würde Jutta nicht gehören, das wußte Frau Lutgarde; denn nichts Kleinliches war in der Natur des Mädchens. Noch weniger aber würde sie zu denen gehören, die sich ganz als Bräute Christi fühlten und erfüllt von Himmelssehnsucht, in Entäußerung jeden irdischen Gedankens ihre Freude und ihr Genügen fanden.

„Hast Du Deinem Großvater diesen Wunsch schon ausgesprochen?“ fragte die Priorin endlich. „Du weißt, daß man uns den Vorwurf macht, wir suchten durch Überredung unserm Hause Anhängerinnen zu gewinnen. Ich mag solche Anschuldigung von Deiner Sippe nicht hören; deshalb mußt Du Dich zuerst mit Deiner Bitte an ihn wenden. Hast Du aber auch

bedacht, wie das Klostergelübde Dich von allem scheidet, was Du liebst? Auch von Deinem Bruder Gottfried!"

Jutta sah auf.

„Mein lieber Götz!" sagte sie zärtlich und drückte die Hände gegen die Brust. Dann schwieg sie.

„Und Dein Großvater!" erinnerte Frau Lutgarde. „Fragtest du ihn?"

„Wie sollte ich?" entgegnete das Mädchen. „Kam mir doch selbst der Gedanke erst, da ich hier bei Dir saß. Rat und Hilfe, mich frei zu machen, wollte ich mir bei Dir erbitten; Du verweisest mich statt dessen zum Gehorsam! Ich kann nicht gehorsam sein, hochwürdige Mutter!"

„Glaubst Du, die Kirche verlange keinen Gehorsam, thörichtes Kind? Täglich, stündlich verlangt sie Unterwerfung. Selbstlos, willenlos, freudlos, freundlos, arm, keusch und gehorsam, nichts für Dich begehrend, nichts für Dich gewinnend, hast Du ihre Forderungen zu erfüllen! Hältst Du das Gelübde am Klosteraltar für leichter erfüllbar, als das Gelöbnis der Liebe und Treue am Traualtar?"

„Wie kann ich Liebe geloben, wenn ich sie nicht habe?"

„Hast Du sie nicht, die Liebe zu Deinem Nächsten, die das andere Gebot ist, so mußt Du sie Dir erwerben. Auch im Kloster wird sie von Dir gefordert werden. Treue kannst Du geloben; denn es liegt bei Dir, sie zu halten!"

„Ich liebe meinen Nächsten!"

„Nein, das thust Du nicht, wenn Du nicht den für Deinen Nächsten ansiehst, der Dich zum Weibe begehrt."

„Ich will nicht begehrt sein. Ich will frei bleiben!"

„Im Kloster? Da ist niemand frei, mein Kind. Da bist Du Eigentum der Kirche, die jeden Augenblick über Dich gebietet und Dich von allem ausschließt, was nicht in ihrem Dienst an Dich herantritt."

„Das Eigentum der Kirche, hochwürdige Mutter? Das Eigentum Gottes und der heiligen Jungfrau, denke ich," fiel Jutta ein.

„Das bist Du auch in der Welt. Alles, was erschaffen ist, ist Gottes Eigentum, und ich bete, daß Du auch in den Versuchungen des Lebens Gottes Kind verbleibst, meine Jutta! Aber bringe die Einwilligung Deines Großvaters, und Du sollst mir willkommen sein. Ich will die Beschuldigung, daß wir Dich beredet hätten, nicht auf uns laden. Nun aber erzähle mir, was eigentlich geschehen ist, Dir die alte Abrede der Heirat so zu verleiden. Du wußtest lange darum, auch, daß es so Brauch ist in den alten Geschlechtern. Du konntest Dich vor Jahren schon von dem Gelöbnis lösen; warum thatest Du es nicht, solange es Dir frei stand?“

„Mir war nur erlaubt, mich zu weigern, da ich mit sechzehn Jahren von der Abrede erfuhr, und damals? .... Was hätte ich sagen sollen? Ich war ein Kind und erfuhr, so sei es Brauch im Lande! Mir war ein Tag der freien Wahl gestattet; Herr Stephan Schartenberg durfte drei Jahre werben. In einem Monat ist die Frist herum und konnte ich denken, Herr Stephan wollte die alte Abrede halten? Oft kehrt er von seiner Burg in Kassel ein, doch niemals noch betrat er den Burghof. Auch in Marburg war er unter den Rittern, die zum Osterfeste der Herzogin dienten, und auch dort hat er meine Nähe nicht gesucht. Nur mit Götz vertrieb er sich die Zeit. Er ist jung und heiter; der Prinz und die schöne, kleine Enkelin des Weißensteiner Ritters, welche die Herzogin nach der Einnahme der Burg an ihren Hof genommen, hingen ihm an. Sie ist ein Kind; aber Götz hat sich zu ihrem Beschützer aufgeworfen, nahm die Scherze übel und wurde hitzig. Da, an einem der letzten Tage, bot Herr Stephan dem Knaben die Hand, nannte ihn Schwager und fragte ihn, ob er nicht wisse, daß er der Jagd nicht mehr bedürfe; er habe sein Wild in Sicherheit. Götz wußte sich die Rede nicht zu deuten und erzählte es mir. Seitdem lebte ich in beständiger Furcht vor der Anfrage, die gestern geschah. Wie inbrünstig habe ich zur Jungfrau gebetet, sie möge den Sinn des Ritters fern von

mir halten! Das andere weißt Du, hochwürdige Mutter und . . . ."

„Ich sehe, daß es nicht so schlimm ist, wie es Dir erscheint," fiel Frau Lutgarde mit beruhigtem Tone ein. „Wenn Herr Stephan nicht um Deine Gunst warb, wie mit freundlichem Dienste die Ritter pflegen, so laß Dich solches nicht kränken. Nicht jeder hat das Geschick dazu, und ich fürchte, Du hast ihm den Mut nicht erhöht. Mich freut es, daß er seine Werbung durch den Ohm erst anbringen ließ, nachdem er Dich gesehen und sicher von Götz auch manches von Dir erfragte. Es zeigt, daß er nicht an die Hufen allein dachte und daß er für die Hand, die er begehrt, ein Herz darbietet. Besser ist's, man erkennt dies aus dem Thun, denn aus den Worten. Es hat mancher Ritter mit eifrigem Dienste geworben und mit süßem Liede bethört, dessen Herz leer war und nichts wußte von dem, was die Lippen sangen. In meiner Jugend wurde viel von dem gesagt und gesungen, was besser verschwiegen bleibt; aber immer habe ich erfahren, daß die Ehen am glücklichsten sind, welche auf kluger Abrede und treu gehaltenem Worte sich erbauten. Nein, Jutta! Du mußt die Abrede Deines Vaters in Ehren halten! Laß alles in Recht und Treuen geschehen, damit der Segen Gottes und der Heiligen auf Dir ruhe! Jetzt gehe hin in Frieden! Wenn Du den Ritter kennst und es Dir dann noch ebenso unmöglich wie heute erscheint, des Vaters Wort zu lösen, dann komme mit der Erlaubnis des Großvaters wieder hierher, Jutta, dann sollst Du willkommen sein. Die Kirche hat Macht, festere Banden zu brechen als ein Gelöbnis."

Die Priorin stand auf. Sie sah des Mädchens Weigerung ruhiger an, seit sie glaubte, daß nur gekränkte Eitelkeit aus ihr spreche. Solche hatte sie zwar am wenigsten bei Jutta vermutet und einen Augenblick als zu kleinlich erachtet; doch sagte sie sich dann, daß, wer seines Wertes sich bewußt sein darf, auch bedacht ist, denselben anerkannt zu sehen.

Aber ein anderes Gefühl, als Frau Lutgarde vermutete, war in dem Mädchen erwacht. Ihr Stolz war getroffen worden von den Worten, als begehre sie der Huldigung und Schmeichelei, um dem Worte des Vaters getreu zu bleiben. Die hochwürdige Frau hatte sie an ihre Pflicht gemahnt, an die Pflicht, das gegebene Wort zu halten. Auch ein anderer that so, ohne Rücksicht auf die Wünsche des eignen Herzens, und sie mußte sich bezwingen, sie mußte können, was vor ihr so vielen möglich gewesen, was nach ihr noch tausende würden thun müssen: sich fügen!

So hatte sie, wenn auch in anderer Art, als sie gehofft, wirklich im Kloster gefunden, was sie bedurfte: den Mut, zu wollen, was sie mußte.

Ihr Geheimnis war ihr Eigentum geblieben und sollte es nun für ewig bleiben. Auch das war ihrem Stolze eine Genugthuung, und sie errötete in der Erinnerung, daß sie es durch ein Aussprechen hatte entweihen wollen.

Als sie dann an der Seite der Oberin die langen kahlen Gänge durchschritt, in denen ihr Fußtritt wiederhallte, an den vielen Thüren der kleinen Zellen vorüber, sagte sie sich, daß es doch wohl keine leichte Aufgabe sei, bis zum Lebensende nur hier wandeln zu dürfen.

Unten im Klosterhofe herrschte heute munteres Leben. Auf den Bänken unter den blühenden Bäumen saßen Nonnen, Bürgersfrauen der nahen Stadt und Zöglinge des Klosters in bunter Ordnung und lautem Gespräch. Kinder spielten um die Bäume und Laubengänge, mit munterm Lachen die Luft erfüllend, und gewährten dem sonst so stillen Hofe ein heiteres Aussehen.

Die Sitzenden erhoben sich, als die Oberin mit Jutta in den Hof trat, und empfingen unter tiefer, ehrerbietiger Neigung den Segen und die Begrüßung der hochwürdigen Frau.

Die Jungfrau hatte sich verabschiedet. Frau Lutgarde hatte auch sie mit dem Kreuze gesegnet und ihr, als sie sich beugte, um den Kuß der ehrwürdigen Mutter auf die Stirn zu empfangen, mit besonders warmem Wunsche gesagt: „Gehe hin in Frieden!“

Neuntes Kapitel.

Ohne sich aufzuhalten und die achtungsvollen Grüße, welche von allen Seiten her dargebracht wurden, nur mit freundlichem Neigen des Hauptes erwidernd, schritt das Mädchen rasch dem Ausgangsthore zu. Sie winkte den beiden Knechten, welche vor demselben auf einer Bank ihrer geharrt hatten, ihr zu folgen und eilte auf dem Wege weiter, der, von beiden Seiten mit alten Linden eingefaßt, zur Stadt führte.

Am Fuße der Anhöhe mußte man hier eine Brücke über die von Norden kommende Ahna überschreiten und gelangte dann auf breitem Wege neben dem tiefen, trockenen Stadtgraben zu der Zugbrücke, welche das Stadtthor schützte.

Noch vor derselben kam ihr der Großvater entgegen und winkte ihr schon von weitem heitern Gruß zu.

„Du bist lange ausgeblieben,“ sagte er näher gekommen und bot der Enkelin die Hand. „Ich glaubte schon, das Kloster wolle Dich behalten.“

„Nein, das wollte die ehrwürdige Mutter nicht, obgleich ich sie darum bat,“ entgegnete die Jungfrau ernst.

Betroffen von dem Ton dieser Worte, der schlecht zu dem Scherz des Ritters paßte, beugte dieser sich vor, um Jutta in das seitwärts gewandte Antlitz zu blicken. Der seltsame Ausdruck desselben beunruhigte ihn.

„Jutta,“ rief er und hielt unwillkürlich ihre Hand, welche er gefaßt hatte, mit stärkerm Druck.

„O, seid ruhig, antwortete sie mit erregter, aber doch leiser Stimme, während ein bitteres Lächeln ihre Lippen umzog. „Meine Bitte fand bei der hochwürdigen Frau keine gute Statt. Beim Durchschreiten der langen, öden Klostergänge, in denen unsere Fußtritte, das einzige Geräusch des Lebens, mir unheimlich ins Ohr schallten, ward ich froh darum. Ich fühlte selbst, was die Priorin mir gesagt hatte: daß es besser sei, draußen in der Welt Stürme und Leid zu erleben, Gott und die gnadenreiche Jungfrau um Beistand in Not und Versuchung anzurufen, als dort hinter sichern Mauern geborgen zu weilen. Ich werde die Bitte schwerlich zum zweitenmale aussprechen!“

Ein Aufatmen der Erleichterung drang über die Lippen des Ritters. Er wußte nur zu gut, welche Macht eine solche Bitte der Priorin gab, und war ihr im Stillen dankbar dafür, daß sie dieselbe nicht benutzt hatte.

„Und warum wolltest Du im Kloster bleiben?“

„Um nicht Hausfrau auf dem Schartenberg zu werden!“

„Erscheint Dir das so schwer?“

„Würde es Euch freuen, wenn man um einige Hufen Landes Euch verhandelt hätte, bevor Ihr denken konntet?“

Der Landrichter zog die Brauen zusammen. Von jeher war es ihm selbst ein ärgerlicher Handel gewesen; jedoch konnte er nichts mehr dagegen thun, ohne den Schartenberger mit dessen ganzem mächtigen Anhang zu beleidigen, und am wenigsten jetzt konnte und durfte er die Schwierigkeiten des Landes durch Uneinigkeit oder gar Fehden der Ritter untereinander erhöhen. Zudem hatte Jutta die Abrede seit Jahren gekannt und sich niemals dagegen gesträubt; auch galt es in den meisten reichen Geschlechtern als Brauch, die Heiraten der Töchter zu vorteilhaften Verbindungen für die Söhne zu benutzen, und selten gaben unglückliche Ehen Veranlassung zu Reue. Der Ritter blieb stehen.

„Du weißt, Jutta,“ sagte er streng, daß ich nichts hierbei ändern kann. Die strittigen Hufen, für Götz gut gelegen, sind längst in seiner Hand, während der Schartenberger seit Jahren geduldig auf die Entschädigung wartet, welche ihm Deine Morgengabe bieten soll. Nach Deines Vaters Willen wurde Dir die Abrede bekannt gemacht, als Du sechzehn Jahre zähltest; damals konntest Du Dich um billige Abfindung weigern, aber damals wie heute fehlten die Gründe dazu, und was damals möglich war, ist es heute nicht mehr! Herr Themmo hat für seinen Neffen geworben, wie sich gebührt, und hat hinzugefügt, daß der junge Ritter mehr Verlangen nach Dir denn nach Deiner Habe trüge. Ich glaube gern von Stephan, daß er nicht um Deiner Hufen willen auf dem alten Pakte besteht!“

Jutta antwortete nicht; sie war sehr bleich und preßte die Lippen fest aufeinander.

„Es ist jetzt keine Zeit für Kinderlaunen und Weiberthränen,“ fuhr der Ritter fort. „Du kennst die Lage des Landes. Oft genug habe ich mit Dir davon geredet, und mehr als andere Frauen kannst Du würdigen, was auf dem Spiele steht! Deshalb nimm auch einen Teil der allgemeinen Last auf Dich; denn niemand soll sagen, daß Hermann Romrods Enkelin Zank und Zwietracht im Lande erregte. Es wäre ein tödlicher Schimpf, wolltest Du Dich jetzt Herrn Stephan weigern. Seine ganze große Sippe würde es rächen, und unzählige Drangsale würden daraus entstehen.“

Der alte Ritter hatte eindringlich, aber nicht heftig gesprochen. Im Weitergehen fuhr er fort:

„Überdies hat Stephan überall guten Leumund. Man rühmt ihn als einen frohen, zuweilen überfrohen jungen Gesellen. Du wirst ihm als seine Hausfrau schon das rechte Maß lehren, und meine Enkelin wird auch auf dem Schartenberg nicht ungeehrt sein. Warum wolltest Du, da Dein Leben nicht freudlos vor Dir liegt, Dir eines erwählen, welches von jeder Freude ausschließt?“

„Ich begehre keine Freuden!“

„Mit achtzehn Jahren?“

„Auch im Kloster giebt es solche, nur sind sie anderer Art!“

„O ja. Bequemes Leben, gutes Mahl, wenige und leichte Mühen, die Ehre und das Ansehen, welches man den frommen Frauen zollt, mögen für manche Jungfrau, die ohne Erbe, arm und freudlos in der Welt steht, verlockend sein. Für Jutta von Rodenstein ....“

„Ist es Ehre und Freude genug, verhandelt zu sein,“ fiel das Mädchen dem Großvater bitter in die Rede.

„Es ist genug, Jutta!“ sagte der Ritter streng. „Du weißt, es ist nicht Brauch bei den Geschlechtern, die Jungfrauen erst zu befragen, ob ihnen die Heirat, die den Eltern passend erscheint, auch ansteht. Wenn ich Dich verwöhnte, indem ich Dir die Gründe sagte, aus denen diese Heirat erfolgen muß, so giebt Dir dies kein Recht zur Auflehnung.“

„Ich lehne mich nicht auf, Großvater,“ sagte sie nachgiebigen Tones. „Ich sagte Euch ja, daß ich den Wunsch, im Kloster zu bleiben, schon dort wieder aufgab.“

Unter diesem Gespräche hatten die beiden die Brücke am Stadtthor erreicht. Herr von Romrod winkte den Knechten, die sich in angemessener Entfernung gehalten hatten, allein in die Stadt einzutreten, und forderte Jutta freundlich auf, mit ihm den nahen Brink*) zu besuchen, wo sich an diesem herrlichen Maitag viele Städter und Bewohner der Umgegend zusammengefunden hatten, um bei Unterhaltung, Spiel und Tanz den Sonntag zu feiern.

„Ich will sehen, ob Fremde einsprachen,“ sagte Romrod, „die nicht leicht vorbeireiten. Hier hört man stets zuerst, was für Kunde es im Lande giebt. Dir, mein Kind, wird auch wohlthuend sein, andern Gedanken Raum zu verschaffen.“

---

*) „Brink“ ist die niedersächsische Bezeichnung für einen Rasenplatz oder Anger, der zu Volksbelustigungen dient.

Jutta antwortete nicht, aber sie neigte bejahend und dankend das Haupt und schritt neben dem Großvater durch den Eingang.

Der Brink von Kassel war ein besonders schön und annehmlich belegener Belustigungsplatz der Bewohner und weit in der Gegend berühmt. Bei schönem Wetter strömten hier von nah und fern die Gäste zusammen; denn immer gab es Unterhaltung in Fülle.

Den weichen Rasen des großen, ebenen Platzes hielt die Schafherde der Stadt kurz, so daß er für Spiel und Tanz eine angenehme Fläche bot. An den Seiten standen in unregelmäßigen Gruppen und Zwischenräumen schattende Bäume, unter denen Bänke, mit einfach gezimmerten Tischen davor, zur Ruhe und Unterhaltung einluden. Nach Süden und Westen war der Raum von dem Breul begrenzt, der in sanften Hängen anstieg und durch seine Bewaldung einen großen Teil desselben vor den allzuheißen Sonnenstrahlen schützte. An dieser Seite des Brinks waren die Schießstände errichtet, die keinem Belustigungsorte fehlen durften, und um welche immer alt und jung, Männer und Frauen sich schaulustig drängten.

Von der Wehrhaftigkeit und Geschicklichkeit der Bürger in Handhabung der Waffen hing zu jener Zeit die Sicherheit der Stadt ab. Die Teilnahme an allen kriegerischen Übungen war um so natürlicher, als sogar die Frauen bei Verteidigung eines Platzes allerlei Dienste zu leisten hatten und jedem Manne der Schutz des eignen Herdes selbst oblag. Keine Tugend war höher geschätzt als furchtlose Tapferkeit. Mit dem Schwert in der wehrhaften Hand warben die Männer um die Gunst der Frauen, und es war die Klage gar manches friedliebenden Gesellen, daß das Auge der Mädchen keinem lieber folge als dem wilden Reiter, der mit Speer und Schild zum Kampfe auszog.

Auch für Lanzenstechen und Speerwerfen war neben den Schießständen eine weite Bahn zwischen Schranken eingerichtet. Zuweilen brachen benachbarte Edelleute hier aus Höflichkeit

eine Lanze oder ritten einmal gegen einen der vornehmen Bürger an; jedoch es geschah selten und fand geringe Teilnahme bei den Zuschauern. Wenige Bürger nur konnten Zeit und Geld auf rittermäßige Übungen verwenden, welche für sie keinen Wert hatten; denn immer blieb Pfeil und Bogen die beste Waffe auf den Wällen der Städte.

An einer andern Stelle waren Kletterbäume aufgerichtet, auf deren Spitze die Stadt bei besondern Gelegenheiten mancherlei anlockende Gaben aufziehen ließ. Für gewöhnlich war eine aufgesteckte kleine Fahne das Ziel des Ehrgeizes und spornte die muntern Knaben nicht weniger an als reicherer Gewinn.

Von allen Spielen blieb aber der Ball immer das beliebteste. Jugend und Alter drängte sich in den Kreis, wo er geschlagen wurde, und die Geschicklichkeit, mit welcher einzelne Spieler drei, vier, ja fünf und sechs Bälle zu werfen, zu schlagen und zu fangen verstanden, war bewundernswert. Wie alle Spiele damaliger Zeit, erforderte auch dieses ein rasches, sicheres Auge, Aufmerksamkeit, Gewandtheit und Schnelligkeit und gewährte durch die mannigfache Abwechselung, welche es bot, Anlaß zu Scherz und Heiterkeit.

Viele Teilnehmer fand auch der Reigen, der sogenannte Maientanz. Zu ihm traten nicht nur die jugendlichen Paare an, auch die Alten standen mit in seinen Reihen. Wenn sie nicht in kühnen Sprüngen und wirbelnden Schwingungen sich versuchten, so thaten sie es doch in zierlichen Wendungen, Gängen und Verschlingungen den jungen Leuten zuvor. Auch wußten sie sich besser dem Takt des Spielmanns zu fügen, der gern in sehnsüchtigen, wehmütigen Weisen den Tanz begleitete. Die jungen Tänzer liebten es, sich diese selbst mit lauter Stimme zu singen, und freuten sich, wenn die Jungfrauen in leiserm Tone dem Gesange folgten.

Zu diesem Platze, auf dem der Brinksitzer die Ordnung aufrecht erhielt, und zu welchem jeder Zutritt hatte, der nicht Anlaß zu Ärgernis gab, geleitete Herr Hermann seine Enkelin.

Gleich an einem der ersten Tische fand der Landrichter Bekannte. Der Ratsherr Wenigen saß hier mit seiner Hausfrau und zwei Edelleuten aus der Nähe, die alle die Herzutretenden mit Ehrerbietung begrüßten.

Frau Ursula Wenigen, eine kleine, freundliche Frau, war aufgesprungen und Jutta lebhaft entgegengetreten. Beide hatten ihre Kinderzeit zusammen im Kloster auf dem Ahnaberg zugebracht und stets gute Freundschaft gehalten. Seitdem aber aus dem muntern Mädchen eine sorgliche Hausfrau geworden war, sahen die frühern Gespielinnen sich seltner. Dieselbe überhäufte das Mädchen mit scherzhaften Vorwürfen, während beide sich niedersetzten.

„Haben Euch meines Eheherrn Drachen für immer mein gastliches Dach verleidet?" fragte sie scherzend. „Oder mögt Ihr Euern Ohren den Gesang meines kleinen Buben nicht gönnen?"

Jutta verneinte lächelnd nnd schützte allerlei Geschäfte vor, aber Frau Ursula ließ sich nicht beirren.

„Ei, Jutta," sagte sie; „ich nehm's Euch nicht für ungut; ich weiß, wie unleidlich mir früher solch dünne Stimmchen waren, wenn sie mir auch jetzt als die schönste Musik erscheinen. Aber kommt nur getrost. Im Mai ist alles gut. Die Drachen haben all ihr Wasser ausgespieen, und mein kleiner Schreihals gräbt im Sande, der ihm auf dem Hof der liebste Spielplatz ist. Ihr findet mich also ungestört."

„Nein, nein, Ursel," versicherte Jutta, „es muß schlimmer kommen, mich zu vertreiben. „Weißt Du nicht, daß ich mit dem Großvater in Marburg war? Wir sind noch nicht lange zurück. Ich komme in den nächsten Tagen!"

„Und ohne Furcht?"

„Vor Deinen Drachen? Ich gehe ihnen künftig aus dem Wege. Mit solcher Ladung Regenwasser begossen zu werden, ist mehr, als der Himmel der Erde gönnt. Ich habe es Götz erzählt, dem die Geschichte vielen Spaß machte. Er nannte mich seitdem die Drachenjungfrau. Bald nannten mich in

Marburg alle Freunde so, und selbst die Herzogin erfuhr den Scherz und sagte, ich sei die einzige Edeldame ihres Hofes, die wirklich unter den Drachen war. Du siehst also, daß Deines Eheherrn Regentrausen schon einen Namen im Hessenlande haben."

„Ihr könnt es noch weit bringen," mischte sich die Frau eines Ratsherrn, die am Tische saß, mit in das Gespräch. „Drinnen in der Stadt nennt man Euer Haus schon das Drachennest. Nehmt Euch in acht, daß man Euch nicht auch einen entsprechenden Namen giebt?"

„Glaubt Ihr, es würde mich grämen, wenn man mich den Hausdrachen nennt, Brigitte?"

„Würde es Euch gefallen?"

„Warum nicht? Ich habe ein gutes Gewissen, und ein Scherz, der nicht trifft, thut nicht weh."

„Das könnt Ihr auch haben, Frau Ursula," bestätigte die andere. „Überdies macht man einen Scherz nur mit Freunden, die man liebt. Wen man fürchtet, dem wird böse Nachrede zu teil. Euch wird sie nicht treffen!"

„Gewiß nicht!" versetzte Jutta warm. „Wer wollte meiner lieben, lustigen Frau Ursula etwas anhaben? Herr Werner dürfte sein schmuckes Haus mit noch schlimmern Dingen verunzieren, immer würde es nur beim Scherze bleiben."

„Ei, ich bedanke mich schön für die gute Meinung," sagte Ursula und verneigte sich zierlich im dankenden Scherz vor Jutta. „Aber nun erzählt mir etwas von Götz. Ist das eine Geschichte mit der Gefangenschaft auf dem Weißenstein! Alle rühmen, wie gut und klug der Knabe sich dabei benommen!"

„Gut und klug?" fragte Jutta. „Er fand sich geduldiger in die Sache, als der Marschall gefürchtet hatte. Es ist ihm auf der Burg keine Unbill widerfahren."

„Ich habe Euch immer gesagt, wenn Ihr über sein herrisches Wesen klagtet: Laßt ausschäumen, guter Wein läuft übers Faß, und was darin bleibt, ist das Echte! Ich habe immer viel von Götz gehalten!"

„Hast ihn sogar verzogen.“

„Nicht doch. Sonnenschein und Wärme schadet keiner Frucht, die gesund im Kern ist. Ich liebte den Knaben, doch nicht blind, wie's eine Mutter wohl vermag, sondern weil ich den Kern sehr gut kannte. Aber ich wollte ja vom Weißenstein hören. Wie klug hat's die Herzogin angefangen! Sie schickt alle Aufforderungen, wie sie sich gegen einen ehrbaren Ritter in rechtschaffener Fehde gebühren; der verläßt sich darauf, daß sein festes Raubnest nicht zu nehmen ist, und sie nimmt es ihm unter Spiel und Tanz ihrer getreuen Bauern, ohne Blut und ohne Verheerung?“ So fragte und erzählte Frau Ursula in einem Atem und merkte in ihrer Lebendigkeit gar nicht, daß sie ihre Fragen selbst beantwortete.

„O, Ihr glaubt nicht,“ fuhr sie mit dringlicher Versicherung fort, „wie das der Herzogin Freunde gemacht hat! Die verläßt sich auf uns! Sie weiß, daß wir ihr helfen! Sie weiß, daß ihre beste Kraft gegen diese Burgen in den Dörfern liegt! So geht gar stolze Rede durchs Land, und jeder Bauer möchte ihr am liebsten einzeln darthun, daß er den Schwur von Maden halten wird. Auch in den Städten möchte man gern etwas thun, um der Herrin zu beweisen, daß man zu ihrem jungen Söhnlein stehen wird in guten und bösen Tagen!“

„Die Herzogin weiß das,“ versicherte Jutta. „Sie hat viele Beweise von Liebe und Vertrauen erhalten; aber noch viele Schwierigkeiten sind zu überwinden. Ein langer und beschwerlicher Weg liegt vor ihr; neben den Getreuen hat sie auch Widersacher an allen Enden.“

„Aber noch weit mehr Freunde,“ versicherte Brigitte. „Vor wenigen Tagen waren die Meister der Gilde in Sachen der Mündener Schifffahrt bei meinem Ehewirt versammelt, und ich hörte, wie sie sagten: Die großen Herren reiten jetzt beständig durchs ganze Land, richten, schlichten und halten darauf, daß keine Fehden entbrennen und Unordnungen der Herzogin etwa leid machen, uns ihr Söhnlein anvertraut zu

haben. Die Bauern haben ihr geholfen, unblutig und klug den Raub zu strafen. Die Klöster geben willig Geld, auf daß ihr zu einer ansehnlichen Hofhaltung nichts fehle. Nun müssen auch die Städte das ihre thun, um das selbstgewählte Recht zu schützen und zu stärken!"

„Wenn Ihr wieder nach Marburg kommt, Jutta," nahm Ursula die Rede wieder auf, „so könnt Ihr der hohen Frau berichten, daß auch in ihrer getreuen Stadt Kassel männiglich darauf brennt, ihr die Treue und Ergebenheit zu erweisen, die wir ihr zugesagt."

„Wir?"

„Nun, seid Ihr nicht gleichfalls bereit, den Schwur zu halten, den Euer Großvater geleistet, so viel an Euch ist? Würdet Ihr Euch sträuben, ein Opfer darum zu bringen, wenn es not thut?"

Jutta verstummte. Die Freundin wußte nicht und sollte niemals erfahren, welchen Traum von Glück sie geträumt, auf wie viel sie verzichten mußte. Sie versank in ihre Gedanken, und nur wie aus weiter Ferne schallte das weitergehende Gespräch der Frauen an ihr Ohr. Da schrak sie zusammen und sah auf. Hatte sie es nur gedacht oder war eben ein Name genannt, welcher seit Tagen Herz und Sinn ihr ganz erfüllte?

„Was ist denn?" fragte sie, erstaunt umherblickend, die lachend sie anschauende Freundin.

„Nichts, was soll's denn sein? Jedoch, wo waret Ihr mit Euern Gedanken? Hörtet Ihr gar nicht, was wir Euch sagten?"

„Allerdings nicht hier," entgegnete Jutta ausweichend. „Sag's mir noch einmal, und ich verspreche, aufmerksamer zu sein."

„Also hört: Drüben bei den Schießständen ist ein junger Gesell aus Magdeburg, der eine Armbrust mit einer ganz sonderlich neuen Einrichtung mitgebracht hat. Sein Bolzen fliegt so sicher und trifft so weit, daß sich alle darüber ver-

wundern. Unsere jungen Gesellen bemühen sich vergebens, es ihm gleich zu thun. Es ist kurzweilig mit anzusehen. Mein Werner und ich, wir haben schon an den Schranken gestanden, aber ich habe nichts dagegen, noch einmal mit hinzugehen, wenn es Euch freut!"

„Mir ist's recht," antwortete Jutta; „aber . . .," sie sah nach dem Großvater hinüber, der mit den übrigen Männern aufgestanden war.

„Natürlich!" beantwortete Ursula den Blick. „Euer Großvater war's ja, der fragte, ob wir mitgehen oder hier warten wollten. Nun möcht' ich aber doch wirklich wissen, woran Ihr gedacht habt, daß Ihr so ganz und gar nicht hörtet, was um Euch geredet wurde?"

Jutta antwortete nicht und stand auf. Der Landrichter trat zu Ursula, und so fügte es sich, daß Jutta neben dem Ratsherrn hinschritt.

Die Sonne stand schon tief im Westen und warf nur noch hier und da zitternde, goldene Lichtstreifen durch die Bäume des Breuls hernieder. Dem heißen Nachmittag folgte ein erquickender Abend, und die Wanderung über den kurzen, weichen Rasen des Platzes war köstlich.

Das Wetter ist einflußreich auf alle menschlichen Unternehmungen. Handel und Wandel, Wohlsein und Verkehr, Lust und Leid sind so oft von ihm abhängig, daß es fast unmöglich ist, es außer Betracht zu lassen. Herr Werner knüpfte seine Unterhaltung mit der Jungfrau mit einer Bemerkung über dasselbe an.

„Wenn es noch länger so schön bleibt," sagte er, in seiner Rede fortfahrend, „so werden die Schießstände ferner viel Besuch haben; denn unsere jungen Gesellen ruhen nun nicht, bis sie ebenfalls der neuen Waffe Meister sind."

„Ist sie so schwer zu handhaben?" fragte Jutta, weniger aus Neugier, als um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Ich weiß nicht. Ich habe es nicht erprobt, jedoch der

Landrichter Konrad von Elben, der mit dem Ritter von Bischoffshausen vorhin hier auf dem Platz war, ließ sich die Hantierung von dem Magdeburger erklären und schoß dann zur Verwunderung aller den Bolzen ins Ziel. Freilich, er thut es in allen Dingen jedem andern zuvor. Es ist im ganzen Land kein rittermäßigerer Herr, als er. Alle Herzen sind ihm offen, und selbst mein kleiner Bube reicht schon mit seinen Armen nach ihm hin, wenn er ihn nur sieht!"

Jutta, auf deren Angesicht unter jeder Bewegung die Farben kamen und gingen, fühlte, wie alles Blut ihr zum Herzen strömte und ihr fast den Atem benahm. Unwillkürlich preßte sie die Hände zusammen und fühlte sich erleichtert, daß jetzt Herr Werner und nicht die scharf beobachtende Ursula neben ihr ging. Sie hatte also doch vorhin richtig gehört. Er war hier gewesen, sie hätte ihn sehen können! Wünschte oder fürchtete sie das eigentlich? So stürmten Fragen und Gedanken auf sie ein und hinderten sie, eine Antwort auf des Ratsherrn Worte zu finden. Aber er erwartete wohl auch keine; denn nach einer Pause, in welcher die beiden schweigend nebeneinander einherschritten, hub er an:

„Ist's nicht ein schöner Platz, der Brink von Kassel? Auch die Herren meinten so und sagten, wir Städter hätten es doch besser, als sie auf den Burgen; sie könnten da oben solche Lustbarkeiten sich nicht verschaffen."

„Wie können sich die Ritter städtische Lustbarkeit für die Burgen wünschen?" fragte verwundert Jutta. „Mir däucht, es würde einer Rittersfrau schlecht anstehen, auf dem Brink oder dem Anger im Reigen zu tanzen oder den Ball zu schlagen. Ich komme gern her, es mitanzuschauen; doch niemals ist mir die Lust erwacht, mitzuspielen."

„Ach, Jungfrau Jutta, ich denke, jede ehrbare Lust dürfte jedem fröhlichen Menschen anstehen; hat doch Gott allen Menschen den Wunsch ins Herz gelegt, glücklich und froh durchs Leben zu gehen. Auch die Heiligen im Himmel haben

ihre Freude daran; denn wie hätte sonst der heilige Vater verordnet, die Festtage mit fröhlichen Umzügen und Spiel und Tanz zu feiern?"

„Ihr vergeßt, Herr Werner, daß sie auch mit Gottesdienst und Gebet gefeiert werden."

„Wie sollt' ich? Ist doch das Gebet der Anfang und das Ende jeden Tages. Aber heißt es nicht: Sechs Tage sollst Du arbeiten und am siebenten ruhen?"

„Und Ihr meint, dies ruhen heiße: spielen und tanzen?"

„So meint's auch der Herr Propst. Er hat's meiner Hausfrau so ausgelegt, da sie gar bekümmert von Marburg zurückkam. Dort hatte ein Dominikaner eine Predigt gegen jede Lust der Welt gehalten. Nun, Ihr wißt ja, meiner Ursula liegt die Lust in Herz und Blut, aber sie ist ein gutes frommes Weib und war über sich selbst bekümmert. Da faßte sie sich auf mein Zureden ein Herz und vertraute sich dem Propst von St. Cyriakus an. Der hat sie ganz beruhigt und belehrt, daß, wer in der Welt lebt und sein Teil Sorgen darin willig und treu trägt, auch sein Teil an ihrer Lust haben soll, versteht sich, in aller Ehrbarkeit, wie sich für ein braves Weib geziemt. Ruhen — hat er ihr gesagt — heißt nicht: schlafen; denn wie könnte ein Gesunder einen Tag und zwei Nächte schlafen? Es heißt auch nicht: hinsitzen und nichts thun; denn wie kann das ein rührig Männlein oder Weiblein? Es heißt vielmehr: in Zucht und Ehren fröhlich sein. Wie man Gott sechs Tage im fleißigen Schaffen dient, so soll man ihm einen Tag dienen in ehrbarer Lust."

„Es mag sein, daß dies in den Städten und auf den Dörfern nötig ist, wo man den ganzen Tag wirkt und arbeitet. Bei uns auf den Burgen ist das anders. Mir ist noch niemals das Verlangen nach solchen Belustigungen gekommen. Wir mögen daher wohl anders geartet sein als die Städter."

Jutta sagte dies weder unfreundlich noch abweisenden Tones, sondern mit der ruhigen Anerkenntnis einer Thatsache,

welche in dem unerschütterlichen Standesbewußtsein begründet lag, das Bürger und Edelleute von einander trennte.

Der Ratsherr setzte demselben keine Erwiderung entgegen, und beide erreichten die Schranken schweigend. Um dieselben her war ein großes Gedränge; doch machten einige Umstehende gleich Platz, als sie den Ratsherrn und das Edelfräulein erkannten. Jutta dankte freundlich für die Bereitwilligkeit, blieb aber etwas zurückstehen und beachtete wenig die Vorgänge auf dem Schießstande. Der Gedanke, daß der morgende Tag die Entscheidung ihrer ganzen Zukunft bringen würde, bedrückte ihr das Herz; ganz mit sich beschäftigt, hatte sie nicht bemerkt, daß jemand neben sie getreten war.

Da schlug die fremdartige, aber nie vergessene Anrede an ihr Ohr:

„Grüß Gott, Jungfrau Jutta!"

Daß sie nicht aufgeschrieen, noch sonst irgend etwas Auffälliges im jähen Erschrecken gethan hatte, war ihr nachher selbst als ein Wunder erschienen, welches die heilige Jungfrau in ihr gewirkt. Sie wandte sich um und neigte sich vor dem Ritter von Elbyn mit dem Gruße, welchen die Sitte heischte, so ruhig, daß niemand bemerken konnte, wie ihr das Herz schlug und der Atem stockte. Nur Konrad selbst fühlte, daß die Hand, welche sich langsam und zögernd in die seine legte, zitterte. Er hielt sie mit starkem, treuen Druck einen Augenblick länger fest und sagte:

„Ich hatte nicht erwartet, Euch hier zu treffen, Jungfrau, doch hoffte ich, Euch auf dem Burghof zu sehen. Ich hörte, daß morgen der Schartenberger einreitet, Euch zu begehren und das alte Wort einzulösen. Laßt mich hoffen, daß mein Wunsch für Euer bestes Glück erfüllt wird!"

„Ich danke Euch," erwiderte Jutta einfach. Sie war sehr bleich, sah aber ruhig zu Elben auf, neben dessen stattlicher Gestalt ihre ansehnliche Größe klein erschien. Es lag etwas auf ihrem Gesicht, im Tone ihrer Stimme, was den Ritter

ergriff und ihm wie eine hilflose Ergebung erschien. Einen Augenblick trat die Versuchung an ihn heran, schützend den Arm, um sie zu legen und der ganzen Welt zum Trotz, sie für sich zu begehren. Mit gewaltsamer Anstrengung drängte er jedoch den Gedanken zurück, der ihm heiß vom Herzen zum Kopf gestiegen war, und sich etwas vorbeugend, sagte er ermutigend:

„Wir thun, was recht ist, Jutta, was wir zu thun schuldig sind. Daran allein dürfen wir denken und müssen mutig den Weg weiter gehen, auf dem uns die Heiligen geleiten und helfen werden."

Sie sah ihn an und neigte dann sanft ihr anmutiges Haupt.

„Ich werde meine Pflicht thun," sagte sie leise; dann standen sie schweigend nebeneinander.

„Ich muß noch nach dem Burghofe kommen," nahm Elben nach langer Zeit wieder das Wort. „Ich habe dringend mit Euerm Großvater zu reden."

„Er ist hier," entgegnete Jutta und deutete mit der Hand nach der Seite, wo Romrod eben in die Schranken getreten war, um sich von dem jungen Magdeburger dessen Armbrust zeigen zu lassen.

„Ah, er betrachtet sich die neue Waffe, einen Stahlbogen, welcher durch eine Winde stärkere Spannung erhält, als die Hand sie zu geben vermag. Eine gefährliche Waffe ist's gegen Fußknechte, doch ohne Gefahr gegen Harnisch und Schild. Es werden nicht viele lernen, mit ihr umzugehen; sie ist schwer und ermüdet den Arm."

„Ihr traft aber gleich das Ziel," sagte Jutta mit bewundernder Schüchternheit.

Des Ritters Auge leuchtete auf. Er freute sich, daß man ihn vor Jutta gerühmt und diese auf sein Lob gemerkt hatte.

Es war noch immer etwas von der alten ritterlichen Weise der Minnesänger im Verkehr zwischen Männern und Frauen jener Zeit zurückgeblieben. Der Ritter rühmte zwar nicht

mehr öffentlich in zierlichen Liedern die Hulden seiner Herrin, noch verstand er sich zu Frauendiensten, welche unter geheimnisvollen Formen seine Kühnheit, Treue und Tapferkeit auf lange Proben setzten. Der Mann hatte sich wieder auf den natürlichen Standpunkt erhoben, auch in der Form seiner Werbung sich wieder zum Herrn des Weibes gemacht. Aber noch immer hatte Frauenlob guten Klang, und Tapferkeit und Wehrhaftigkeit waren damals nicht Eigenschaften, sondern Tugenden, deren gerühmt zu werden die Besten erstrebten. Deshalb erfreuten den Ritter des Mädchens Worte.

„Erzählte man es Euch?“ fragte er. „Es ist nicht so schwer, als es den guten Leuten hier scheint. Mein Arm — und er hob denselben im Bewußtsein seiner Kraft und Stärke mit Stolz — ist doch geübter, Waffen zu führen, als der dieser Bürger, welche die ganze Woche an ihren Dreh- und Schnitzbänken, in ihren Werkstätten und Gewölben mit zierlicher Hantierung beschäftigt sind. Aber wollt Ihr nicht vortreten und Euch das Ding selbst ansehen?“

Willig folgte sie der Aufforderung des Voranschreitenden, welcher ihr Platz verschaffte.

Zehntes Kapitel.

Als Herr von Romrod den Ritter erblickte, der mit seiner Enkelin herantrat, reichte er ihm erfreut zu herzlicher Begrüßung die Hand. Die neue Waffe, welche er hielt, gab ihm gleich den Anlaß zu Lob:

„Ich hörte schon, Konrad, daß Du hier bist und einen guten Schuß thatest. Dieser junge Geselle," er deutete auf den Magdeburger Bürger, der mit bescheidener Miene, aber selbstbewußter Haltung zur Seite getreten war und welchem Konrad reundlich zunickte, „erklärte mir eben die Einrichtung und wollte mir gern einen Schuß vergönnen; aber ich will es der Jugend überlassen. Wenn man alt ist, hört man nicht gern über sich lachen und ist des Heilrufes nicht mehr sicher, wenn die Hand ungewohnte Dinge verrichten soll."

„Erlaubt, Herr, daß ich widerspreche," versetzte der Magdeburger höflich. „Die Hand eines Ritters ist schnell mit jeder Wehr vertraut; doch selbst, wenn der Schuß mißlänge, würde es niemand geziemen, zu lachen!"

„Es ist nicht so schwierig, wie's scheint," redete Elben zu. „Wer so tapfer, wie Ihr, das schwere Schlachtschwert geschwungen, kann seines Armes gewiß sein. Sehet, Herr, wie stark die Winde den Bogen zu spannen vermag; schon dadurch muß der schwere, scharfe Bolzen schneller, gerader und weiter fliegen als der leichte Pfeil von der Senne des Bogens, den jeder Windstoß treibt."

Elben hatte bei diesen Worten die schwere, ungefügige und ziemlich lange Waffe ergriffen, den Bogen gespannt, den Bolzen in das zu seiner Aufnahme bestimmte Rohr gethan und hielt mit frei erhobenem linken Arm die Waffe so ruhig, als sei sie ein leichtes Stöcklein. Einen Augenblick nur zielte er nach dem bunten Holzvogel auf hoher Stange, dem möglichst kleine Späne abzuschießen es galt, dann drückte er mit der rechten Hand den Schnepper los, und der Bolzen traf sein Ziel so genau, daß rings umher laute Zurufe ertönten.

Auch der Ratsherr mit seiner Hausfrau und Ritter Werner von Bischoffshausen traten herzu. Frau Ursula zog Herrn Konrad ins Gespräch, und nachdem die Ritter mit dem Fremden noch einiges über die neue Waffe gesprochen, von welcher die Städter großen Erfolg erwarteten, verabschiedeten sie sich mit höflichem Danke von dem jungen Gesellen und verließen die Schranken.

Zu den Tischen zurückgekehrt, wandten die Männer, deren Kreis sich ansehnlich vergrößert hatte, das Gespräch, wie immer in diesen Tagen, der Lage des Landes zu. Trotz der Anwesenheit der Herzogin und ihres Sohnes, trotz der großen Partei, welche sie sich erworben und trotz ihrem guten Recht war dieselbe nach außen weder friedlich noch gesichert.

„Ich habe sichere Kundschaft," sagte Ritter Werner von Bischoffshausen, ein Mann in der Blüte der Jahre, von kräftiger Gestalt und energischen, gesund geröteten Gesichtszügen, „daß Heinrich von Meißen, den sie den Erlauchten nennen, seine Ansprüche auf Hessen nicht aufgegeben hat. Noch weniger thut dies seine Umgebung, die ihn fortwährend drängt, sein Erbrecht, sowie die Belehnung des Kaisers geltend zu machen."

„Hessen ist kein Reichslehn und ist's auch vormals nicht gewesen," entgegnete Romrod. „Es wurde freies Eigentum der Landgrafen von Thüringen durch Beerbung des Gisonischen Grafengeschlechtes und manches andern, wohl auch durch Kauf. Durch solche Erbschaft ist es der Herzogin Eigentum und s o l l e s b l e i b e n!" setzte er mit Nachdruck hinzu.

„Was soll uns auch ein Herr in Meißen nützen?“ fragte Werner Wenigen. „Nein, hier, mit uns, bei uns, unter uns soll unser Herr wohnen!“

„Die Bürger von Eisenach erkennen gleichfalls Sophie als ihre rechtmäßige Erbin an. Sie haben eine Botschaft zu ihr gesandt und die Huldigung zugesagt. Sie hat große Lust, dahinzugehen und den Anspruch anzuerkennen,“ berichtete Konrad von Elben. „Ich weiß nicht, ob uns Nutzen daraus erwachsen wird. Eisenach liegt weit ab. Als die Landgrafen auf der Wartburg saßen, waren ihre Augen mehr auf die Thüringer Berge, denn auf das Hessenland gerichtet.“

„Auch meine ich, wir haben uns das Herrlein erwählet, weil wir einen Fürsten unter uns haben wollen,“ erinnerte der Ratsherr, der niemals die Gründe aus den Augen verlor, die für ihn am meisten bestimmend gewirkt hatten.

„Gewiß darum,“ bestätigte Ritter Konrad, „hauptsächlich aber doch wohl, weil das Recht des jungen Herrn Heinrich dem des Herrn von Meißen vorangeht und weil wir vor allem wollen, daß aus Recht und Gerechtigkeit dem Lande Segen erblühe.“

Die Zuhörer nickten, und Herr von Romrod erklärte:

„Nach Recht und Gerechtigkeit gehört freilich Eisenach mit Wartburg auch der Frau Sophie. Beides war früher, als Hessen uralter Allodialbesitz ihrer Väter, hat jedoch stets zu Thüringen gehört und liegt unserm Lande hier entfernt. Wer zu weit mit der Hand greift, kann das Nahe nicht halten. Ich habe der Herzogin meine Bedenken nicht verhehlt. Sie hängt aber an der Burg, in der ihre Wiege stand, und an welcher alle rühmlichen Erinnerungen ihres Geschlechtes haften. Deshalb möchte sie hinreiten, einen Tag mit ihrem Vetter zu halten und sehen, wie weit er Frieden gewähren will!“

„Und sie hat recht damit,“ stimmte Bischoffshausen lebhaft zu. „Warum soll sie nicht nach dem Fernen greifen dürfen? Ist sie des Nahen doch sicher? Aber daß sie mit stattlichem Gefolge gehe, dafür müssen wir Sorge tragen! Der Markgraf und seine

Getreuen müssen sehen, daß sie nicht als Bettlerin kommt und auch zu behaupten vermag, was sie fordert. Ich halte auch nicht dafür, daß das reiche Eisenach mit Wartburg eine Schädigung für uns sei; denn wann war Macht eine Schande?"

„Wozu bedarf sie so großer Macht?" fragte der bedächtige Ratsherr, dem immer das Nächste am Herzen lag. „Was hat uns die Macht weiland Landgraf Heinrich Raspes genützt? Derweilen er um die Königskrone stritt, hat sich Mainz hier im Lande überall Lehen erworben, Güter eingezogen und dieselben an landfremde Ritter vergabt, welche nun Wege und Straßen unsicher machen. Es hat sich den Schutz über Klöster und Dörfer angemaßt und mengt seine begehrlichen Hände in alle Angelegenheiten."

„Gerade darum," fiel Werner Bischoffshausen dem Bürger in das Wort, „bedürfen wir einer mächtigen, weltlichen Macht. Immer wird Mainz der schlimmste Feind sein, und wir haben ihn mitten unter uns. Die Herzogin ist eine feine, kluge Frau. Bringt sie es im Frieden mit dem Meißner fertig, gelingt es ihr, sich Bündnisse mit andern Fürsten zu schaffen, so kann das dem Lande nur nützen. Noch hat der Kaiser die Anerkennung unserer Wahl nicht erteilt, und allein, wie wir stehen . . . ."

„Der Anerkennung bedürfen wir nicht," rief Elben dazwischen. „Frau Sophie ist unbestrittene Erbin nach herrschendem Brauch und Recht, und wie der Landrichter von Romrod schon sagte, Hessen ist noch niemals Reichslehn gewesen. Das hat auch Kaiser Friedrich II. dadurch anerkannt, daß er dem Erlauchten die Lehnsanwartschaft auf Thüringen allein erteilte. Was das Erbrecht anlangt, so müßten wir allerdings die Ansprüche der Herzogin auf Eisenach und Wartburg unterstützen."

„Damit sie auf jene stolze Burg hinziehe und das Land, welches sich den jungen Fürsten erwählt und berufen, wieder sich selbst überlassen bleibe," grollte Werner Wenigen verdrießlich.

„Immer besser auf Wartburg denn auf Marburg," antwortete Bischoffshausen und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Die

Herzogin ist eine kluge Frau, aber die deutschen Herren sind am Ende doch noch klüger als sie, und könnten ihr und dem Sohne eines Tages lehren, es sei besser und heilsamer, Kirchen und Klöster zu bauen, als Städte und Burgen!"

„Sankt Elisabeth hat das auf Wartburg gelernt," rief der Ratsherr gereizt.

„Sankt Elisabeth war eine Heilige, deren Thun über unserer weltlichen Erkenntnis steht," beschwichtigte Romrod und setzte mit feinem Lächeln hinzu: „Ich meine, erkannt zu haben, daß Frau Sophie mehr nach irdischem Gut trachtet, als ihre heilige Mutter je that!"

„Dem Einflusse der Pfaffen war ihr Geschlecht stets zugänglich. War nicht Heinrich Raspe der Pfaffenkönig? Deshalb halte ich dafür, daß fern von der Kutte sich zu halten das beste für sie ist, und der Deutschmeister . . . ."

„Ich lobe es, daß die Herzogin es jetzt nicht mit dem Herrn verdirbt," fiel Elben dem Ritter von Bischoffshausen ins Wort. „Sie handelt klug, ihm die Hoffnung auf die Tochter St. Elisabeths zu belassen; denn sie kann keines Anhangs entraten. Aber ich hörte sie eines Tages dem Deutschmeister eine feine Antwort geben, als er in langer Ansprache der hohen Verdienste ihrer Mutter gedachte und die Hoffnung aussprach, diese würden in der Tochter neu aufleben. „Ihr vergeßt, Hochwürdigster," sagte sie ihm, „daß Sankt Elisabeth und die Landgräfin Elisabeth zwei unterschiedliche Personen sind. Wie könnte ich mich unterfangen, ein Kind der Heiligen sein zu wollen und teil zu haben an der Gnade, die erst lange nach meiner Geburt auf sie herabkam! Ich muß mir den Trost genügen lassen, daß ihre Thaten auch meine Sünden tilgen; aber Werke der Heiligkeit dürft Ihr von mir nicht erwarten!"

„Dennoch lieber Wartburg denn Marburg," beharrte Bischoffshausen.

„Sie mag sehen, ob sie die Wartburg erlangen kann," sagte ernst der alte Romrod. „An Hilfe von uns soll's ihr nicht fehlen,

und wenn es ihr gelingt, dem jungen Fürsten getreue Verwandte zu werben, so wird das ein großer Vorteil sein. Die Meinung eines alten Mannes, wie ich bin, soll sie nicht beirren. Daß wir zu ihr und dem Kinde stehen, bis das junge Herrlein selbst zu entscheiden vermag, ist beschworen und wird gehalten werden."

„Auch die Städte werden in allen Dingen thun, was sie vermögen," versicherte Werner Wenigen. „In den Dörfern," setzte er hinzu, „hat sie seit der Geschichte mit dem Weißenstein die Freien und Unfreien für sich. Ihr glaubt nicht, Ihr Herren, wie dieser Erfolg im Lande erfreut hat. Der Dorfrichter von Dittmelle, der stolz auf sein altes, ansehnliches Dorf ist und nie unterläßt, mir vorzuhalten, wie neu und gering die Gerechtsame der Stadt Kassel gegen ihr uraltes Gericht seien, meinte neulich: er möchte jetzt fast ebenso gern ein Wehrdaer, denn ein Dittmeller sein."

„Ja, es war ein glückliches und doch gewagtes Unterfangen," sagte der Ritter von Romrod. „Ich war sogleich nach Marburg geritten, als mir der Bote die Nachricht brachte, daß mein alter Marschall mit Gottfried in die Hände der Weißensteiner geraten sei. Als ich hinkam, fand ich die Sache ganz so, wie ich mir gedacht: die Aufforderung der Herzogin ohne Antwort und eine gewaltsame Einnahme der Burg ohne jede Aussicht auf Erfolg. Ich riet daher Frau Sophie, wegen Lösegeld zu unterhandeln. Sie wollte aber durchaus nichts davon hören: „daß ich ihm auf solche Weise zugestehe, er sei mächtiger als ich, daß ich dadurch allen diesen Herren ein Anrecht auf Loszahlung gebe? Nimmermehr! Erkennt er meine Forderung freier Auslieferung nicht an und schwört er mir nicht Urfehde; dann Gewalt gegen Gewalt, und wenn ich alles aufs Spiel setze! Wie kann ich meines Sohnes Recht zu festigen hoffen, wenn jeder kleine Burgherr wagt, mir zu trotzen?" Dabei blieb sie. Ich dachte schon daran, selbst in heimliche Unterhandlung zu treten, da führte sie mir eines Abends den Enkel ins Gemach. „Wünscht mir Glück, Herr Hermann," sagte sie heiter, „der Weißenstein ist mein!"

Ich konnte es kaum glauben; klang es nicht wie ein Märchen? An demselben Abend, als sie, der Gefahr glücklich entronnen, nach Wehrda kam und außer sich über den Frevel war, hatte der Sohn des Richters sich erboten, ihr die Burg in die Hand zu liefern. Sie hatte es, nachdem sich ihre Aufforderungen vergeblich erwiesen, angenommen, und die Bauern haben es fertig gebracht. Allerdings waren einige Ritter mit ihren Mannen mit im Geheimnis, die zugleich in die Thore eindrangen, um im Namen der Herzogin Besitz zu ergreifen, aber außer zum Tanze ist kein Schwert gezogen worden."

„Auch daß sie nachher den alten Ritter milde behandelte, ist klug von ihr. Er muß auf einem Thalhof wohnen, den Sohn hat sie zum Burgmann bestellt und die kleine, elternlose Enkelin in ihren Hofstaat aufgenommen. Daß sie auf solche Weise verzeihen und mild strafen kann, hat ihren Anhang sehr vergrößert."

„Und auch viel Furcht gemacht," setzte Elben hinzu. „Das schätze ich beinah noch höher. Keiner dieser Herren fühlt sich mehr sicher, manche haben Frieden geschworen. Daß sie dies Gelöbnis auch von den mächtigen Hohenfels und ihren Ganerben, den Hosekin und Slimpfs erreichte, halte ich für ebenso wertvoll, wie den Besitz des Weißenstein. Deren Sippe ist zahlreich, sie sitzen auf mehr denn einer Burg, und ihr Schutz und Trutz untereinander ist ein fester Widerstand."

„Die hohe Strafe, welche sie in Frau Sophiens Säckel zahlten, ist auch nicht wertlos," sagte der Ratsherr. „Mich dünkt nach allem, was schon seit Ankunft der Herzogin für Recht und Ordnung geschehen ist, der Tag von Maden habe uns Heil und Segen ins Land gebracht."

„Das walte Gott," sagte der Ritter von Romrod und erhob sich; denn die Nacht sank hernieder und der Brinksitzer gab schon das zweite Zeichen zur Räumung des Platzes.

* * *

Während dieser Gespräche hatte Jutta am andern Ende des Tisches zwischen Ursula und Brigitte gesessen. Bei der Unterhaltung von den Vorkommnissen des Stadtlebens fiel es der muntern Ratsfrau auf, daß Jutta nur zerstreut zuhörte, was bei ihrem sonst regen Anteil an den Tagesneuigkeiten auffällig war. Durch ihre Erziehung im Kloster, sowie durch ihre häufigen Aufenthalte auf dem Burghof beim Großvater war sie mit den meisten Einwohnern und deren Verhältnissen bekannt und vertraut.

„Was habt Ihr nur, Jutta?“ fragte Ursula endlich, als sie längere Zeit vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte. „Ich habe Euch noch niemals so zerstreut gesehen und kann doch nicht finden, was Eure Augen auf dem Breul suchen mögen.

Die Angeredete lächelte und strich sich mit der Hand über die schmale, weiße Stirn:

„Sah ich nach dem Breul?“ fragte sie. „Ich weiß es selbst nicht einmal, keinesfalls suchte ich dort etwas. Du mußt heute Geduld mit meinem Kopfweh haben, Du weißt, es ist ein alter Fehler.“

„Eure Gedanken sind wohl beim morgenden Tag, Jungfrau?“ fragte Brigitte. „Mich wundert's nicht, daß sie Euch abschweifen. Wie mir Eure Magd sagte, die gestern ein buntes Band bei mir kaufte, reitet morgen der junge Ritter von Schartenberg ein, um die verlobte Braut zu fordern und die Hochzeit zu bestimmen.“

Jutta wurde bleich, aber sie nickte der Fragerin freundlich bejahend zu und war der erstaunten Ursula dankbar, daß deren wortreicher Ausbruch der Verwunderung sie einer Antwort überhob.

„Also doch?“ rief Werners Hauswirtin und schlug die Hände zusammen. „Also doch!“ wiederholte sie in einem beklagenden Ton. Ich dachte, das wäre lange vorbei. Ich dachte so ganz andere Dinge. Und nun doch! Da sitze ich nun schon länger als eine Stunde neben Euch, Ihr laßt mich von diesem

und jenem schwatzen und keine Silbe erfahre ich von dem, was Euch das Herz abdrückt."

„Das Herz abdrückt?" fragte Jutta. Es verletzte ihren Stolz, daß die junge Frau den Zustand ihres Gemüts so richtig erriet und ihrer Erkenntnis einen so unbesonnenen Ausdruck gab.

Frau Ursula fühlte die Abweisung; denn auch die langjährige Kinderfreundschaft hatte niemals bis zur Vertraulichkeit geführt. Die Schranke des Standes wurde von dem Edelfräulein niemals vergessen oder außer acht gelassen, und die Auslassungen der Freundin fanden zwar stets warme Teilnahme, aber niemals eine Erwiderung. Das war in allen ähnlichen Verhältnissen mehr oder weniger ebenso und wurde nicht als Beleidigung empfunden, sondern als notwendig und heilsam anerkannt. Daher sagte die lebhafte, kleine Frau entschuldigend:

„Ist's nicht so bei Euch, Jutta? Mir war kein Tag meines Lebens banger, als der des mich bindenden Verspruches, obschon ich selbst es so gewollt."

„Ich bin schon lange gebunden. Du weißt es ja," antwortete Jutta.

„Gewiß; aber seit lange war keine Rede davon; ich glaubte, die bedungene Zeit sei herum."

„Nein, sie ist noch nicht abgelaufen!"

„Der Schartenberger soll ein ehrenhafter Herr sein; überall rühmt man seinen freudigen Mut und seine kecke, muntere Laune," sagte Frau Wenigen überlegend. Er wird Euch Eure Ernsthaftigkeit ein wenig verleiden, und mich soll's freuen. Aber das andere hatte ich mir doch schöner gedacht!"

„Welches andere?"

Frau Ursula schaute um sich, und als sie bemerkte, daß Frau Brigitte sich zu einer Nachbarin gesetzt hatte und sich mit derselben in eifrigem Gespräche befand, rückte sie näher heran und flüsterte:

„Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, Ihr müßtet Konrad Elbens Hausfrau werden."

Jutta wurde sehr rot, aber gleich darauf noch bleicher, als sie schon gewesen war, und sah die kleine Frau mißtrauisch an. Wie hatte diese das tiefste, sorgfältigst gehütete Geheimnis ihres Herzens erfahren?

Ursula sah die Verwirrung der Jungfrau, konnte sich jedoch dieselbe nicht deuten.

„Seid Ihr beleidigt?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, nicht beleidigt, aber um aller Heiligen willen, wie kommst Du auf solche Gedanken?“

„Ja, wie kommt man auf Gedanken? Wenn ich zuweilen zufrieden und froh in meinem Hause die Wirtschaft besorgte, mein Werner mir zunickte und sein Glück pries, mein kleiner Bube mir den Kopf warm schrie und ich doch nichts Lieberes auf Erden kenne, als sein feines Stimmchen, so freute ich mich meines Reichtums und meines Besitzes. Und doch, fiel mir ein, würde in diesem Glücke nicht jeder sich zufrieden fühlen; denn was dem einen das Herz warm macht und ganz erfüllt, läßt es dem andern leer und kalt. So gedachte ich auch Eurer und wie für Euch so gar nicht passen würde, was mich so ganz glücklich macht. Wie beengt würdet Ihr Euch fühlen in der kleinen Stadt, im Verkehr mit den Nachbarn, bei den Reden hin und her. Die kleinen Gemächer, die düstern Räume, der Sitz im Erker mit dem Blick nur in die Gassen, der kleine Vorrat, womit für wenige Knechte und Mägde zu sorgen ist; wie wenig würde das alles Euch beglücken, während es mir so ganz genügt. „Jutta gehört auf eine Burg, mit dem Blick in die weite, freie Welt,“ dachte ich, „ihr Platz ist am Feuer einer weiten Halle; mag solche auch schmuckloser sein als unsere Gelasse, sie wird sie schon schmücken! Alles um Euch muß groß, weit, reichlich, licht sein, soll es für Euch passen; Ihr, als Herrin, befehlend unter vielem Ingesinde, würdet eine stattliche Burgfrau sein! Und wenn ich so an Euer künftiges Glück dachte, Jutta, war's da nicht natürlich, daß ich auch des Ritters und der Burg nicht vergaß?“

Sie sah schelmisch zu der Freundin hinüber, welche ihr freundlich zunickte:

„Das alles konntest Du auch so auf dem Schartenberg für mich denken,“ sagte sie.

„Es war nicht nur Zufall, daß ich dabei auf Herrn Konrad kam. Er hat oft mit meinem Ehewirt zu beraten und kommt auch häufig zur Stadt, wenn er von Elberberg auf seine Höfe oder nach Hasungen oder sonst wohin reitet; denn er hat immer vieles zu richten. Wenn's ihm gerade nicht eilt, so spricht er bei uns vor, nimmt freundlich einen Imbiß an, setzt sich zu mir in den Erker, erkundigt sich nach meinem Buben, scherzt auch wohl mit dem Kleinen, der nichts Lieberes kennt, als den stattlichen Ritter. Wundert's Euch da noch, daß er die Mutter gewann? Bald merkte ich wohl, wenn er so im Ausguck bei mir saß, waret Ihr seine liebste Unterhaltung. Er fragte dies und das aus unserer Klosterzeit, und daß es nicht Teilnahme für mich war, konnte ich mir doch denken. Seit ich wußte, daß es ihm lieb war, habe ich ihm öfter von Euch erzählt. Wen rühme ich lieber als Euch? Seht, so wars natürlich, daß ich Euch mit ihm zusammen dachte, da ich doch weiß, daß er Euch gern hat.“

„Ursula, besinne Dich!“ rief Jutta streng. Sie hatte die Stirn in tiefe Falten gezogen und erschien der jungen Frau im Zwielicht fast älter geworden.

„Ist es Sünde, Euch gern zu haben?“

„Du weißt, daß ich dem Schartenberg seit Kinderzeit bestimmt bin.“

„Jeder weiß es im Hessenlande. Auch Herr Konrad weiß es. Er sprach einmal davon und sagte, kein anderer Mann dürfe sich um Euch bewerben, bevor die von Eurem Vater bedungene Frist abgelaufen sei. Nehmt's nicht für ungut, aber ich bin wirklich froh, daß ich nicht ritterbürtigen Geschlechts bin! Die bürgerliche Sitte gefällt mir besser. Da stellen wohl die Alten den jungen Leuten vor, wie es sich zusammen schickt und paßt, aber die, welche miteinander leben müssen, dürfen doch auch ihre Mei-

nung sagen. Das habe ich auch dem Ritter gesagt. Der nickte zu allem und meinte: wahr sei es schon, aber er und ich würden's nicht ändern. Nun, er vielleicht nicht, ich aber ganz gewiß, wenn's mich beträfe und ich meine guten Gründe hätte."

„Beruhige Dich, Ursula! Ich hätte es auch geändert, wenn ich gute Gründe gehabt hätte," versicherte Jutta. „Aber wäre es ein guter Grund gewesen, zu sagen, Du hättest Dir mein Los anders gedacht?"

„So war es Euer Wunsch, Jutta, den Euch fremden Ritter wollt Ihr nehmen?"

„Ich sah ihn in Marburg," antwortete sie ausweichend.

Frau Brigitte kam mit ihrer kleinen Kinderschar, welche sie zusammengerufen hatte, wieder heran; es war Zeit zum Aufbruch.

Die Männer hatten sich erhoben und Herr Hermann winkte der Enkelin zu. Gemeinsam verließ man den Platz. Während die Frauen voranschritten, folgten die Ritter und der Ratsherr langsamer in eifrigem Gespräche. Bald war die nahe Stadt erreicht.

In den Gassen war es noch lebhaft, der Aufenthalt im Freien war an diesem schönen Abend den engen düstern Gemächern vorzuziehen; überall saßen die Bewohner auf Bänken und Schemeln vor den Häusern, während durch die offenen Thüren warme Sommerluft in die tiefen, düstern Gelasse einströmte.

Vor einem der ansehnlichsten Häuser am Markt, gerade da, wo sich derselbe zu der schmalen Gasse verengte, welche zum Kirchplatz und dem darüber gelegenen Burghof führte, blieben die Frauen stehen und warteten auf die Herren. Hier mußte Frau Ursula sich verabschieden; denn man war vor dem vielfach bewunderten Wohnhaus des Rats- und Handelsherrn Wenigen angelangt. Ein vorspringender Erker, welcher der schaulustigen Hausfrau erlaubte, die Straße hinauf und den Markt hinunter zu sehen, sowie reiches Schnitzwerk an der runden Hausthür und allen sichtbar werdenden Teilen der Balken machten es zwischen seinen unscheinbareren Gefährten leicht kenntlich.

Diese Schildereien waren in ihrer Art kleine Kunstwerke und der Stolz des Hausherrn, der es liebte, wenn man sie betrachtete und seine Erklärungen sich dazu erbat. Dies war eine keineswegs unnötige Bemühung des gefälligen Ratsherrn; denn der Sinn der Bilder lag oft tiefer, als die Gedanken der meisten einzudringen vermochten. Biblische Geschichten, Legenden, Sagen und Götterlehre der Griechen und Römer waren hier, seltsam gemischt, zur Darstellung gebracht, und noch seltsamer durch allerlei Schnörkel und Arabesken verbunden. Aber am heutigen Abend hatte niemand Augen und Sinn für diese Herrlichkeiten, am wenigsten Herr Werner selbst, dessen Magen sich gegen jede Zurücksetzung auflehnte und dem heute der Abendimbiß um mindestens eine Stunde sich verschoben hatte.

Die Verabschiedung war kurz; selbst Ursula beeilte ihre Rede, als sie die Stimme ihres Kindes hörte. Lachend zeigte sie nach dem Dache, von welchem zwei gräulich gewundene Drachen weit vor- und herabhingen, um gelegentlich das Regenwasser in die ungepflasterte Straße zu ergießen, von der es dann selbst sich Abfluß suchen durfte.

„Gute Nacht, Drachen-Jungfrau,“ rief sie und verschwand durch die kleine Thür in den großen, dunkeln Hausflur, aus dem eine feuchte, kellerige Luft in die warme Mainacht drang.

Elben und Bischoffshausen begleiteten den Ritter und Jutta noch weiter die Gasse hinauf bis zu der Herberge, in welcher sie einzukehren pflegten.

Konrad schritt neben Jutta und sagte einige Worte über das Abenteuer unter den Dachtraufen.

„So wißt Ihr auch davon?“ fragte sie.

„Glaubt Ihr, Frau Ursula hätte darüber schweigen können? Sie liebt Euch sehr, Jutta!“

„Ja,“ erwiderte sie einsilbig und setzte dann nach einer kleinen Pause hinzu: „Wir waren lange im Kloster beisammen; sie meint es sehr treu, aber sagt zuweilen zu viel.“

„Nein, sorgt nicht darum, sie sagte nie etwas, was sie

nicht sagen durfte," antwortete er mit Beziehung. „Aber sie begreift nicht, daß es für uns beide eine Pflicht giebt, die höher steht als Herzenswünsche."

Jutta antwortete nicht, und schweigend erreichten sie die Herberge, vor welcher Romrod und Bischoffshausen schon angelangt waren.

Elben reichte Jutta die Hand.

„Werdet glücklich!" sagte er leise und bewegt; dann wandte er sich rasch zu dem alten Ritter, um auch diesem seinen Abschiedsgruß zu sagen, da er morgen mit der Sonne aufbrechen müsse.

„Warum willst Du nicht bleiben und heraufkommen, um meiner Enkelin und mir die Ehre zu erzeigen?" fragte Romrod.

„Ich kann es nicht, es ist unmöglich," antwortete er gepreßt und verabschiedete sich.

Auch Herr von Bischoffshausen grüßte die Jungfrau artig mit gutem Wunsche; er wollte bleiben und als Zeuge beim festlichen Verspruch auf dem Burghof erscheinen.

* * *

Als Jutta am späten Abend dieses bewegten Tages im Fenster lehnte und das weite, schöne Thal überblickte, welches vom Mondlichte sanft erhellt, in friedlicher Ruhe vor ihrem Auge ausgebreitet lag, da war auch Frieden in ihrem Herzen eingekehrt. Sie war entschlossen, die von ihrem verstorbenen Vater ihr auferlegte Pflicht getreulich zu erfüllen. Einer, dessen Achtung ihr noch wertvoller war als seine Liebe, hatte für sich und sie diese Pflicht anerkannt; das hatte den Widerstreit in ihr geendet. Heilig und hoch wollte sie dieselbe ihr ganzes Leben lang halten; das hatte sie sich und der heiligen Jungfrau gelobt.

Höher als alles sollte fortan die Treue des Wortes ihr gelten, das, ob gern oder ungern gegeben, erfüllt werden sollte, in guten und bösen Tagen!

Mit diesem Vorsatz im Herzen und diesem Gelöbnis auf den Lippen kniete sie nieder zum Abendgebet.

Elftes Kapitel.

Die Herzogin Sophie hatte ihren sehnlichen Wunsch erreicht und war mit großem Gefolge in Eisenach angelangt.

Der Aufbruch dahin hatte eine längere Zögerung erfahren, weil sie, gemäß dem Verlangen der hessischen Städte und Ritter, auf der Burg ihrer Väter nicht ohne ein ansehnliches Gefolge erscheinen wollte, das Aufgebot der Mannen aber und die Rüstungen zu dem Zuge durch mancherlei Zwischenfälle gehemmt worden waren. Der ganze Sommer und Herbst des Jahres 1249 war verstrichen und das neue Jahr angebrochen, als endlich alle Hindernisse beseitigt waren.

Geleitet von vielen angesehenen hessischen Rittern und gefolgt von mehr als achthundert Reitern in glänzender Wehr und Ausrüstung, erschien nun Sophie im Thüringer Land und wurde von der Stadt Eisenach festlich empfangen.

Die Bürger hatten ihre Häuser und Straßen aufs beste geschmückt und waren in reichem prunkvollen Aufzug der Fürstin bis zum Weichbild der Stadt entgegengezogen.

Edelleute und Prälaten erklärten sich bereit, ihr und ihrem Knaben den Lehnseid zu leisten, zu dem sie durch Besitzungen in Hessen mannigfach verbunden waren. Hatte doch die lange Zusammengehörigkeit beider Landschaften viele Beziehungen veranlaßt, und trugen doch auch Thüringe in Hessen

Güter zu Lehen, welche sie zu persönlicher Heeresfolge oder zu Dienstleistungen ihrer Hintersassen verpflichteten.

Von der alten Feste Wartburg begrüßte das weithin sichtbare Wehen der Fahnen in den rot-weißen Farben die einziehende Herrin.

In sichtbarer Bewegung war sie in die ansehnliche Stadt eingeritten, wo sie die ersten glücklichen Jahre ihrer Kindheit verlebt, aber auch den ersten, nie vergessenen schmerzlichen Eindruck ihres Lebens empfangen hatte.

Wie erwachte die Erinnerung an die Vergangenheit, da sie jetzt durch die belebten Straßen zog!

Während die helle Sonne des klaren Februartages alles heiter und freundlich erscheinen ließ und der grüne Schmuck der Tannenzweige einen erfreulichen und veränderten Anblick den Weg entlang bot, den man sorgfältig gereinigt und mit hellem Sande bestreut hatte, erkannte Sophie doch sehr wohl die schmale Gasse, durch welche man sie als Kind an einem trüben, kalten Dezembertag von der Wartburg zu ihrer Mutter herabgeführt hatte.

In frommer Schwärmerei hatte diese sich am Tage zuvor den Vorstellungen ihres Schwagers Heinrich Raspe wegen ihrer allzureichen Almosenspenden entzogen und im Stalle einer ärmlichen Herberge der Stadt eine Unterkunft gesucht. Die Landgräfin hatte diese Demütigung als eine Gnade Gottes und der heiligen Jungfrau dankbar auf sich genommen und die Mönche des Barfüßerklosters ersucht, für diese ihre Heimsuchung mit Trübsal ein Tedeum zu singen; aber Sophie, obgleich damals noch ein zartes Kind, hatte das Elend jener Tage empfunden. In ihrem Herzen lebte es wieder auf, als sie die alte Stätte sah und sie wunderte sich über die Lebhaftigkeit, mit welcher sie sich mancher Einzelheiten jener Unbill jetzt wieder entsann.

Da war das Haus noch, in welchem die Kinder damals mit der Mutter im engen, kalten Gemach hungernd, durstend und frierend geweilt hatten. Da war die Stelle des Weges,

wo ein altes Weib, welches oft genug Almosen aus der Landgräfin Hand empfangen, diese in den Kot der Straße stieß, weil sie ihr nicht gleich ausgewichen war. Geduldig und freundlich hatte die Mutter sich den Schmutz vom Gewande gewaschen, aber die kleine Hand der Tochter hatte sich im Zorn geballt, und noch in der Erinnerung an alle hier verlebte Schmach zog sich das Herz Frau Sophiens schmerzlich zusammen.

Wenig paßte zu diesen Gedanken das Jauchzen und der Jubel der bunten, bewegten Menge, welche den Zug auf dem steil ansteigenden Weg zur Wartburg begleitete. Aber längst gewöhnt, eigne Gefühle zu unterdrücken, wo es galt, für ihres Kindes Recht und Vorteil zu handeln, schüttelte die besonnene Frau diese trüben Erinnerungen gewaltsam ab und zwang sich, der Umgebung ein ebenso heiteres Gesicht zu zeigen, als man es ihr entgegentrug. Mit mütterlichem Stolze sah sie ihren Sohn auf seinem kleinen Pferde neben sich und freute sich der liebevollen Sorglichkeit, mit welcher sein unzertrennlicher Gefährte Gottfried an seiner andern Seite die Leitung des Tieres überwachte; denn der Knabe selbst war viel zu beschäftigt mit Auge und Ohr, um gehörig auf den steinigen, steilen Weg zu achten.

Heinrich stand nun in seinem siebenten Lebensjahr und war ungemein kräftig entwickelt und blühend. Sein lebensvolles Antlitz, sein freundlich teilnehmendes Wesen war wohl angethan, die Bevölkerung mit freudiger Hoffnung für die Zukunft zu erfüllen, und kaum weniger stolz als die Mutter schauten die Hessen, welche im Gefolge der Fürstin ritten, auf ihren erwählten Erben.

Das wunderbare und heilige Gefühl der Liebe und Treue, welches man einem jungen, hoffnungsvollen Fürstenkinde entgegenbringt, von dem man in Zukunft Heil und Segen, Ehre und Ruhm für das Vaterland erwartet, hat zu allen Zeiten im deutschen Volke gelebt. Keine andere Liebe ist so rein und uneigennützig, als die Liebe eines guten Unterthanes zu seinem Fürsten. Sie hat etwas von der Hoheit und Heiligkeit der

Mutterliebe an sich: denn nichts für sich selbst begehrend, ist sie bereit, Hab' und Gut, Ehre und Leben einzusetzen, ohne den Anspruch einer Vergeltung in gleichem Maße zu erheben. Sie will nichts dafür als das Recht, so opferbereit denjenigen lieben zu dürfen, den sie ihren Fürsten nennt.

Auf der Wartburg war die Brücke zu dem einzigen Eingang, den sie bietet, gesenkt, und die festen Thore waren weit geöffnet. Vom hohen Turme herab wehte das Banner mit dem Löwen, und im Burghof erglänzte manche Thräne im Auge der alten Diener, als sie mit Willkommen- und Heilrufen die Tochter des alten Geschlechts mit ihrem Sohne begrüßten.

Alle vertrauten Freunde ihrer Kinderjahre traten der edlen Frau entgegen, und der Geheime Rat und Beichtvater ihres verstorbenen Oheims, der gelehrte Graf Elger von Hohnstein, Abt des Dominikanerklosters zu Eisenach, begrüßte sie mit warmen Worten. —

Der Marschall Hellwig von Goldbach mit seinem Sohn Christian, dem Burgmann der Feste, dessen Hausfrau Bertha vom Stein, eine Gespielin der Herzogin, der Kaplan Magister Hugo und der hochbetagte Kanzler des landgräflichen Hofes, Heinrich, der tugendhafte Schreiber genannt, traten herzu und überzeugten sich, daß sie alle im Gedächtnis der Herzogin fortgelebt hatten.

Sie atmete hoch auf in der alten, lieben, vertrauten Umgebung, wo jeder Blick auf Bekanntes fiel und nur freudiges Gedenken in ihr erweckte.

Die Landgrafen hatten hier oben eine reiche, glanzvolle Hofhaltung geführt, und frohe, sorgenlose Tage der Kindheit hatte Sophie hier verlebt. Sie hafteten wie hell leuchtende Sterne in ihrer Erinnerung und um so strahlender, als kein anderes gleichhelles Bild sie verdunkeln konnte. Der unwürdigen Lage in Eisenach hatten die Verwandten der Mutter, der Bischof Egbert von Bamberg und die Äbtissin Mathilde von Kitzingen, sie zwar bald entzogen, aber so heiter wie auf der väterlichen Burg ge-

staltete sich das Leben für die der Heimat Entrissenen nirgends wieder.

Nun aber war sie heimgekehrt. O, möchte die alte Heimat ihrer Väter dem neuen Geschlecht des Sohnes noch nach Jahrhunderten die Stätte sein, von der aus Segen und Gedeihen sich im Lande verbreitete! Das war das Gebet, welches wortlos aus ihrem Herzen aufstieg, als sie mit dem Sohne an der Hand die Stufen emporstieg, welche in die alte Halle einführten.

Aufregende Tage folgten diesem Einzug. Der steile, seit lange einsame Burgweg wurde den ganzen Tag nicht leer von Kommenden und Gehenden. Die angesehenen Bürger Eisenachs erschienen, um nochmals der Tochter ihres alten Fürstengeschlechts ihre Ergebenheit zu versichern, allen voran der Ratsherr Heinrich Velsbach, der in den Versammlungen der Bürger mit Feuereifer für das Recht der Herzogin und ihres Sohnes gekämpft hatte.

Auch von den alten Edelleuten waren manche gekommen, sie zu begrüßen. An einem der ersten Tage schon der alte Schenke, Herr Rudolf von Vargula mit seinem Sohn Walther, Hartwig von Erffa, Ludolf von Berlstädt, die Herren von Wangenheim, Döllstädt, Stranze, Lupnitz, Kobstädt und Frankenstein. Auch die Brüder der Frau Bertha von Goldbach, Tutto vom Stein und Heinrich, der nach seiner Burg von Frankenstein sich benannte, das alte Wappen des Geschlechts, schwarze Balken im silbernen Feld, aber fortführte. Ihre alte, reich begüterte Sippe hatte sich von der Stammburg Stein im Werrathal weit ausgebreitet und auch in der Landschaft Hessen Güter zu Sontra und an der Werra erworben.

Heute war auch der Erbtruchseß von Thüringen, Herr Hermann von Schlotheim, eingetroffen, hatte den Bewillkommnungsgruß des Markgrafen überbracht und die Botschaft, daß derselbe andern Tags von Mittelhausen, wo er eben einen Landtag hielt, zur Begrüßung seiner Muhme herbeieilen würde.

Die Herzogin verhehlte sich nicht, daß bei aller Herzlichkeit, welche man ihr persönlich entgegenbrachte, der Empfang von seiten dieser Herren doch nicht so ohne Rückhalt war, wie der in Hessen ihr zu teil gewordene. Im Gespräch wurde die Anerkennung ihrer Ansprüche sorgfältig umgangen, und auf bezügliche Fragen erhielt sie die ausweichende Antwort, daß man bei der großen Jugend ihres Sohnes diese Angelegenheit der Zeit und anderer Entscheidung vorbehalten müsse. Ja, Frau Bertha Goldbach, welche sich in Erinnerung der gemeinsamen Kinderspiele besonderer Vertraulichkeit der hohen Frau erfreute, sagte ihr, daß die Ritter und Herren mit ihrer Huldigung warten wollten, bis unter eines allgemein anerkannten Kaisers Regiment ein Richterspruch zwischen beiden Erben entscheide. Leicht war zu erkennen, daß Heinrich von Meißen viele Freunde hatte, und der klugen Fürstin blieb auch nicht verborgen, daß sie in der Stadt nur bei wenigen auf unerschütterliche Treue rechnen konnte. Sie fand die Verhältnisse, wie man es ihr in Hessen vorausgesagt hatte, bei weitem hier nicht so günstig für ihren Sohn wie dort, wenn man auch anerkannte, daß sein Erbrecht nach altem Landesbrauch dem des ältern Stammes vorausgehen mußte. Daher war es natürlich, daß die Herzogin sorgenvoll aussah, als sie nach dem frühen Abendimbiß in der Halle in einem kleinen Gemach des „hohen Hauses“ in der tiefen Fensternische saß und ihr Auge gedankenvoll auf dem Lande ruhen ließ, welches nach dieser Seite der Burg hin in großartiger Pracht und Schönheit sich ausdehnte.

Während der Nachmittagsstunden hatte der Erbtruchseß von Schlotheim lange bei ihr verweilt. Die Herzogin hatte bald herausgefühlt, daß er, ein treuer Diener seines Herrn und demselben in persönlicher Liebe ergeben, niemals die Gerechtigkeit ihrer Ansprüche anerkennen würde. Er war weit in der Welt umhergekommen, hatte an vielen Fürstenhöfen verweilt und verstand sehr wohl, mit jedermann in feinster Sitte zu verkehren; an der Aufrichtigkeit seiner höflichen Worte

zweifelte sie aber und hatte keine Neigung, von seinen guten Diensten, die er ihr als Vermittler anbot, Gebrauch zu machen.

Nach ihm war Velsbach gekommen. Seine feurige, ehrliche Ergebenheit hatte ihr nach der glatten, kühlen Weise des Vorigen wohl gethan. Sie glaubte, daß er die Treue bis zum Tode halten würde, deren er sie in hohen Worten versicherte, zweifelte aber, daß viele Bürger der Stadt ebenso wie er bereit sein würden, dem Rechte ihres Sohnes jegliches Opfer zu bringen.

Tief fühlte sie daher in dieser Stunde den Unterschied zwischen ihrer Lage in Hessen und hier.

Dorthin hatte man sie mit dem Sohne aus fernem Lande berufen. Mit rückhaltlosem Vertrauen, opfermutig und einmütig hatte man sie empfangen und war bereit, Gut und Blut, Ehre und Leben für ihren Sohn einzusetzen. Hier hatte die Stadt ihr Erbrecht anerkannt, ihr die Thore geöffnet und sie gastlich begrüßt. Man hatte der Tochter des alten Herrschergeschlechts damit alle Ehre erwiesen, aber im ganzen verhielt man sich abwartend, und sie fragte sich, ob sie recht gethan und klug gehandelt habe, hierher zu kommen.

In solche ernste Gedanken versunken, hatte sie fast vergessen, daß sie nicht allein war. Auf dem mit weichem Pfühl belegten Steinsitz ihr gegenüber saß ein Greis, dessen weißes Haar in dünnem Gelock eine hohe, gefurchte Stirn umgab. Ein voller weißer Bart, der Lippen und Kinn bedeckte und weit auf die Brust herabhing, verbarg den eingefallenen Mund, aber aus einem frischen, gesund geröteten Antlitz blickten noch lebhafte blaue Augen und ruhten mit inniger Teilnahme auf der jungen Fürstin. Er trug den weiten, langen Rock von feinem dunkeln Tuche der reichen Bürger, und die goldene Halskette sowie das kurze Schwert am schwarzen Gurt bezeichneten ihn als Würdenträger einer Stadt. Es war Herr Johannes Gulden, der Schöffe von Kassel, ein zuverlässiger treuer Mann, dem alle Glieder ihres Hauses vertraut hatten und von dem auch Frau Sophie wußte, daß er ihr in vollster Hingebung zugethan war.

Die Stille im Gemach, nur durch das Knistern und Sprühen der Kaminfunken unterbrochen, hatte schon eine Weile gewährt, als die Fürstin aufsah und dem liebevoll auf ihr ruhenden Auge des alten Mannes begegnete.

„Verzeiht, Herr Johannes," sagte sie, ihm die Hand reichend, „daß ich Euch zu bleiben bat, als der andere ging, und nun da sitze und ins Leere sehe, als hätte ich Euch vergessen."

„Nennt Ihr ins Leere sehen, edle Frau, wenn Euer Blick auf all' der erhabenen Schönheit vor uns ruht, auf dem fruchtbaren Thale, den hohen Bergen im immergrünen Schmuck schlanker Tannen und auf der reichen Stadt mit ihren Häusern, Klöstern und Kirchen? Laßt diesen Anblick Euer Herz erheben und seid getrost, daß Gott, der Euch und Euern Sohn hierher geführt und Euch vergönnt, Auge und Herz an der ewig unvergänglichen Schönheit der Heimat zu erheben, Euch alles zu herrlichem Ende führen wird."

Die Herzogin seufzte tief.

„Gewiß, Herr Johannes, des vertraue ich sicher; denn ich will ja nichts, als meines Kindes Recht vertreten. Meine Hand soll für ihn nach keinem unrechtmäßigen Gute greifen; aber greifen muß ich nach dem Seinigen und es ihm zu halten versuchen! Schwerlich würdet Ihr mir raten, im Vertrauen auf Heinrichs Recht die Hände in den Schoß zu legen und zu warten, daß nun Gottes Engel kommen und seine Wege richten würden. Ich bin seiner unmündigen Kindheit gesetzt, ihn zu leiten, zu fördern, und ihm zu helfen, soweit es in meinen Kräften steht."

Sie schwieg und blickte sinnend nieder; dann sah sie den Schöffen freimütig an und fuhr fort:

„Ihr wißt aus tausendfacher Erfahrung, wie Gott einer Mutter das Gefühl ins Herz gelegt hat, zuerst, zumeist und ohne andere Gedanken für ihres Kindes Wohl zu sorgen. Einzig und allein fremden Kranken zu dienen, Hungernde zu speisen, Nackte zu kleiden, dagegen für mein eignes Kind gar nichts

zu thun, als die Hände zum Herrn erheben, wie die Heilige es that, die unsere Mutter war, das ist mir nicht gegeben."

„Das Gebet einer Heiligen," versetzte mit sanftem Ernste der alte Mann, „genügt für tausend arme Sünder; der Mütter aber können unsre Kindlein nicht entbehren. Mutterliebe und Muttersorge sind eben solche Gnadengaben Gottes wie das Gebet. „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geber," lautet ein frommer Spruch, dessen ich mich oft getröste, wenn ich sehe, daß mir zu leisten versagt ist, was andere mit Leichtigkeit thun."

Die Herzogin nickte.

„Ich bin hierher gekommen," sagte sie, „um das Erbe meiner Väter für meinen Sohn in Besitz zu nehmen. Ich habe mir gelobt, mit treuer, fester Hand nach allem zu greifen, was nach Gottes- und Menschensatzung sein ist, und es ihm zu bewahren, soweit ich irgend kann. An diesem Platze gedenke ich eines fernen Tages, an dem unsere Großmutter Sophie hier stand und meinem Bruder Hermann und mir das Land zeigte: „Siehe, sagte sie zu dem Knaben, das ist alles Dein als Erbteil Deiner Väter; sorge, daß Deine Hand es erhalte und mehre!" Ach Herr, es war eine schwache Kindeshand, welche niemals zur Manneshand erstarken konnte, auch dann nicht, glaubt es mir, wenn ein längeres Leben ihm vergönnt gewesen wäre. Hermanns Kindheit war verkümmert, ihr fehlte die Mutterliebe und Muttersorge. Der arme Knabe kannte nie den vertraulichen, freudigen Mut sorgloser Kinderzeit, er war stets in Angst und Furcht. Wenn er der Mutter nur ansichtig wurde oder gar Pater Konrads, so faltete er schnell seine kleinen, zitternden Hände und bewegte die Lippen zum Gebet, aber noch schneller ließ er die Arme sinken, wenn der Oheim nahte, dem dies mönchische Wesen verhaßt war. Niemals wagte er, mit festem Willen und blitzendem Auge zu fordern: „Ich will!" wie mein Knabe es kann und wie mich von ihm zu hören freut. Seht, wenn ich alles dessen gedenke, so frage ich mich: mußte es

so kommen, wäre es so geworden, wenn die Mutter dem Sohne sein väterliches Recht gewahrt hätte und er in Obhut und Schutz ihrer starken Liebe aufgewachsen wäre? Warum ward er nicht behütet durch das Gebet der Heiligen, warum ihm nicht bewahrt, was sein war?"

„Solche Fragen, Frau Herzogin, sind Fallstricke des Teufels; weist sie von Euch und gedenket jenes frommen Spruches. Überdies, Euerm Bruder ward bewahrt, was sein war. Nicht eine Hufe im Thüringer= noch Hessenland ging ihm verloren; daß Gott ihn früh abrief zu seinen Himmelsfreuden, könnt Ihr doch nicht als einen Unsegen deuten? Wie könnt Ihr wissen, ob es nicht das Gebet der Mutter war, welche ihn in die Schar der Seligen forderte? Verkümmert Euch den Mut nicht durch Fragen, welche Ihr nicht löst. Wenn es Euch drängt, dem Sohne die Treue als Mutter, dem Lande sie als Herrin zu erweisen, so seid gewiß, daß auch das der Wille Gottes und die Frucht des mütterlichen Gebetes für Euch ist! Heute waret Ihr den Herren gegenüber so mutig und fest und konntet auch mit blitzenden Augen sagen: „ich will!" und nun seid Ihr so gar verzagt!"

„Habt Geduld mit mir, Herr! und gedenkt, daß ich ein einsames, schwaches Weib bin, und daß mir davor bangt, Zwist und Streit im friedlichen Lande zu erregen. Mein Herz hängt am väterlichen Gute und sehnt sich, dem Sohne die reiche Stadt und mächtige Burg zu erhalten; aber ich erkenne, daß es nicht im Frieden geschehen kann. Ich habe hier viel offene Widersacher und wenig getreue Freunde. Daß die Bürger in Eisenach auch in schwerer Zeit zu mir stehen werden, wage ich nicht zu glauben."

„Und dürft Euch nicht darüber wundern," erklärte der Schöffe bestimmten Tones. „Bei uns war man überall in den Städten und auf dem Lande, in den Klöstern und auf den Burgen der Zusammengehörigkeit mit Thüringen müde. Wir liegen von diesem Lande weit ab, sind andern Stammes und haben wenig Gemeinsames in Sitte und Neigung. Eisenach aber und Wartburg gehören nach Lage und Abstammung dem Thü=

ringer Lande zu, wenn beides auch freies Eigentum der Landgrafen war und als solches Euer Erbe ist. Dadurch muß die Lage hier zwiespältig sein. Wer wie der Ratsherr Velsbach nur auf Brauch und Erbrecht sieht, der wird Euch anhängen. Wer aber an die Gemeinsamkeit des Stammes und die lange Genossenschaft denkt, wird wünschen, daß Stadt und Burg in alter Verbindung bleibe. Die Thüringe sind durch die Zugehörigkeit Hessens reich und mächtig geworden, uns aber hat die Verbindung Schaden gebracht und war uns hinderlich zum Gedeihen. Deshalb erwählten wir Euern Sohn; denn uns ist ein Herr not, dem kein anderes Land, kein anderer Stamm näher am Herzen liegt als wir. Es ist kein reiches und mächtiges Erbe, welches wir anzubieten kamen, aber unter dem Schutz und Schirm eines Fürsten, der Liebe zu Land und Leuten gewinnt, hoffen wir uns zu erheben. Auch unter uns ist viel Tüchtigkeit und unsere Treue wird den fehlenden Reichtum ersetzen."

„Daß Euch die Heimat Eurer Kindheit am Herzen liegt und Ihr dem Sohne sie erhalten möchtet, ist begreiflich. Vielleicht gelingt es Euch, die Stadt dem Lande Hessen zuzuführen. Sehet zu und seid sicher, daß Ihr in allen Lagen auf uns bauen könnt."

„Aber würde es in Zukunft meinem Heinrich ein Nutzen sein? Wird nicht vielmehr dieser Besitz immerdar ein Hindernis des Friedens zwischen ihm und dem Markgrafen bleiben?"

„Das werdet Ihr mit der Zeit erkennen; deshalb sucht sie zu gewinnen. Vielleicht sind die Bürger ernstlich gewillt, sich uns zu gesellen. Eisenach liegt der Landschaft an der Werra nicht so entfernt, als den Marken des Meißner Landes, und viele bei uns meinen, sie könne uns ein mächtiger Zuwachs werden und die feste Wartburg ein starker Schutz unserer Grenzen. Ich verstehe davon nichts. Könnt ihr morgen mit dem Markgrafen ein friedlich Verträgnis erreichen, so wird das von großem Vorteil sein!"

„Der Truchseß von Schlotheim ließ es mich hoffen. Wenn auch seine Freundschaft einen Hinterhalt birgt, so ist er doch

ein kluger Herr, und Wahrheit lag in dem, was er mir zu bedenken gab. Heinrich von Meißen ist der nächste Anverwandte meines Sohnes; er erhebt keinen Anspruch an das hessische Gebiet, auch versichert der Truchseß, er werde sich nicht mit Gewalt hier in den Besitz drängen, wenn er rechtmäßig meinem Sohn zugesprochen würde."

„Das könnte nur ein allgemein anerkannter Kaiser endgültig thun, und wo ist der?" erwog der Schöffe. „Ihr seht, daß auch der Markgraf Zeit gewinnen will. Jetzt ist er im Vorteil über Euch. Das Land ist ihm als Lehn zugesprochen; die Ritter und Herren sowie die übrigen Städte und Orte sind auf seiner Seite; große Reichtümer fließen ihm aus dem Erzgebirge zu und erleichtern seine Unternehmungen. Will er sich daher mit Euch um Stadt und Burg vertragen, und könnt Ihr Euerm Sohn an ihm einen Freund gewinnen, so weist es nicht ab."

„So geht Euer Rat also dahin, die Ansprüche an Stadt und Burg aufzugeben, Herr Schöffe?" fragte Sophie betroffen.

„Nein, edle Frau! Wie könnte ich mich solchen Rates unterfangen, nachdem die Stadt freiwillig Euch als Erbin anerkannt und die Burg sich Euch geöffnet hat," rief der Alte.

„Nein, haltet fest an dem, was Ihr habt. Will jedoch der Markgraf Brauch und Recht seines Hauses in Anspruch nehmen, die Vormundschaft über Euern Sohn zu führen, so weigert es ihm nicht; denn solches Verlangen kann er stellen und solches Vertrauen kann er nicht verraten. Die ihn kennen, rühmen ihn als einen treuen Mann voll hoher Gesinnung. Ihr aber erkennt in der Zeit, ob Ihr auf die Stadt vertrauen könnt!"

„Und Hessen?"

„Erkennt die Vormundschaft an, welche für die Landschaft keine Gefahr birgt und bleibt wie bisher in Hut der getreuen Stände und Landrichter."

Sophie nickte dem treuen Berater freundlich zu.

„Wie wird es aber, wenn ich wirklich für einige Zeit nach Brabant zurückkehren muß? Ihr wißt wohl, daß dies

notwendig werden kann! Arschott, die Stadt, auf welche mein Wittum verschrieben ist, weigert sich, mir die Summen zu zahlen, deren ich doch nicht entraten kann. Auch sehne ich mich nach meiner Tochter Elisabet, welche ich nicht vor ihrem zwölften Jahr aus Brabant hinwegführen darf."

„Dann laßt Ihr Euern Sohn in Hessen, und könnt sicher sein, daß treue Arme ihn schützen und offene Augen über ihm wachen. Teurer kann er Euch kaum sein als uns, die wir ihn mit Stolz und zuversichtlicher Hoffnung unser Kind, das Kind von Hessen nennen!" sagte der alte Mann feierlich.

Es war unterdessen fast dunkel im Gemache geworden. Das Thal lag schon in tiefem Schatten und nur die gegenüberliegenden Berge waren auf ihren Gipfeln noch von den letzten, matten Streifen des scheidenden Tages erhellt.

Aus der Stadt herauf blinkten einzelne Lichter. Eine der Kammerfrauen der Herzogin trug auf hohen, wie ein Blumenzweig kunstvoll von Eisen geschmiedeten Leuchtern brennende Wachskerzen herein und schürte die gesunkenen Flammen des Kamins zu neuer Glut auf. Mit ihr war der kleine Heinrich eingetreten und an seiner Mutter, welche aufgestanden war, vorüber zu Herrn Johannes geeilt, den er vertraulich an der Hand faßte.

„Herr Schöffe," rief er eifrig, „morgen kommt mein erlauchter Vetter von Meißen, wißt Ihr es schon, und fürchtet Ihr Euch?"

„Fürchten?" verwunderte sich Gulden in freundlichem Tone. „Ei, junges Herrlein, wer hat Euch solches vorgeredet? Auf einen Vetter freut man sich, und der erlauchte Heinrich von Meißen ist gar ein liebewerter Herr, dem Ihr Euer bestes Gesicht zeigen mögt, damit er Liebe zu Euch gewinne."

Der Knabe sah den Schöffen erstaunt an und blickte dann fragend zu seiner Mutter auf.

„Ich mag seine Liebe nicht," sagte er heftig. „Wenn er kommt, will er Stadt und Burg in Besitz nehmen und Fehden beginnen."

„Wer hat Dir so thörichte Dinge gesagt?“ forschte die Mutter ärgerlich.

„Ich hörte, daß sie draußen in der Halle davon sprachen. Ist es denn nicht wahr?“

„Nein, es ist nicht wahr!“ versicherte die Herzogin bestimmt. „Der Markgraf kommt, um uns als seine Verwandten zu begrüßen und mir seinen Schutz für Dich anzubieten. Er kommt also in freundlichster Absicht. Niemand hat etwas von ihm zu fürchten.“

„Das freut mich!“ rief das Kind leicht beruhigt. „Aber sage ihm, daß ich seinen Schutz nicht brauche. Ich habe Dich und alle meine Hessen.“

Die Herzogin zog ihn näher zu sich heran und strich ihm die langen, lockigen Haare aus der breiten, offenen Stirn.

„Wovon bist Du so heiß?“ fragte sie und sah erst jetzt, wie seine Wangen glühten.

„Wir haben gespielt. O, bitte, komm mit. Es ist ein neues Spiel. Man muß mit einem Ball, den man auf der Erde rollt, eine Figur zum Fallen bringen. Wo der Ball hinrollt, muß er liegen bleiben, und man muß auch den des Feindes aus dem Wege bringen. Stephan Schartenberg hat es uns gelehrt. Er spielt auch mit, bitte, komm und siehe es!“

„Stephan Schartenberg?“ lachte die Herzogin. „Sprichst Du so von dem Ritter?“

Der Knabe wurde verlegen, und Herr Johannes Gulden sagte:

„Er ist ein freundlicher Herr, der junge Schartenberger Ritter. Er ist zu jeder Belustigung immer bereit und kann so harmlos fröhlich sein wie ein Kind.“

„Ich habe ihn auch sehr lieb,“ versicherte Heinrich, „Hedwig auch; sie ist immer lustig mit ihm, aber Götz wird böse, wenn er sie neckt. Er hat nämlich eine Hausfrau, das ist Götzens Schwester,“ setzte er ernsthaft und altklug erklärend hinzu.

Damit zog der Knabe die Mutter schmeichelnd an der Hand dem Ausgange zu, und willig folgte dieselbe mit dem Schöffen.

* *
*

Die Halle der Wartburg, in welcher man gewöhnlich nach gemeinsamem Abendimbiß die weitern Stunden im Gespräch und Spiel verbrachte, lag hinter dem schmalen, halb offenen Säulengang des innern Hofes, zu welchem wenige Steinstufen hinaufführten. Auf ihrem erhöhten Herrensitze standen noch die kunstvoll geschnitzten, reich vergoldeten hohen Sessel, in denen die Landgrafen und Landgräfinnen ihre Gäste empfingen, ohne sich zu erheben.

Die Wände waren mit schweren Teppichen behangen, einst aus Syrien und Persien mit großer Mühe und Kosten hieher geschafft. Die lange Zeit hatte der Pracht und dem Glanze ihrer bunten Farben wenig Schaden zugefügt; denn in jenen fernen Ländern verstand man besser als im Abendlande die Kunst, die feine Wolle dauerhaft zu färben und zu dichten haltbaren Geweben zu verarbeiten, so daß sie Schutz gegen Zug und Kälte boten, ein größeres Erfordernis in diesem rauhen Lande als in ihrer sonnedurchglühten Heimat.

Außer einem mit Schnitzwerk und Vergoldung gezierten Tische und leichtern Einzelsitzen — Schemel genannt — befand sich kein Hausrat oder Schmuck hier oben. Man liebte es nicht, sich den ohnehin engen Raum der Burgen mit Dingen zu verstellen, für deren Annehmlichkeit man keinen Sinn hatte.

In der untern Halle, in welcher sich der weite Kamin befand, waren die Wände mit geschnitzter Holztäfelung beschlagen, in deren halber Höhe ein ziemlich breites Sims herumlief. Kannen und Becher aus Silber und Gold in kunstvollen Formen, zu Venedig und Florenz gearbeitet, welche beim Mahle den Herrentisch zierten, hatte der Kämmerer zur Bekundung des Reichtums sowohl, wie zum Schmuck und zur Schau hier aufgestellt. Krüge, Humpen und Schüsseln jeder Größe und Form aus edlem Metall und Bronze, Altertümer aus Italien, Griechenland und dem Orient, von den Ahnherren des Hauses aus jenen Ländern mitgebracht, befanden sich hier als Schaustücke und boten dem Freund solcher Kostbarkeiten reiche Unterhaltung. Eine

geringe Anzahl Trinkbecher auf dünnen, hohen Füßen von Glas aus Venedig standen auf einer besonders geschützten Stelle des Simses und erregten durch ihre Feinheit die Bewunderung der Kenner.

An einer andern Seite befanden sich die weniger kostbaren, zum Gebrauche bei Tisch dienenden Gefäße, welche die Töpfer in Eisenach verfertigten. Sie waren nicht nur mit bunten Farben zierlich bemalt, sondern auch oft mit kleinen Strophen, Sprüchen aus der Bibel, dem Freidank, oder wie sie im Volksmunde gebräuchlich waren, versehen. Besonders beliebt waren solche, die Scherz und Spott bargen. Sie bei Tisch so zu stellen, daß die Sprüche auf den Davorsitzenden Bezug haben konnten oder ihm eine oft recht derbe Lehre erteilten, war eine besondere Kunst des Kämmerers, und ihre Entzifferung und Auslegung würzte das Mahl mit heiterm Scherz.

Von den Balken der niedrigen Decke hingen an dünnen Ketten zahlreiche kleine Lampen herab, mit wohlriechendem Öl gefüllt, und verbreiteten eine angenehme Helligkeit. Sonst war die Halle dieses alten, weithin berühmten Fürstensitzes von den Hallen anderer deutscher Burgen nicht unterschieden. Die Bänke liefen auch hier wie überall befestigt an den Wänden hin, und die Tische davor waren zu schwer und ungefügig, um verrückbar zu sein. Nur nach der Mitte hin standen leichte Schemel und Einzelsitze mit Pfühlen belegt, eine Bequemlichkeit, welche man nicht überall fand.

Als die Herzogin mit dem Sohne und dem Schöffen eintrat, fand sie alle ihre Getreuen und Gäste hier versammelt. Freundlich erwiderte sie die Grüße der Anwesenden, und verlegen sprang der Ritter von Schartenberg vom Boden auf, an dem er inmitten mehrerer Kinder, halb knieend, halb liegend, gekauert hatte.

Frau Sophie nickte ihm lächelnd zu und sagte, indem sie seinen Gruß empfing: „Ihr seid zu freundlich, Herr Stephan, Euch so des Spieles der Kinder mit eigner Unbequemlichkeit anzunehmen. Heinz aber weiß es Euch großen Dank, und ich nicht minder.“

Sie nahm ihren Platz auf dem Herrensitze ein, wohin sie die anwesenden Frauen und Ritter ihr zu folgen einlud, so daß der untere Raum der Halle für die Spielenden frei blieb. Frau Bertha von Goldbach winkte einen schlanken blonden Knaben zu sich heran und führte denselben der Fürstin zu.

„Es ist meines Bruders Tutto vom Stein zum Stein ältester Sohn,“ sagte sie — „den ich Eurer Gnade empfehle. Zwar liegt der alte Stein, die Stammburg unseres Geschlechts, auf der andern Seite des Waldes tief im Thüringer Gebiet, doch sind auch Güter in Hessen Eigentum meines Bruders, und willig wird dereinst Poppo Euerm Sohne die Vasallenpflicht leisten.“

Die Herzogin sprach freundlich mit dem Knaben, von dessen Vater und Oheim sie schon vor einigen Tagen begrüßt worden war. Nur schüchtern erwiderte er die Fragen, welche sie an ihn stellte, und war sichtlich erleichtert, als die Herzogin sich abwandte und die Base ihm winkte, sich wieder den Spielenden zu gesellen.

Bald entspann sich eine rege Unterhaltung, von der Fürstin begonnen und mit lebhaftem Anteil von ihr verfolgt. Der alte Kanzler Heinrich war mit dem Propst Eckehard von Fritzlar und den Rittern Werner von Bischoffshausen und Heinrich von Gleiberg wegen des in Hessen geltenden fränkischen und des in Thüringen herrschenden sächsischen Rechtes in Widerspruch geraten. Er hielt den um 1215 von Eike von Repgow in obersächsischer Sprache abgefaßten Sachsenspiegel mit seinen Grundsätzen des Land- und Lehnrechtes für eins der besten Werke damaliger Gelehrsamkeit und ließ den Einwurf des Truchseß von Schlotheim nicht gelten, daß das römische Recht, welches man zu Paris, Padua und Bologna zu studieren anfing, weit eingehender und ausgebildeter sei. Sophie schloß sich seiner Meinung an, weil sie dafür hielt, daß in deutschen Landen nur deutsches Recht Gültigkeit haben könne, und nannte das römische Gesetz heidnisches Wesen. Die hessischen Herren führten an, wie in ihrem Lande alter Brauch, Sitte und überlieferte Anschauung bestimmend wirkten und wie fest man an den Gewohnheiten der Väter hing.

Auch der gelehrte Abt Elger sprach für das heimische Recht, fand es aber notwendig, durch neue Gesetze den Anforderungen der Zeit gerechter zu werden. An diesem Meinungsaustausch beteiligten sich nach und nach fast alle Anwesenden; nur wenige schenkten ihre Aufmerksamkeit den Spielenden, unter denen Stephan von Schartenberg noch immer die Ordnung aufrecht erhielt.

Er war ein ungewöhnlich schöner, blonder, junger Ritter von ebenmäßiger, schlanker Gestalt, gewandt in seinen Bewegungen und mit solchem Ausdruck des Frohsinns auf dem offenen, ehrlichen Antlitz, daß er sich schnell Freunde gewann. Er verteilte seine Gunst zwischen Heinrich und Hedwig, der Enkelin des alten Weißensteiner Ritters, welche am Hof der Herzogin Aufnahme gefunden hatte.

Die Kleine war gewachsen. Ihre Anmut erhöhte den Reiz, welchen ihre dunkle, fremdartige Schönheit unter ihrer blonden, kindlichen Umgebung ihr gewährte. Mehr als die meisten Kinder verstand sie es, sich Herzen zu gewinnen, aber in ihrer heitern, sorglosen Weise schien sie es nicht zu bemerken, und nahm die kleinen Gefälligkeiten und Bemühungen ihrer Gespielen mit einer ruhigen Gleichgültigkeit hin. Nur für Götz, mit welchem sie durch die Erlebnisse auf dem Weißenstein sich besonders nahe verbunden fühlte, hegte sie eine fast leidenschaftliche Anhänglichkeit und hielt dieselbe nicht verborgen. Seine gelegentlichen kleinen Tyranneien ertrug sie fast immer mit einer bei ihr bewundernswerten Geduld und Sanftmut; denn nach Knabenart mißbrauchte Gottfried nicht selten ihre Fügsamkeit. Er war seit länger als einem Jahre nach dem Rechte seiner Heimat mündig und besaß in ungewöhnlichem Grad den Ausdruck bewußter Kraft und Zuverlässigkeit, wenn auch sein Wesen, wie es auf dieser Grenzlinie der Kindheit und des Jünglingsalters natürlich war, noch oft schwankend und unsicher sich darstellte.

In der letzten Zeit hatte Hedwig ihre Zuneigung ihm nicht mehr so unumwunden bezeigt; sie war zurückhaltender, ja oft abweisend und spröde gegen ihn geworden. Zu unerfahren,

um darin die natürliche, erwachende Mädchenhaftigkeit zu erkennen, schob er ihre oft sich kundgebende Herbheit den Neckereien und Bemühungen Schartenbergs zu und dies erfüllte ihn mit einer Eifersucht, welche bei jedem kleinen Anlaß zu Tage trat und den Ritter belustigte, welcher sie in harmloser Weise reizte.

So war sie im Spiel heute abend Gottfrieds Gegnerin. Es galt, seinen Ball durch den nächsten Wurf des ihrigen aus der Bahn zu bringen, um ihn vom Ziele abzulenken. Die der übrigen Kinder hatten ihm bisher nicht geschadet; er stand günstig, sein nächster Stoß mußte das Spiel entscheiden, und nur Hedwig war noch zurück und konnte ihm die Bahn kreuzen. Schartenberg stand hinter ihr. Er bog sich herab und flüsterte ihr zu, indem er zugleich mit einer Handbewegung zeigte, wie sie werfen sollte.

Die Kleine hatte ihn verstanden und sah nickend und lächelnd zu ihm auf. Gottfried bemerkte dies und biß sich auf die Lippen. Wie lange hatte Hedwig nicht so zu ihm hingesehen, dachte er.

Nun warf sie den Ball mit leichtem Stoß und traf in der That den Gottfrieds so geschickt, daß er mit dem ihrigen nach der Seite flog und beide nebeneinander, aber weit vom Ziele liegen blieben.

Ein allgemeiner Zuruf der Spieler und Zuschauer belohnte den gelungenen Wurf; nur Götz sprang, hochrot vor Beschämung ob des Sieges seiner Freundin, auf.

„Es gilt nicht,“ rief er unmutig. „Stephan hat sie erst belehrt, wie sie werfen soll!“

„Natürlich, Götz,“ rief Heinrich treffend. „Ritter Schartenberg hat es ja uns allen erst gelehrt!“

Er trat vor und warf, da das Spiel nun von neuem beginnen mußte. Im Eifer hatte er jedoch zu kurz gestoßen, und der Ball blieb auf der Hälfte des Weges stehen. Er lachte über seinen Mißerfolg und rief Gottfried munter zu:

„Jetzt kannst Du mich besiegen, Götz!“

Nach der Reihe der Spielenden rollten die Bälle, bis endlich Poppo vom Stein ruhig und bedächtig den seinigen

so sicher warf, daß er im Anprall an den des Prinzen auch diesen wieder in Bewegung brachte und durch beide zusammen die Holzfigur nun wirklich zu Falle kam.

Heinrich jubelte auf, lief zu dem Knaben und umfaßte ihn freudig.

„Ich danke Dir,“ rief er laut, „nun hast Du mir doch noch zum Siege verholfen! O, wie mich das freut, daß es mit Dir vereint so gut gelang!“

„Ja, seht Ihr wohl, gnädiger Herr,“ sagte Schartenberg: „Einigkeit macht stark!“

Elben, welcher dem Spiele zugesehen hatte, war aufgestanden und die Stufen vom Herrensitz herabgekommen.

Der Prinz, der vor Stephan stand, sah diesen an. Er hatte ihn nicht verstanden und fragte überlegend:

„Ist das ein Spruch aus dem großen Buche, welches im Kloster an einer Kette*) liegt? Götz weiß auch schöne Verse daraus!“

Nun war die Reihe der Verlegenheit an dem Ritter. Er wußte weder etwas von einem großen Buche an einer Kette, noch von welcher Art sein Spruch war. Er hatte ihn sich gemerkt, weil sein Oheim ihn jetzt beständig gebrauchte, und angenommen auf Treue und Glauben, weil er die Wahrheit des Inhalts erkannte. Über den Ursprung dieser Lehre hatte er weder nachgedacht noch nachgeforscht; ihm genügte die Kenntnis. Und nun die unbequeme Frage dieses Kindes!

Elben kam ihm zu Hilfe.

„Nein, gnädiges Herrlein,“ nahm er das Wort, „in der Bibel, die Ihr doch wohl meint, steht der Spruch nicht. Es ist eine der Reden, wie sie seit alter Zeit im Lande umgehen, und deren Wahrheit sich jeder ins Herz schreiben soll!“

„Im Lande umgehen?“ fragte der Prinz.

---

*) In der Benediktiner Abtei Hasungen befand sich eine Bibel, welche, um nicht entfernt werden zu können, an einer Kette lag.

„Das nennt man so," antwortete Elben. „Es ist ein guter Rat, den einer dem andern giebt, und der so alt ist, daß niemand mehr weiß, wo er herstammt."

„Ich weiß auch einen solchen Spruch," versetzte das Kind und besann sich. Er fiel ihm aber nicht ein. „Götz," rief er dem entfernt Stehenden zu, „wie lautet der Spruch, den uns Magister Hugo hier über die Wartburg sagte?"

„Welcher?" gab der Gefragte zurück.

„Der mit dem Rate, nicht hierher zu kommen!"

„Ach so," erwiderte Götz. „Ihr meint:

„Wer in den Ohren siech ist, oder krank in' Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt."

„Ja, der ist's," dankte Heinrich und fragte den Ritter: „Ist das auch eine Lehre voll Wahrheit, die im Lande umgeht?"

Elben lachte herzlich.

„Nein," versetzte er freundlich. „Der Spruch enthält zwar einen Rat, aber keine Wahrheit, die für alle Zeit gilt. Seht Euch um, gnädiger Herr. Hier in dieser Halle hielt Euer Urgroßvater vor vierzig und mehr Jahren den berühmten Wettstreit der besten deutschen Sänger. Da herrschte viel fröhlicher Jubel, und die festlichen Gelage nahmen kein Ende. Bis auf den Hof standen die Tische, an denen lustige Zecher saßen, weil die Räume der Burg nicht für alle Gäste ausreichten. Über vierzig der schönsten Edelfrauen umgaben die Landgräfin Sophie, Eure Urgroßmutter, wie Wolfram von Eschenbach erzählt, und Walther von der Vogelweide klagt in jenem Spruch seine Verdrießlichkeit über so viel Gelage und wüsten Lärm um sich her. Laßt den alten Kanzler Heinrich Euch vom Glanze jener Tage berichten; er hat sie mit erlebt und kommt gern darauf zurück, denn es war ja auch seine Glanzzeit. Damals war er jung, und seine Lieder und Weisen erklangen mit unter den andern. Aber erscheint es dem Magister Hugo jetzt auch des Lärmens zu viel, daß er Euch den Spruch lehrte?"

Götz hatte unterdessen mit Poppo vom Stein über das Spiel

gesprochen und war dann näher getreten, um Elbens Erklärung mit anzuhören. Er sah noch verdrießlich aus. Als der Ritter schwieg, fragte ihn Hedwig:

„Bist Du böse auf mich wegen des Balls?“

Er schämte sich seines Unmuts, konnte ihn aber doch nicht ganz bemeistern und versetzte verächtlich:

„Als ob Du ohne Stephans Hilfe so hättest werfen können?“

„Möchtest Du vereint mit Hedwig den Holzmann zu Fall gebracht haben, oder wolltest Du alleiniger Sieger werden?“ neckte Stephan den jungen Schwager.

„Ohne Deine Hilfe würde mich Hedwigs voller Sieg erfreut haben,“ brach er aus. „Was hat sie nun davon? Mein Ball ist aus dem Wege gebracht, aber auch ihr Ball liegt weit seitab neben dem meinigen.“

„Nun, dann tröste Dich doch, dann seid ihr ja beisammen. Dem jungen Herrn Heinrich wirst Du den Sieg doch gönnen?“ Stephan wollte mit diesen Worten den Erregten beruhigen, aber seine sorglose Weise, die Sache leicht hinzunehmen und ihn als Knaben zu behandeln, verfehlte ihre Wirkung.

„Ich möchte nur wissen, was Dich Hedwig angeht?“ fuhr er auf und enthüllte, ohne sich dessen bewußt zu sein, damit den wahren Grund seines Ärgers.

Stephan lachte laut, lenkte aber gleich darauf versöhnlich ein:

„So laß Hedwig Deinen Rat zu teil werden, ich will den meinen andern anbieten.“

Aber Hedwig schüttelte den hübschen Kopf und rief:

„Bleibt nur bei mir, Herr Stephan! Ich habe Götz nichts zu leide gethan, und er hat mir nichts zu befehlen; auch mag ich nichts mit ihm zu thun haben, wenn er im Spiele keinen Spaß versteht.“

„Was wohl Jutta sagen würde, wenn sie ihren Eheherrn so eifrig bei den Kinderspielen sähe?“ murmelte Götz halblaut und wandte sich ab.

Elben und Schartenberg verstanden die Worte und letzterer

wurde rot vor Unmut. Seine Gutmütigkeit und Lust an harmloser Heiterkeit hatten ihn veranlaßt, sich des kindlichen Vergnügens anzunehmen, und die Freude, die er rings um sich erschuf, hatte ihn mit zum Kinde gemacht; ob er seiner ernsten Hausfrau Wohlgefallen damit errungen hätte, war ihm jedoch fraglich. Gottfrieds Worte verletzten ihn, weil er sich selbst sagte, Jutta hätte ihn lieber im Kreise der Männer um die Herzogin gesehen. Ihren Beifall zu erringen, war ihm stets wertvoller als sein Behagen. Er biß sich, unzufrieden mit sich selbst, auf die Lippen und wollte sich abwenden; da traf Elbens freundlichernste Stimme sein Ohr.

„Frau Jutta," sagte dieser verweisenden Tones zu Götz, „würde sich sehr freuen, ihren lieben Hausherrn so freundlich bereit zu sehen, überall zu Lust und Heiterkeit zu helfen. Es haben nur wenige Menschen das Geschick dazu, und sie weiß, daß Herr Stephan stets an seinem rechten Platz ist, beim frohen Spiele und, wenn es not thut, mit dem Schwert in der tapfern Hand im ernsten Kampfe."

Stephan sah überrascht zu dem ältern Ritter auf, mit welchem er bis jetzt wenig in Berührung gekommen war und dessen ernstes, gemessenes Wesen ihn solche Freundlichkeit nicht hatte vermuten lassen.

Götzens Verdruß steigerte sich durch die Zurechtweisung.

„Jutta hat gar keinen Sinn für Spiele," antwortete er in dem alten, trotzigen Ton.

„Vielleicht findet sie für sich wenig Vergnügen daran," gab Elben zu. „Dennoch würde sie andern zu Liebe mitgespielt haben und kein Spielverderber sein!" Er wandte sich zu Hedwig.

„Wenn das Spiel wieder beginnt," sagte er ihr, „bin ich Dein Genosse, wenn Du es erlaubst!"

Hedwig lachte.

„Und Ihr seid der meinige, Herr Stephan," rief Heinrich, immer vergnügt und zufrieden. „Dann gebe ich Dir Poppo

vom Stein, Götz, der für mich den guten Wurf that; das bringt vielleicht auch Dir Glück!" und er nickte ihm zärtlich zu.

Gottfried wurde glühend rot vor Beschämung.

„Es war mir nicht um den Sieg, Heinz," sagte er traurig. „Stephan macht sich immer so viel mit Hedwig zu schaffen und stets macht er mit ihr Partei gegen mich. Das ist's, was mich erzürnt."

„Ach nein," versetzte das Kind unschuldig. „Er hat sie nur gern, weil sie auch immer vergnügt und lustig ist wie er, und dann," setzte er altklug hinzu, „Du weißt doch: sie ist ein Mägdlein und er ein Ritter; da muß er ihr doch dienen!"

Elben nahm Stephans Arm.

„Schont den Knaben," sagte er leise. „Er weiß selbst nicht, was ihn reizt. Er thut mir leid; denn andere Erfahrungen gehören dazu, als er hat, um solcher Dinge Herr zu sein!"

Schartenberg sah den Sprechenden erstaunt an. Er verstand nicht, was er meinte.

„Gottfried ist eifersüchtig," erklärte er: „Er betrachtet Hedwig als sein Eigentum, seit er auf dem Weißenstein mit ihr zusammentraf, und will ihre Gunst auch nicht mit dem Schwager teilen!"

„Zum Spiel, zum Spiel, Ihr Ritter und Ihr Frauen!" rief Heinrich mitten in der Halle stehend und in seine kleinen Hände schlagend. Schnell hatte der Kreis sich wieder gebildet und bald rollten die Bälle aufs neue.

Zwölftes Kapitel.

Zu früherer Stunde, als man erwartet hatte, gab am andern Morgen der Turmwart das Zeichen, daß der Zug des Markgrafen sich nähere, und noch bevor die Herzogin mit dem Sohne an der Hand, gefolgt von ihren Frauen und den hessischen Herren ihrer Begleitung, den schmalen Gang vor der Halle durchschritten hatte, war der Markgraf mit seinem Gefolge durch den steil ansteigenden Vorhof geritten und hatte sich am Ritterhaus rasch vom Pferde geschwungen. Allen voran, eilte er seiner Muhme entgegen, welche soeben auf die in den Hof führenden Stufen trat.

Sophie war heute mit dem vollen Schmuck ihrer fürstlichen Würde bekleidet und sah fast blühender und jünger aus als zur Zeit ihrer Ankunft aus Brabant. Sie trug die kleine Krone der Herzogin, reich geziert mit Perlen und edelm Gestein, auf dem Haupte, und der weite durchsichtige Schleier von feinem indischem Gewebe, welcher darunter befestigt war, barg ihr schönes, lichtbraunes Haar, so daß nur ein schmaler, lockiger Scheitel zu beiden Seiten der niedrigen, weißen Stirn sich zeigte. Ihr Untergewand war von dunkelm Samt mit langen, eng anschließenden Ärmeln und am Rande mit reicher Goldstickerei umgeben. Darüber trug sie ein lang und weit herabfallendes Oberkleid, dessen offene Ärmel fast bis zum Saume desselben herabhingen. Es war von schwerem, bunt

gewirktem Seidenstoff und auf der rechten Seite mit dem Gürtel so hoch geschürzt, daß das Unterkleid sichtbar wurde. Die Handschuhe und Schuhe waren aus feinem Leder gefertigt, reich gestickt und mit blitzenden Steinen verziert, und kunstvoll gearbeitetes, kostbares Geschmeide vollendete die Pracht des Anzugs.

Der Markgraf war ebenfalls in reichem Fürstenschmuck, ungewappnet und nur mit dem großen Schwerte bewehrt, welches er aus dem Gehenk des mit Edelsteinen besetzten Gurtes gelöst hatte, um es am schweren goldenen Kreuzgriff gesenkt in der linken Hand zu tragen.

Sein eng anliegendes kurzes Wams aus Samt war in vielfach künstlich verschlungenem Muster mit Gold, Silber und Seide gestickt, ebenso der breite, weiße Kragen von feinem Leinen, welcher Schultern und Brust deckte und den Hals mit einer Krause umschloß. Die flache Kappe war wie die Handschuhe und Beinkleider von feinem Leder und zierlich mit bunter Seide benäht. Über der Stirn ragte sie nur wenig hervor, ging aber im Nacken bis zum Halse herab und deckte zum Teil die langen, blonden, künstlich gekrausten Haare. Ein großer runder Mantel von feinem grauem Tuch, mit kostbarem Pelz gefüttert und verbrämt, hing jetzt zurückgeschlagen über die Schultern herab und wurde über der Brust von einer schweren, goldenen Ringkette — Tassel genannt — zusammengehalten.

Der kurze rötliche Bart umgab Kinn und Wangen und ein langer Schnurrbart bedeckte die feinen, schmalen Lippen und die Linien des Mundes. Die Nase sprang scharf und kühn hervor und war schmal und wohlgebildet. Die grauen Augen hatten einen offenen, durchdringenden, freundlichen Blick, eine stattliche Gestalt etwas Gebietendes, Hoheitsvolles und die ganze äußere Erscheinung rechtfertigte den Namen „Illustris“, den seine Anhänger ihm beilegten.

Als er der Herzogin ansichtig wurde, beeilte er seine

Schritte, und die Begrüßung und Umarmung der nahen Verwandten war wirklich herzlich und ungeheuchelt. Beide freuten sich des Wiedersehens, und die erwachende Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kindheit drängte alle Fragen der Gegenwart, für diesen Augenblick wenigstens, in den Hintergrund.

Nach der Begrüßung mit dem Knaben, welcher den Vetter aufmerksam aus großen Augen betrachtete, aber kein Wort sprach, geleitete der Markgraf die Herzogin in die Halle zurück, wo die Zurüstungen zum Mahle schon getroffen waren, zu welchem man sich alsbald niederließ.

Es war natürlich, daß in dieser ersten Stunde des Zusammenseins nur vergangener Zeiten gedacht wurde.

Auch der Markgraf hatte den größten Teil seiner Jugend hier verlebt. In ungezwungener, herzgewinnender Weise erweckte er das Andenken an jene Zeit, welche er als Mündel von Frau Sophiens Vater auf der Wartburg zugebracht. In treuem Gedächtnis lebte dieser vortreffliche Fürst im Herzen Heinrichs fort, wie seine Erzählungen während des Mahles bewiesen, und die Herzogin freute sich, dem Bilde des frühe Verlorenen so manchen Zug edler Gesinnung zufügen zu können.

„Ganz unvergeßlich,“ sagte der Markgraf, „bleibt mir der Tag des Abschieds in Schmalkalden, von wo der Oheim zu dem Kreuzheere nach Italien abritt. Wir alle hatten ihm bis dahin das Geleit gegeben, und dort traf er mit den Grafen, Rittern und Herren zusammen, welche mit ihm die Fahrt unternehmen wollten. Es war am Sankt Johannistag 1227, gerade um die Mittagsstunde, als man sein Schlachtroß auf den Hof der alten Burg herausführte. Die Großmutter Sophie trat gleichfalls mit uns Kindern in den Hof. Ich sehe sie noch vor mir, die alte Frau, wie sie Dich an der Hand hielt und so traurig nach dem Sohne hinblickte, als hätte sie gewußt, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen war! Auch der Oheim weinte, als er seine Mutter umarmte und zärtlich küßte; sprechen konnte er nicht zu ihr. Er hatte schon vorher in seiner

herzlichen, eindringlichen Weise zu allen geredet und mit beweglichen Worten seine Gemahlin und Kinder der Sorge und dem Schutz seiner Brüder empfohlen. Jetzt bestieg er stumm sein großes Schlachtroß, welches wie zu einem Festzug aufgezäumt und prachtvoll gerüstet war. Die Großmutter hatte Dich auf eine Stufe gehoben, damit Du zusehen konntest; denn Du warst noch sehr jung."

„Ich war kaum vier Jahre alt; dennoch ist mir jede Einzelheit jenes Tages erinnerlich," erwiderte die Herzogin.

„Du hattest während der ganzen Zeit keinen Ton von Dir gegeben, nur verwundert um Dich geschaut; denn Du begriffst nicht, was vorging. Als aber der Landgraf sein Pferd wandte und bei seinem letzten Winken das Weinen und Schluchzen aller überlaut wurde, riefst Du, so laut und schmerzlich: „Vater," daß der Oheim sein Pferd anhielt und sich Dir zuwandte. Der Ritter von Romrod nahm Dich auf seinen Arm und reichte Dich dem Vater aufs Roß, der Dich herzte und küßte und nochmals segnete. So hast Du wohl von den Seinen den letzten Gruß empfangen?"

Die Herzogin schüttelte sanft das Haupt.

„Die Mutter begleitete ihn unter dem Schutze des Ritters von Romrod bis zur Landesgrenze, die nicht fern lag. Beim Abschied gab ihr der Vater seinen Ring, den ich nun trage und dessen Du dich wohl erinnerst?"

Frau Sophie streifte bei diesen Worten einen Ring vom Finger, der auf einem ziemlich großen kunstvoll gefaßten Stein das Lamm Gottes mit der Fahne eingeschnitten trug. Sie reichte ihn dem Markgrafen, welcher das alte Kleinod des Hauses erkannte und aufmerksam betrachtete.

„Hat die Landgräfin ihn immer getragen?" fragte er, den Ring zurückgebend.

„Nein, nicht bis zuletzt," versetzte die Herzogin traurig. „Du weißt ja, freiwillig trennte sie sich von allem, was ihr auf Erden teuer und wert war, um sich des Himmels

Seligkeit und die Wiedervereinigung mit dem Gemahl zu erwerben."

„Sie hat noch Höheres erreicht," bestätigte der Fürst. „Da eine Heilige im Himmel Deiner sicherlich mit besonderer Fürbitte gedenkt, so kannst Du getrost sein, daß Deine und Deines Sohnes Sache gelingen muß," setzte er hinzu, und der Ton seiner Stimme sowie das feine Lächeln, welches seine Lippen umspielte, machten es zweifelhaft, ob er der Herzogin eine tröstliche Versicherung geben wollte oder ob er seinen Spott trieb.

Sie sah ihn an, antwortete aber nicht, und der Markgraf wechselte mit Gewandtheit die Unterhaltung.

„Lebt der Ritter von Romrod noch?" fragte er später seine Muhme.

„Ja wohl," entgegnete sie. „Und er ist noch ebenso eifrig und unerschütterlich treu zu meinem Dienste bereit, wie er es für meine Eltern war."

Sie zeigte auf Gottfried, der sich ehrerbietig verneigte. „Da ist sein Enkel, der liebevolle Gefährte meines Heinrich und Erbe der väterlichen und großväterlichen Tugenden."

„So wünsche ich Euch Glück, Junker von Romrod," rief der Fürst dem verlegen sein Lob hörenden Gottfried zu. „Zwar habe ich Euern Vater nicht gekannt, wohl aber Euern Großvater als das Muster eines Ritters und ich zweifle nicht ...."

„Verzeih, edler Vetter, daß ich Dich schlecht unterrichtete," fiel Sophie dem Markgrafen in die Rede. „Der Junker heißt Rodenstein und ist der Sohn von Herrn Hermanns einziger Tochter. Das Geschlecht der Romrods blüht dem alten Ritter nur in den Söhnen seiner Brüder fort."

„Nun, auch durch die Frauen vererbt sich hoher Sinn und echte Tugend," erwiderte der Markgraf, sich höflich vor Sophie neigend. „Ich hoffe, Dein Sohn, ich und der Junker bezeigen es noch!"

Er erhob den Becher mit freundlichem Wink gegen den kleinen Heinrich und Götz, die nebeneinander saßen.

„Auf die Tugenden unserer Mütter!“ rief er laut und leerte den Becher mit raschem Zuge. Alle Anwesenden stimmten ihm mit freudigem Zuruf bei, und die Herzogin erhob sich, um sich mit ihren Frauen und den Kindern in ihre Kemnate zurückzuziehen.

* * *

An einer spätern Nachmittagsstunde dieses Tages war Sophie mit dem Vetter vor das Burgthor getreten. Einige Schritte unterhalb desselben, nach Morgen hin, befand sich altes Mauerwerk, und in den überall zu Tage tretenden Felsen eingehauen, die Stätte eines alten Turmes. Der Sage nach hatten hier die ersten Gebäude gestanden, welche einst Ludwig der Springer errichtet. Zu diesem Denkmal ihres gemeinsamen Ahnherrn lenkten jetzt die Verwandten ihre Schritte.

Von da führte ein leidlich bequemer Pfad, der sich seitwärts um den Gipfel des Berges zog, im dunkeln Tannenwald abwärts zu einer Quelle, welche sprudelnd und besonders hell und klar dem Felsen entspringt. Dort war ein Lieblingsplatz der Landgräfin Elisabeth gewesen. Oft hatten die Kinder sie dahin begleitet und im Walde gespielt, während sie auf einem der umherliegenden Steine sitzend, in fromme Gedanken und Träumereien versunken war.

Auf dem Wege zu diesem Quell in der Einsamkeit des Waldes lenkte der Markgraf das Gespräch auf die Angelegenheiten des Landes. Er zeigte sich so friedfertig und bereit, Sophiens Anspruch auf das freie Erbe ihrer Väter anzuerkennen, daß er ihr ganzes Vertrauen gewann. Sie war von der Notwendigkeit, ihrem Sohn fürstliche Bundesgenossen zu erwerben, überzeugt und wußte, daß des reichen, angesehenen Heinrich von Meißen Freundschaft ihm ein mächtiger Schutz sein würde. Seine Forderung, vor der Anerkennung von Sophiens Rechten auf Stadt und Land festzustellen, was alles in Thüringen freies Stammland sei, war gerecht, und sein An-

spruch auf die Vormundschaft über ihren Sohn entsprach nicht nur dem Herkommen, sondern auch einem alten Recht ihres Hauses, welches geradezu bestimmte, daß der nächste männliche Verwandte dieses Amtes walten sollte*).

Allerdings hatte man in Hessen die Herzogin vor solcher Vormundschaft gewarnt; sie hatte jedoch erkannt, daß dort sowohl die Ritter wie die Geistlichen danach strebten, sich über die andern Stände zu erheben und mußte sich als kluge Frau selbst sagen, daß, wenn es ihr nicht gelänge, das Regiment ihres Sohnes durch Beziehungen zu andern Fürsten zu stärken, sie leicht genötigt sein könnte, die Unterstützung der Ritter oder Geistlichkeit in einer Weise annehmen zu müssen, welche ihr die Freiheit eigner Handlungen entzog. Daß man dies auch in den Städten fürchtete, hatte ihr Johannes Gulden nicht verhehlt, und seine Warnung, daß es schlimmsten Falles leichter sein würde, fremdes Joch abzuschütteln, als von der Bevormundung im eignen Lande sich zu lösen, war nicht ohne Eindruck auf sie geblieben.

Das alles waren aber bis jetzt nur Befürchtungen für die Zukunft. Noch hatte sie in Hessen keinem Stande Vorteile eingeräumt, welche ihres Kindes fürstliche Rechte beeinträchtigen konnten, und in stummer Überlegung zögerte sie, des Vetters Forderung anzuerkennen. Dieser schien ihr Schweigen für eine Weigerung zu halten.

„Es sind noch viele Jahre, Muhme Sophie, bis Dein Sohn zur Regentschaft gelangen kann, und Du kannst nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Partei in Hessen und hier immer stark genug sein wird, ihn ohne weitere Hilfe als Herrn zu erhalten," gab er ihr zu bedenken.

Die Herzogin sah zu ihm auf.

---

*) Daß die Vormundschaft des nächsten mündigen, männlichen Stammesverwandten ein Haus**recht** in Thüringen und Hessen war, siehe Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. II, S. 22 und C. Polack, Landgrafen von Thüringen, S. 217.

„Du irrst,“ entgegnete sie stolz. „Mein Sohn hat in Hessen keine Partei, sondern das ganze Land steht dort einmütig und in zweifelloser Treue zu ihm. Der Landtag zu Maden, welcher die Anerkennung der Rechte Heinrichs aussprach, war von allen Ständen besucht. Einmütig leistete die Versammlung den Eid der Treue, einmütig war die Begrüßung bei meiner Ankunft im Lande, und einmütig, bereitwillig und selbstlos liehen mir alle ihre Hilfe, wo ich deren bedurfte. Ich kann daher nicht zugestehen, daß mein Sohn in Hessen nur eine Partei habe!“

Der Markgraf preßte die Lippen fest auf einander, wie seine Gewohnheit war, so oft er Widerspruch erfuhr, dem er nicht entgegentreten konnte. Er wußte, daß es sich so verhielt, wie Sophie sagte und daß sie in Hessen mit keinen weitern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als mit dem Unwesen des Raubrittertums und den Bedrückungen und Fehden, die hieraus entstanden. Er wußte aber auch, daß letzteres dort bei weitem nicht so arg betrieben wurde wie in andern deutschen Ländern, daß dort die Zahl und Wohlhabenheit der freien Bauern beträchtlich größer war als in Thüringen, und daß dieselben eine zuverlässige und kernhafte Stütze der fürstlichen Macht abgaben.

„Hast Du an die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz gedacht, Sophie, und an die Verlegenheiten, die er Dir bei Rittern und Klöstern, die vielfach Lehen von ihm tragen, bereiten kann?“ hub er nach kurzem Schweigen wieder an.

Die Herzogin nickte.

„Mainz ist allerdings eine große Sorge für mich, und wie mich dünkt, auch für Dich?“ gab sie zu. „Bis jetzt jedoch hat sich der Erzbischof noch ganz zurückgehalten und läßt die Dinge ihren Lauf gehen. Als Siegfried III. nach unseres Oheims Tod Hessen für ein heimgefallenes Lehn erklärte und erst Dich, dann auch mich mit dem Bann belegte, fürchtete ich große Schwierigkeiten. Nach seinem Tode erneuerte sein Nachfolger Christian II. den Bannstrahl, enthielt sich aber weiterer Feindseligkeiten. Die

Erbauung der Festung Elnhog*) ist zwar im Verein mit Amöneburg eine starke Bedrohung Marburgs, allein sie geschah auf mainzischem Grund und Boden und soll das unter des Erzbischofs Schutz stehende Stift Wetter beschirmen. Ich kann nichts dagegen thun, wenn ich auch die Schwierigkeiten nicht verkenne, seinen etwaigen Gelüsten nach weltlicher Macht zu begegnen."

„Bis jetzt hofft eben die Kirche noch auf die Tochter der heiligen Elisabeth und achtet die einsame Frau mit ihrem unmündigen Knaben für eine geringe Gefahr. Zeige ihr, daß Du nicht gewillt bist, ihre Ansprüche zu erfüllen, und Du wirst ihre Waffen kennen lernen!"

„Ich bin darauf gefaßt. Als Kirchengut kann jedoch Mainz das ganze hessische Land nicht einziehen, und die nachweislich mainzischen Lehen bin ich bereit, von ihm zu empfangen."

Der Markgraf lachte laut.

„Damit hoffst Du, die Kirche zufriedenzustellen? Du, eine Tochter der heiligen Elisabeth, hast noch nicht gelernt, daß es für sie keine Grenze ihrer Habsucht giebt? Nein! Eben das ganze Land sollst Du für Deinen Sohn als Lehn empfangen, und wenn Du es thust, so wird er schon erfahren, was es heißt, mainzischer Vasall zu sein."

„Und wenn ich mich weigere? Zur offenen Gewalt wird der Erzbischof kaum schreiten, und mit Hilfe meiner getreuen Stände könnte ich ihr auch begegnen."

„Bist Du so sicher, daß sie Dir getreu sein werden, wenn Mainz sie verlockt? Bah! Sie alle sind in Furcht, viele in Abhängigkeit von der Kirche. Kennst Du die Grafen von Ziegenhain und Wittgenstein so genau, daß Du glauben kannst, sie würden dem Anerbieten weiterer Lehen in Hessen widerstehen?"

„Graf Berthold von Ziegenhain nahm Lehen von mir in Treysa und Wohra an und leistete mir den Lehnseid," rief die Herzogin entrüstet.

---

*) Melnau.

„Hältst Du das für einen Grund, keine Lehen oder Versprechungen von Mainz anzunehmen?“

„Keine, welche unerledigt und in meinem Besitz sind. Auch nach Kirchenrecht bin ich Lehnserbin.“

„Das giebt der Erzbischof nicht zu, wie Du weißt. Du bist in seiner Hand. Fügst Du Dich ihm, so ist Deine Anerkenntnis durch den Landtag von Maden nichtig; fügst Du Dich ihm nicht, so werden die Wittgenstein und Ziegenhain kein Bedenken tragen, Hessen aus der Hand von Mainz zu empfangen. Die Grafen sind mächtig genug, Dir bedrohlich zu sein. Ziegenhain ist zudem Schirmvogt von Fulda, was ihm auch sein Ansehen und seine Stärke beträchtlich vermehrt. Siehe, ich bin hier in Thüringen Mainz gegenüber in derselben Lage wie Du, habe ihm aber mehr Mittel und Gewalt entgegenzusetzen. Dennoch suche ich dieserhalb ein Bündnis mit Dir, uns beiden zum Vorteil, und bin gern bereit, darum manchem andern Anspruch zu entsagen. Ich habe nicht Deinen Mut, Sophie, dem Erzbischof und seinen Waffen allein und nur im Vertrauen auf meine „getreuen Stände“ entgegenzutreten.“

Der Markgraf hatte die letzten Worte in großer Erregung gesprochen und war rascher vorangeeilt. Die Herzogin rief ihm zu:

„Nein, Heinrich! nein! Du verkennst mich. Ich weiß sehr wohl, daß solches Unterfangen eine thörichte Tollkühnheit und nicht Mut wäre. Ich hatte keinen größern Wunsch, da ich hierherkam, als den, Dich mir zum Freunde zu gewinnen. Die Vormundschaft über meinen Sohn kann ich Dir aber nicht ohne Verständigung mit dem Lande zu Hessen übertragen, wenigstens nicht, soweit sie dies Land angeht.“

„Nicht, soweit sie jenes Land angeht? Warum nicht? Hast Du Männer der drei Stände dort zu Vormündern ernannt, und bist Du sicher, daß deren Macht und Ansehen stattlich genug ist, um allen Gefahren zu entgehen? In Hessen gilt fränkisches Recht; danach kannst Du nicht ohne Beirat alleinige Vormünderin und Regentin sein, und wenn ich Dich ersuche, nach altem Brauch

unseres Hauses mich diesen Beirat sein zu lassen, so erbitte ich nur, was ich als Recht fordern darf, und bin nicht mehr als Dein Bundesgenosse, als welchen Du mich wünschtest."

„Ich habe," versetzte die Herzogin ausweichend, „noch nie daran gedacht, meine Rechte über den Sohn zu teilen; laß mir Zeit, den Vorschlag zu bedenken."

„Ich beanspruche keine persönlichen Rechte über Deinen Sohn und will, wo es immer angeht, auch die Verwaltung des Landes in Deiner Hand belassen. Nur die Stellung gegen Mainz möchte ich haben."

„Nein," sagte die Herzogin entschieden. „Entschließe ich mich, Dein Anerbieten anzunehmen, so trete ich Dir die Verwaltung Thüringens voll und ganz ab; denn Du sollst wissen, daß ich Deiner fürstlichen Ehre und Treue als nächstem Verwandten meines Kindes ohne Rückhalt vertraue. Nur, daß Heinz in meiner Obhut und Sorge verbleibe und daß bezüglich der hessischen Lande besondere Abrede getroffen werde, muß ich mir vorbehalten."

„So wäre dies unter uns abgemacht!" nickte der Markgraf zufrieden, und ein angenehmes Lächeln erhellte seine Züge.

„Als abgemacht darfst Du die Sache nicht ansehen," erwiderte Sophie betroffen und unangenehm von der Eilfertigkeit berührt, womit er sie zu einem Entschluß zu drängen suchte. „Ich pflichte Deinen Gründen bei, jedoch, bevor ich so wichtige Abmachungen treffe, habe ich die Pflicht, die Meinung meiner Getreuen zu hören."

Des Markgrafen freudiges Lächeln verdüsterte sich, und er sah die Muhme, welche ruhig und mit gesenktem Haupte neben ihm ging, prüfend an. Er hatte von der jungen Frau eine so ruhige Bedächtigkeit nicht erwartet und hätte es gern gehabt, sie hätte mit ihm allein die gewünschte Vereinbarung getroffen; aber er begriff, daß ein weiteres Drängen seinen Wünschen nicht förderlich sein würde und brach ab.

Man hatte unterdessen den kleinen, klaren Quell erreicht,

der auf halber Bergeshöhe hier dem zerklüfteten Gesteine entspringt, und dessen leises Murmeln und Rauschen dasselbe Lied wie seit Jahrhunderten singt und singen wird. Die Herzogin stand davor und lauschte der leisen Stimme, die so nahe und vernehmlich, doch wie aus weiter, weiter Ferne zu ihr drang. Sie sah sich um und ging langsam zu dem großen, moosbewachsenen Steine, der einen bequemen Sitz bot und auf welchem ihre Mutter so manchesmal geruht hatte. Sie ließ sich zu kurzer Rast darauf nieder. Die Märzsonne schien schon warm durch das immergrüne Gezweig der Tannen, und helle Lichter huschten am Boden und an den Stämmen hinauf und hinab, der leisen, zitternden Bewegung des Windes folgend. Ein würziger Hauch erfüllte die Luft, und sänftigend klang im stillen Wald das leise rauschende Lied des Wassers.

Der Markgraf war einige Schritte weiter gegangen, und Sophie rief sich die entschwundenen Tage zurück, an denen die Mutter hier geweilt. O, wie anders waren die Gedanken und Wünsche gewesen, welche jene hier erfüllten und wiederum trat die Frage vor sie hin, ob sie recht thue mit all ihrem weltlichen Sorgen und Schaffen für ihr Kind.

„Ich kann nicht anders,“ seufzte sie leise. „Es ist mir versagt, auf anderm Wege meine Pflicht für ihn zu erfüllen!“

Sie sah auf. Der Markgraf kam zurück und blieb vor ihr stehen. Er deutete auf die Quelle.

„Nur, daß das Wasser fließet, so wie es weiland floß,“ summte er leise die Strophe eines alten Minneliedes.

Sophie erhob sich und schickte sich zum Heimweg an.

„Andere Zeiten fordern anderes Wollen und Handeln,“ sagte sie; „die Zeit des Spieles ist für uns vorüber, aber mich freut, daß ich den alten Platz im Frieden mit Dir wiedersah.“

Auf dem Rückweg lenkte sie das Gespräch auf des Markgrafen Familienverhältnisse, von denen ihr manches unbekannt geblieben war. Daß er seine junge Gemahlin Constanze von Österreich schon nach der Geburt ihres zweiten Sohnes verloren

hatte, wußte sie; ebenso war ihr seine Wiedervermählung mit Agnes von Böhmen bekannt, aber nicht, daß diese Ehe kinderlos war und daß seine Söhne Albrecht und Dietrich ihm zu mancherlei Klagen und Sorgen Veranlassung gaben. Mit Teilnahme hörte sie zu und freute sich der liebenswürdigen, mitteilsamen Herzlichkeit des Vetters.

Unter solchem Gespräch erreichten die beiden das Burgthor. Im Vorhof kam ihnen Heinrich mit Gottfried entgegen, und der Markgraf geleitete Sophie mit den Knaben bis zur Schwelle des „hohen Hauses"; dort verabschiedete er sich von ihr.

Heinz hatte die Hand der Mutter gefaßt, strich zärtlich darüber hin und sah bittend zu ihr auf. Er hing mit ungewöhnlicher Innigkeit an ihr uud zeigte ein Verständnis für die Treue ihrer Sorge, wie es Kindern nur selten eigen ist.

„Nun?" fragte sie, die Art und Weise ihres Knaben schon kennend. „Was willst Du mir sagen?"

„Wirst Du mir auch nicht zürnen, wenn ich sage, was ich denke?"

„Wenn es etwas Unrechtes ist, sicherlich!"

„Ich kann es aber nicht ändern und kann nichts dazu," verteidigte sich der Knabe im voraus. „Ich kann den Vetter nicht leiden!" flüsterte er dann.

„Das ist in der That sehr unrecht von Dir, und Du mußt ernstlich versuchen, es zu ändern," antwortete die Mutter. „Er hat Dir nichts zu leide gethan und ist sehr gütig für Dich gewesen!"

„Aber wird er mir auch nichts thun? Ich fürchte mich vor ihm!"

„Wenn Du ein gutes Gewissen hast, Heinz, so brauchst Du Dich vor niemand zu fürchten," tröstete die Herzogin. „Der Vetter meint es sehr gut; seine Freundschaft ist ein großer Gewinn für Dich. Auf die Reden in Hof und Halle darfst Du nicht hören. Deine Mutter weiß doch am besten, was Dir nützt?"

„Ja," sagte das Kind einfach mit dem Ton festen Vertrauens und küßte zärtlich die Hand, welche es liebkosend festhielt und von der geleitet, es die Stufen zum Eingang erstieg.

Dreizehntes Kapitel.

Im Ritterhause hatten unterdessen der Marschall von Goldbach und der Erbtruchseß von Schlotheim im vertraulichen Gespräche beisammen gesessen und die Angelegenheiten beraten, welche in Thüringen jeden einzelnen gerade so wie in Hessen berührten.

Der Truchseß war ein hochgewachsener Herr. Sein bereits stark ergrautes Haar war über der breiten zurücktretenden Stirn schon spärlich geworden, aber unter buschigen Brauen blitzten die blaugrauen Augen noch lebhaft hervor; seine schmale, große Nase war scharf gebogen und gab ihm einen kühnen Ausdruck, dem der Mund mit schmalen Lippen, welchen der sorgfältig gestutzte Kinn- und Backenbart frei ließ, nicht widersprach. Er redete langsam, aber mit scharfer Betonung, und seine Bewegungen zeigten die Ruhe, welche diejenigen zu haben pflegen, die ihr Leben mehr am Hoflager als im Kriegszelte verbracht haben. Man bemerkte sehr bald, wie diese Ruhe oft nur erzwungen war, und daß der Spott, welchen er gern in seine Rede mischte, die Stelle der niedergehaltenen Heftigkeit vertrat. In seiner Jugend mochte er ein schöner Herr gewesen sein; jetzt waren Züge und Gestalt zu scharf und hager, um diesen Anspruch noch zu erheben.

Der Marschall von Goldbach war in allen Dingen der Gegensatz seines Genossen. Klein und stark, vermied er gern jede unnütze Bewegung und schätzte wenige Dinge auf der Welt

höher als Bequemlichkeit und Ruhe. Der Hauptnutzen, den er mit seinem hellen Verstand und seiner Beobachtung aus der Erkenntnis der Dinge und Menschen zu gewinnen suchte, war ihm, sich körperliches und gemütliches Ungestörtsein zu erringen. Er hatte Verständnis und Empfindung für das Große und Edle im Leben, aber selten überwand er seine Liebe zur Bequemlichkeit so weit, handelnd dafür einzutreten. So kam es, daß er seinen Freunden wohl ein kluger Berater, jedoch kaum je ein Helfer war, obschon er in jüngern Jahren es auch an Thaten nicht hatte fehlen lassen, welche ihn dem Landgrafen wert gemacht hatten. Jetzt saß er bequem zurückgelehnt auf einem mit weichem, dickem Pfühle belegten Holzsitz am Kamin, drehte die Daumen seiner gefalteten Hände spielend umeinander und sprach so ruhig, als handelte es sich um ganz gleichgültige Dinge.

„Glaubt nur, Herr Truchseß," versicherte er, „ich habe die Herzogin sowie die Herren, die mit ihr sind, genau beobachtet. Ebenso haben meine Leute bei den Knappen und Mannen, welche in Eisenach und hier herum auf den Burgen liegen, nachgefragt und geforscht, und alles, was man mir berichtet, stimmt mit dem überein, was ich selbst sah. Frau Sophie hat in Hessen großen Anhang. Nur Anhang, muß man füglich sagen," verbesserte er sich mit Nachdruck. „Die Herren, welche allenfalls gegen sie sind, würden auch für uns kein Gewinn sein; denn es sind nur diejenigen, welche überhaupt an Zucht und Ordnung kein Wohlgefallen haben. Die alten Grafengeschlechter dort im Lande halten ihre Vasallen in Ruhe, die angesehenen reichen Ritter und Landrichter reiten selbst umher, sehen auf Ordnung, schlichten Fehden und halten auch unter sich auf Frieden. Die Städte fühlen die vermehrte Sicherheit; ihr Handel und ihre Gewerbe dehnen sich aus, und die Bauern, die ruhig säen und ernten können, sind zufrieden. Wir müssen uns eben darein finden, jenes Land als abgelöst von Thüringen zu betrachten. Und am Ende, was hat uns die Verbindung für Vorteil gebracht? Es ist ein armes Land, Reichtümer sind uns von dort nie in die Säckel

geflossen. Die Bewohner sind unhöfliche, unfügsame Menschen, und ihr fortwährendes Pochen auf Recht und Gesetz war unbequem."

„Ist denn das Euer Ernst, Goldbach?" fragte verwundert der Truchseß. „Glaubt Ihr wirklich, die Verbindung mit Hessen habe uns keinen Vorteil gebracht? Wie viel Zuzüge zur Heeresfolge glaubt Ihr wohl, sind uns von dort gekommen? Rechnet Ihr die Abgaben und Bede der Städte, die doch hier ins Land flossen, für nichts? Wenn die hessischen Heere klagen, sie hätten von der Verbindung keinen Vorteil gehabt, so glaube ich das; denn ich wüßte allerdings nicht, daß man sonderliche Sorge für Land und Leute dort getragen hätte. Es scheint fast, als ob diese Erkenntnis den Herren daselbst jetzt käme. Wir werden es fühlen, wenn sie uns fehlen."

„Ihr oder ich?" fragte der Marschall lässig. „Bah, wir beide kennen das doch! Wir werden deshalb in Zukunft keine Kriegsdienste mehr thun und von unseren Mannen keinen mehr rüsten als früher auch. Hat es Euch je an Ausrede oder Entschuldigung gefehlt, wenn um die pflichtige Zahl gemahnt wurde? Was die Abgaben und Bede betrifft, so sage ich Euch schon: uns sind sie nicht zugeflossen; der reiche Markgraf mag das Geld entbehren."

„Das Geld, mag sein," gab der Truchseß zu, „aber wegen der Mannen und des Zuzugs werden wir den Unterschied fühlen! Die Landgrafen konnten ihr Recht gegen uns nachsichtig handhaben, da es nie an Reisigen fehlte. Die Hessen drängten sich ja zum Kriegsdienst und nahmen die scharfen Ritte, Wachen und Entbehrungen auf sich als eine Ehre und Lust!"

„Niemand weiß besser als ich, daß sie im Feld und Zelt gute Genossen sind, tapfer und unverdrossen und schon zufrieden mit kleinem Lohn. Ich habe nichts gegen sie; im Gegenteil, es soll mich freuen, wenn Ihr sie halten könnt. Da ich aber weiß, daß die alte Verbindung nicht zu halten ist, so will ich mir darüber den Mut nicht verkümmern. Mögen sie ihren eignen Weg gehen. Mir bringt es keine Unbequemlichkeit, und Euch auch

nicht, ich weiß daher nicht, warum Ihr Euch um Dinge grämt, die Euch ja doch nicht schaden!"

„Weil ich es noch nicht fertig gebracht habe, so nur an mich zu denken, wie Ihr's vermögt!" brach Schlotheim heftig los und seine Augen blitzten. „Das Wohl des Landes, in dem ich lebe, die Macht und das Ansehen des Fürsten, dem ich mich gelobt, liegen mir denn doch noch etwas am Herzen, und ich möchte wissen, ob in der That diese alleinstehende Frau mit ihrem unmündigen Kinde eine Gegnerin ist, welche mit Heinrich dem Erlauchten in die Schranken treten kann?"

„Erhitzt Euch doch nicht so um Dinge, die Ihr nicht ändern könnt? Ich sagte Euch ja schon einmal, daß sie das ist," erwiderte Goldbach, behaglich auf seinem weichen Sitze sich dehnend. „Sie ist eine kluge, beherzte Frau, die ebenso gut versteht, nachzugeben, als am rechten Platze fest zu sein. Dabei ist sie von kühlem Verstand und scheut keine Mühe. Ohne Hitze erwägt sie jeglichen Vorteil und hat es dahin gebracht, daß jeder Stand in Hessen großes für sich von ihr erwartet. Ihr unmündiger Knabe, sagt Ihr? Ich sage Euch, das ist kein schlechter Verbündeter! Seht Euch das Kind einmal an, Herr Hermann, und Ihr müßt zugestehen, daß es nicht leicht ein lieblicheres Kind geben kann, auf welches ein Land seine Hoffnungen baut. Heinrich ist freundlich und zuneigungsvoll für jedermann, hängt mit Treue an denen, welche ihm die kluge Mutter gesellt und ist warmer Liebe fähig. Ein Fürst, der ächte Treue und Liebe hegen kann, ist ein großer Gewinn für ein Volk. Das lernt sich nicht, Herr Truchseß, das muß tief im Herzen sitzen und warm aus ihm hervorquellen. Die kühle Liebe, die im Kopfe sitzt und nach Berechnung ihre Gunst verteilt, macht nicht warm um sich her. Dabei ist er aufmerksam auf alles in seiner Umgebung, lernt mit Eifer, was ihm als nützlich für den künftigen Herrn des Hessen- und Thüringerlandes dargestellt wird, und man hat ihm einen hohen Begriff beigebracht, nicht von seinem künftigen Rang und Ansehen, sondern von dem, was er seinem Lande

einst sein muß. Ihr waret ja gestern Abend in der Halle. Merktet Ihr auf das Spiel der Kinder und sahet Ihr, wie der Knabe es aufnahm, daß des kleinen Stein Kugel den Sieg erlangte und seinen Ball mit fortriß?"

Der Truchseß nickte stumm.

„Ich sage Euch, dieser Zug traf mich ins Herz. Es ist ein großes Ding, so neidlos eines andern Sieg zu sehen und zufrieden zu sein im Mitgenuß, ohne Begehr nach Ehre und nur in Dankbarkeit. Ich habe wohl erlebt, daß ein hochherziger Mann sich solches abrang, bei dem Knaben aber war es der Ausdruck seines Herzens; das wiegt schwer. Ich sah, wie Elbens Augen leuchteten. Er stand auf und schritt die Stufen hinab, um mitzuspielen. Es dünkte dem stolzen Ritter Ehre genug, vor uns allen nichts als der Gespiele dieses Kindes zu sein! Ich weiß, Schlotheim, Ihr haltet mich für sehr gleichgültig; aber dies rührte mich, und ich neidete ihm fast so frohe Hoffnung!"

„Nun, Hoffnung gegen Hoffnung! Setzt die Eure meinetwegen auf Albrecht oder Dietrich, wenn Ihr so gern hoffen mögt; ich meine, das Ansehen, die Macht und der Reichtum ihres Vaters wird den beiden eine bessere Stütze sein als dem Kinde die alleinstehende Mutter. Auch dünkt mich fast, wir streiten hier um Dinge, die keiner Worte wert sind. Ich rede ernsthaft, Goldbach! Ich kam hierher in der festen Überzeugung, in Euch einen Verbündeten meiner Ansichten zu finden, und vernehme nun mit Staunen, daß Ihr diese große Angelegenheit so leichten Kaufs verloren gebt?"

„Verloren? Hm, wie Ihr's nehmt; aber nennt Ihr Überlegung und ruhige Erwägung der Umstände leichten Kauf?"

Der andere beachtete diesen Einwurf nicht und fuhr fort:

„Hätte der Markgraf meinen Rat befolgt, so wäre die Herzogin niemals in Eisenach oder gar hier auf der Burg eingezogen. Er hatte Zeit, Macht und Mittel genug, es zu hindern, kam aber zu keinem Entschluß, weil das Andenken an die getreue Vormundschaft des Oheims und sonstiger Herzenskram seine Ver-

nunft verdunkelte. Er sprach von gemeinsamer Kindheit, Verwandtschaft, Undank und dergleichen. Das sind Dinge, die sich recht schön anhören, für einen Bürger oder Bauern gewiß auch recht preisliche Tugenden sind, um die ein Fürst jedoch sich nicht zu kümmern hat. Ich glaubte auch natürlich kein Wort davon und dachte, er würde gewiß schon einschreiten. Aber nein, die kostbare Zeit verstrich ungenützt. Als ich ihn dränge, wenigstens hierher zu eilen und die Herzogin als seinen Gast zu empfangen, was antwortet er mir?"

Der Truchseß, der mit heftigen Schritten im Gemach auf und ab gegangen war, blieb mit gerungenen Händen vor dem Marschall stehen, der, ohne eine Miene seines ruhigen Gesichts zu verziehen, zu ihm aufsah.

„Seht, wenn ich's nicht selbst erlebt hätte, würd' ich's gar nicht glauben. Er kommt mir mit einer Rede von der heiligen Elisabeth! Diese wache mit besonderer Fürbitte über der Tochter und beschirme den Enkel; keinen Unsegen wolle er auf sich und sein Geschlecht laden, und was dergleichen Salbaderei mehr ist! Bei Gott und seinen Heiligen, Goldbach, er sprach wie ein Pfaffe! Ich, der ich ihn aufwachsen sah, und glaubte, jede Falte seines Herzens zu kennen, ich weiß heute nicht, ob er im Ernst oder Spott sprach. Ich griff an meinen Kopf und fragte mich, ob ich träume, und frage mich das seitdem täglich!"

Der Truchseß schlug sich bei diesen Worten mehrmals mit den Fingern der rechten Hand vor die Stirn und begann seinen Gang durchs Zimmer aufs neue. Der Marschall sah diesem Gebahren mit einer gewissen Neugier zu, ließ sich aber sonst dadurch nicht weiter stören.

„Meinetwegen," fuhr Schlotheim, nach einer Weile wieder stehend bleibend, fort, „meinetwegen mag an die Heilige glauben und zu ihr beten, wer will; ich werde niemand irre machen! Brauchen die Pfaffen eine Schar solcher Heiligen, so werde ich sie nicht hindern, sie sich zu verschaffen. Nur mir soll man nicht zumuten, an die Wunder und Offenbarungen zu glauben, die

wir hier geschehen sahen! Wir wissen, mit welchen Mitteln ihr Beichtvater die kranke, schwache, vor Schmerz um den Tod des Gemahls halb wahnsinnige Fürstin zur Heiligen machte. Es ist nur kurze Zeit her, daß mir der Markgraf ein Schreiben des Bischof Egbert von Bamberg zeigte, in welchem dieser riet, die Landgräfin wieder zu vermählen, um ihrer Verkehrtheit ein Ende zu machen. Ich bin ein guter Christ und glaube auch, daß es eine Schar Heiliger giebt, denen im Himmel die Macht verliehen ist, uns aus dem Schatz ihrer guten Werke und durch Fürbitte zu lösen und zu binden; daß aber der Markgraf seine Ansprüche an das Land nicht aus Furcht vor dieser Heiligen aufgiebt, das weiß ich auch!"

Des Truchseß Erregung steigerte sich unter seinen Worten. Jemehr er sich ereiferte, um so behaglicher drückte sich Goldbach in seinen weichen Pfühl, und als er endlich vor ihm stehen blieb und die Frage an ihn richtete:

„Versteht Ihr das?" versetzte der Marschall ruhig:

„Sehr gut, und ich bin ganz damit einverstanden."

Schlotheim sah ihn so verwundert an, und sein gedehntes, fragendes: „Ihr?" klang so erstaunt, daß Herr Helwig laut auflachte.

„Nun, nehmt's nur nicht übel, Hermann, daß ich Euch diesmal nicht verstehe! Der Markgraf — glaubt mir — thut das einzige, was er thun kann. Er sucht Zeit zu gewinnen. Im Frieden mit der Herzogin wird er leichter mit Mainz sich verständigen können; denn der Erzbischof wartet nur auf den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Verwandten, um bei jedem einzeln seine Pläne durchzusetzen. Sieht er das vereitelt, so wird er nachgiebiger sein. Der erlauchte Heinrich kennt auch den Spruch, an welchen der junge Schartenberg gestern Abend den Prinzen mahnte: „Einigkeit macht stark," und nirgends ist das besser angewandt als der Kirche gegenüber. Auch hier im Lande braucht der Markgraf Zeit. Seid sicher, er wird sie benutzen, seine Stellung zu verstärken und die Wirren zu lösen.

Er hat ganz genaue Kunde vom Stande der Dinge in Hessen und weiß auch, daß die Eisenacher jetzt fest zur Brabanterin halten. Offene Feindseligkeit kann ihm nur schaden. Es ist noch manches Jahr bis zur Mündigkeit des kleinen Herrn; viel kann da geschehen, vieles sich ändern. Daran gedenkt der Herr mit großer Klugheit. Warten ist eine gar feine Kunst; meist ist sie größer und schwerer zu üben als das Dreinschlagen!"

Der Truchseß hatte den Darlegungen Goldbachs ruhig zugehört, auch mehrmals bestätigend genickt und erwiderte jetzt:

„Mein Rat war, und ich kann noch nicht davon abgehen, die Frage rasch zur Entscheidung zu bringen, wenn nicht anders, so mit den Waffen in der Hand. Denn wozu nützt es, die Herzogin erst Boden gewinnen zu lassen?"

„Ihr verkennt eben die Umstände! Sophie kann keinen Boden mehr gewinnen; denn er gehört ihr bereits. Dagegen kann sie solchen verlieren. Allen kann man in ihrer Lage es nicht recht machen. Die Wünsche der verschiedenen Stände gehen weit auseinander. Bis jetzt hofft noch jeder, die seinen durch sie erfüllt zu sehen. Wird aber solche Erwartung getäuscht, was mit der Zeit, zumal hier in Eisenach, geschehen muß, so ist das eine Verstärkung für den Markgrafen, die er gegenwärtig entbehrt. Zudem würde die Herzogin auch im Felde jetzt mächtiger sein als Heinrich. Sie ist hier mit achthundert gerüsteten Reitern eingezogen; die angesehensten Ritter sind bei ihr und werden nicht säumen, alle ihre Vasallen und Reisige für sie aufzubieten. Ihr waret ja selbst in Maden und kennt den Schwur, den die Hessen dort geleistet haben?"

Der Truchseß nickte.

„Nun wohl, so sagt Euch das übrige. Ihr wißt so gut, nein, noch besser als ich, mit welcher zähen Treue dies Volk an seinem gegebenen Wort hält. Ich bin ein Thüring, ich halte auf meine Genossen und liebe sie; aber das hält mich nicht ab, anderm Stamme gerecht zu sein. Ich habe nicht gern mit den Hessen zu thun. Sie sind schwerfällig, hochmütig, ungesellig, karg und

kurz von Worten, hängen untereinander fest wie eine Sippe und sind dem Fremden abgeneigt, aber von unerschrockener Tapferkeit und zuverlässiger Treue. Solange dort noch ein einziger Mann atmet, der den Schwur von Maden mitgethan, solange hat Frau Sophie noch einen Kämpen, der für sie streitet bis zum Tode. Ob der Markgraf jetzt auf eine so große Heeresfolge zählen kann, scheint mir zweifelhaft. Die Meißner Herren werden nicht sehr geneigt sein, ihm außerhalb ihrer Marken zu dienen; und wie weit die Thüringe in Stadt und Land zu ihm stehen, muß eben die Zeit erst lehren."

„Ich weiß nicht," fiel der Truchseß dem Redenden verdrießlich ins Wort, „warum Ihr Euch so zum Lobredner der Vorteile Sophiens macht!"

„Wie so?"

„Etwa nicht? Erst neidet Ihr den Hessen die Hoffnung auf ihren Erben, dann rühmt Ihr sie hoch, nun macht Ihr obendrein unsere Treue fraglich!"

„Nein, das thue ich nicht, Truchseß," erwiderte der Marschall nachdrücklicher, als er bis jetzt gesprochen hatte. „Wir haben keinen gemeinsamen Tag gehalten, um uns dem Markgrafen zu geloben, und niemand begeht einen Treubruch, wenn er sich für Frau Sophie erklärt. Auch rühmte ich nicht die Hessen dadurch, daß ich anerkenne, was wahr ist. Es wird eine Zeit kommen, wo sie uns als Feinde gegenüberstehen, und es ist klug, den Feind, den man besiegen will, zu kennen, thöricht dagegen, ihn zu verkleinern."

Man klopfte an die Thür, und auf die Aufforderung, einzutreten, schritt der Ratsherr Velsbach über die Schwelle.

Er war ein kleiner, schlanker, sehr beweglicher Herr, dessen gebräuntes Antlitz nur durch die hohe, stark gewölbte, breite Stirn und die dunkeln Augen Bedeutung erhielt. Etwas Widerspruchsvolles lag in dem Blick, der soeben noch voll lebhaften Feuers funkeln und leidenschaftlich strahlen, gleich darauf aber, wie in Ermattung, niedersinken und mit schwärmerischem Aufblick

dann sich wieder erheben konnte. Denselben Widerstreit gaben sein Wesen und seine Worte kund. Auf leidenschaftlichste Erregtheit folgte gleich darauf die Ruhe der Ergebung und Schwärmerei, wodurch nicht nur er, sondern nicht selten auch seine Umgebung in Aufregung erhalten wurde. Gleichwohl war diese Ungleichheit zum Teil mit eine Ursache seines großen Einflusses bei der Bürgerschaft in Eisenach, und es unterlag wohl keinem Zweifel, daß seiner Beredsamkeit zumeist die Herzogin den Anhang verdankte, den sie in der Stadt besaß. Die Richtungen der Zeit fanden in Velsbach einen Ausdruck, wie sie auffallender wohl kaum in einer andern Persönlichkeit sich erweisen konnten: rücksichtslose Leidenschaft, das Verlangen, das Gewünschte, wenn nicht anders, sogar mit Gewalt zu erreichen, und daneben ein Halten am starren Recht und Brauch, welches weder auf Vernunft noch Vorteil sah; Freiheit des Urteils neben einem Aberglauben, der jede eigne Beobachtung und jedes selbständige Denken geradezu als etwas Sündliches ausschloß.

Den beiden Rittern war er seit lange wohl bekannt. Der Marschall schätzte ihn seiner Redlichkeit halber hoch und sah sein Gebahren immer mit einer gewissen Teilnahme an; der Truchseß fand ihn unleidlich, unbequem und unerträglich. Er hatte für seinen Charakter nicht das richtige Maß des Verständnisses und hielt des Bürgers Befangenheit in Glaubenssachen bei dessen sonst hellem Verstande für Verstellung.

Velsbach hatte bei seinem Eintritt die flache Kappe abgenommen; sein langes, dunkles Haar hing ihm in wirrem Gelock bis auf den schmalen, weißen Halskragen herab, und über seinem weiten, um die Hüften gegürteten Oberkleid von grauem Tuch trug er einen ebenfalls grauen Mantel, der weit und lang, fast bis auf die Füße reichte und vorn auf der Brust mit einfachen Nesteln geschlossen war.

Nach kurzer Begrüßung mit den Herren ging er gleich auf den Zweck seines Kommens ein, der in dem Wunsche be-

stand, die Herzogin zu sprechen; er habe aber im Hofe erfahren, daß sie in Begleitung des Markgrafen die Burg verlassen habe.

Die Ritter bestätigten es.

„Auf dem Wege zur Stadt bin ich den beiden nicht begegnet, und nach einer andern Richtung, so allein, — und ohne Gefolge? . . . .“

„Fürchtet Ihr, der Markgraf würde die Fürstin ermorden?“ unterbrach ihn spottend der Truchseß, der in einer der tiefen Fensternischen stand.

„Herr Truchseß!“ rief der Ratsherr erschrocken und verweisend.

„Nun?“

„Wie könnt Ihr meinen Worten solche Auslegung geben!“ rief Velsbach aufgebracht.

„Auslegung? Ich? Ich fragte nach Eurer Befürchtung! Der Gang schien Euch bedenklich!“

„Führt Euch ein besonderes Anliegen herauf, Herr?“ unterbrach Goldbach den Truchseß. Er wußte, daß dieser nicht leicht in Frieden mit dem Bürger sprach und daß denselben Schlotheims Weise zu Ausfällen reizte, welche der ruhige, bedächtige Marschall gern vermieden sehen wollte.

„Ja wohl, Herr,“ versetzte der Gefragte. „In Eisenach hat sich das Gerücht verbreitet, die Herzogin wolle dem Markgrafen ihre Ansprüche an Stadt und Burg abtreten, wodurch . . . .“

„Davon ist hier nichts bekannt,“ fiel beruhigend Goldbach dem Bürger ins Wort. „Der Markgraf kam erst heute morgen kurz vor der Mahlzeit an, und zu so wichtiger Abmachung war wohl die Zeit noch zu kurz.“

„Ohne Einwilligung des Rates und der Bürger würde Frau Sophie solche Verfügung auch nicht treffen können!“ versicherte der Ratsherr.

„Nicht können? Ihr gebraucht seltsame Worte, Herr! Wenn Eisenach, wie Ihr ja meint, der Herzogin Eigentum ist, so kann sie damit thun, was sie will. Wenn ihr nun die

Stadt nicht ansteht, wollt Ihr sie alsdann etwa zwingen, sie dem fremden Gebiete zuzufügen?“ warf der Truchseß ein.

Velsbach beachtete die Einrede nicht und wandte sich ganz zu dem Marschall, der ihm schon vorhin einen Sitz gegenüber am Feuer angeboten hatte.

„Die ganze Bürgerschaft,“ sagte er, „ist einig in dem Wunsche, das Kind aus St. Elisabeths Blut als künftigen Herrn anzuerkennen. Wir allesamt erwarten, durch ihn den Segen der Heiligen für die Stadt zu empfangen. Es ist aber nicht das allein. Auch nach dem gebräuchlichen Recht sind Mutter und Sohn die Erben. Meißen ist uns so fremd wie Hessen und liegt noch entfernter. Wir wollen, daß alles nach alter Gerechtigkeit verbleibe!“

„Der Meißner empfing schon lange die Thüringer Lehen aus des Kaisers Hand, der sie zu vergeben hat,“ erinnerte Goldbach ruhig.

„Eisenach ist kein Reichslehn; es vererbt frei,“ beharrte Velsbach.

„Wohl; dann müßt Ihr Euch aber von Eurer alten Genossenschaft trennen und fremdem Stamme zugesellen, Herr Ratsherr; denn das Thüringerland ist rechtmäßig dem Meißner vergeben,“ mahnte Goldbach, und der Truchseß, welcher aus der Fensternische hervorgetreten war, sagte:

„Laßt's nur gut sein, Goldbach. Die klugen Bürger und Handelsherren werden schon wissen, daß sie ein gutes Geschäft machen, und werden das Ansehen der ersten Stadt Thüringens nicht um ein Linsengericht verkaufen!“

Der Ratsherr sprang auf. Sein dunkles Gesicht glühte vor Zorn, und die Adern seiner Stirn waren mächtig angeschwollen. Einige Augenblicke rang er vergebens nach Worten, dann brach er aus:

„Gewiß, Herr Truchseß, hoffen wir, ein gutes Geschäft zu machen. Für uns und unsere Kinder hoffen wir auf Heil und Segen, der ihnen aus der Wahrheit, aus Recht und Gerechtig-

keit erblühen soll. Solange ich lebe und Atem habe, will ich bekennen, daß Stadt und Burg und andere Orte im Lande der Herzogin rechtmäßiges Eigentum sind. Gott und den Heiligen sei Dank, mancher brave Mann in Eisenach denkt wie ich und ist bereit, solche Meinung auch in Not und Fährlichkeit zu vertreten. Habe ich aber Euer Denken ungekränkt gelassen und streite ich nicht mit Euch um Lehn- und Ritterrechte, so verlange ich auch, daß ihr eines ehrlichen Bürgers Ansicht nicht verunglimpft!"

„Auch Recht und Gerechtigkeit," lenkte klug und ruhiger redend der Truchseß ein, „hat zwei Seiten, und wenn Ihr diese beiden Dinge für Euch allein in Anspruch nehmt, so kann auch ich so wie Ihr sagen, daß Ihr meine Meinung verunglimpft. Ihr urteilt und habt dabei nichts im Auge als das Erbrecht, welches aber doch eine Menschensatzung ist. Ich dagegen gedenke der von Gott gesetzten Zusammengehörigkeit, nach welcher Ihr Euch nicht von Euerm alten Stamme trennen könnt, ohne an Euch selbst ein Unrecht zu begehen. Oder könnt Ihr ein Hesse werden nach Blut, Sitte, Neigung und Sippe? Nein, Ihr könnt' es nicht und wollt' es gar nicht; denn Ihr haltet Euern Stamm ebenso hoch wie ich und höher wie jeden andern. Scheint es Euch jedoch besser, ein Hesse zu sein, denn ein Thüring, nun wohlan, so gesellt Euch ihnen; wollt Ihr aber Eures Stammes Genosse bleiben, so dürft Ihr auch keinem andern Herrn zugehören, als wir übrigen."

Velsbach hatte den Ritter ruhig angehört, erwiderte aber ungeduldig:

„Die Landgrafen von Thüringen waren von jeher Herren von Hessen, doch darum die Hessen niemals Thüringe!"

„Wollt Ihr Eure einzelne Stadt mit einer ganzen Landschaft vergleichen?"

„Es sind noch andere Orte und Teile des Landes freies Erbe!"

„Mit denen vereint, Ihr künftig der Landschaft Hessen zugehören wollt, wie diese bis jetzt hier dem Lande geeint war?

Nun, ehrgeizig seid Ihr allerdings nicht, das muß ich Euch zugestehen!"

„Wir trachten nicht nach Ehre noch irdischem Gut, wir trachten vielmehr nach der Gerechtigkeit, durch welche uns alles andere zufallen wird," rief der Bürger in vertrauensvollem Ton und mit schwärmerischem Aufschlag der dunkeln Augen, die einen träumerischen Ausdruck gewannen.

Der Truchseß sah ihn verwundert an.

„So gilt Euch wirklich die Klugheit gar nichts?" fragte er.

„In diesem Falle, nein!"

„Seid Ihr Euch wohl bewußt, welche Gefahren und welches Leid Ihr mit diesem Eigensinn über die Stadt bringen werdet?"

„Im Gegenteil, wir hoffen auf Gottes und St. Elisabeths Segen, der allen verheißen ist, die Recht und Gerechtigkeit hochhalten. Nennt Ihr das Thorheit, Herr Truchseß, so beklage ich Euch. Ihr traget Eure grauen Haare umsonst, wenn Ihr in Euerm langen Leben nicht erkannt habt, daß Gottes Segen auf denen ruht, welche die Wahrheit lieben und das Unrecht hassen," erwiderte der Bürger feierlich.

„Begreift Ihr denn aber gar nicht, Velsbach, daß auf ein solches Erbe nicht verzichtet werden kann wie auf ein Erbe des gemeinen Lebens?" rief Schlotheim erregt, dem Ratsherrn näher tretend. „Könnt Ihr denn in Wahrheit die Jahrhunderte alte Verbindung aufgeben wollen um eines Knaben willen, von welchem Ihr nicht wißt, zu was er heranwächst? Seht doch auf das Land, Herr, dem Ihr entstammt seid, darin Eure Väter wohnten, und dem sie ihr Blut und Leben hingaben. Könnt Ihr nicht begreifen, daß dies Land ein Recht an Euch hat, dem kein anderes vorangeht? Jenes ist zufällig, dies ist mit Euch verwachsen; Ihr könnt Euch nicht losreißen, ohne Euch zu verwunden. Wir können uns nicht die Feste nehmen lassen, welche seit Jahrhunderten unsere Grenzen schützt, in fremder Hand aber eine beständige Bedrohung unserer Marken sein würde!"

„Ich begreife so gut wie Ihr, Herr Truchseß," antwortete

der Bürger, diesmal ruhiger als der Ritter, „und ich sehe noch weiter; denn ich sehe Dinge, von denen Ihr wohl wünschen werdet, ich möchte sie nicht durchschauen. Die Ziele der Bürger und Ritter sind noch niemals dieselben gewesen, und ich merke ganz gut, daß der Herren Wünsche andere sind als die der Stadt. Herr Heinrich von Meißen ist uns ebenso fremd, als Euch Frau Sophie. Daß diese Hessen besitzt, ist uns so wenig ein Hindernis, wie es Euch ein Nachteil erscheint, daß jenem Meißen zugehört. Aber der Herzogin Erbrecht geht dem des Markgrafen voran; sie ist des frommen Ludwig und der heiligen Elisabeth Tochter, und um deren Segen, welcher sichtbar mit uns sein wird, ist es uns zu thun."

„Herr Gott und alle Heiligen, steht mir bei!" rief der Truchieß und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß es dröhnte. „So glaubt Ihr wahrlich, die Landgräfin werde aus dem Himmel niedersteigen und Euch belohnen? Um solcher Tollheit willen vergebt Ihr die Stadt und schädigt das Land!"

„Den Thoren ist es ein Ärgernis," murmelte der Bürger halblaut und bekreuzte sich, dann sagte er laut:

„Vor unsern Augen hat die hohe Frau sich erniedrigt und willig Schmach getragen gleich wie Christus, unser Herr und Meister, zur Ehre Gottes. Männer und Frauen, deren Worten ich vertraue, haben die Wunder gesehen, so sich begeben, wo die fromme Herrin weilte. Danach habe ich selbst ihre Erhöhung in Marburg geschaut. Der Kaiser hielt sich nicht für zu gut; er demütigte sich und setzte ihr die Krone der Heiligkeit aufs Haupt. Lieblicher denn je im Leben strahlte ihr verklärtes Antlitz, trotzdem sie jahrelang in ihrer Gruft geruht hatte. Erst, als sie den Schmuck der Heiligkeit empfangen, zerfiel die irdische Hülle, und angethan mit dem verklärten Leib der Ewigen, lebt sie im Himmel und bittet für die, so ihr anhangen. Mag eine Zeit der Trübsal über uns hereinbrechen, St. Elisabeth betet für uns, und wir dürfen uns getrösten, daß auch wir die Krone empfangen werden, wofern wir in Treuen ausharren."

Des Truchseß Aufregung hatte unter der begeisterten Rede des andern nachgelassen. Er starrte ihn an, wie man neues, unbegreifliches anzusehen pflegt; dann sah er zu dem Marschall hinüber, der mit lächelnder Behaglichkeit den Streitenden zuhörte.

„Sitzt nicht da, Goldbach, als ginge Euch die Sache gar nichts an," rief er ungeduldig, als jener schwieg. „Wie könnt Ihr solches anhören und nichts thun, als die Daumen umeinander drehen?".

„Ich finde in der That, daß mich diese Sache nichts angeht," erwiderte der Angerufene gelassen. „Ihr wollt den Ratsherrn von Dingen überzeugen, von denen er nun einmal nicht überzeugt sein will, und für welche er sicher noch andere Gründe hat, als er uns vorbringt. Die Bürger in den Städten glauben überdies stets, daß die Erkenntnis der Wahrheit auf ihrer Seite allein sei. Wenn die Zeit zum Handeln kommt, werden alle nach ihrem Vorteil zu greifen verstehen. Einstweilen sucht sich jeder eine Stütze für seine Meinung. Ihr wählet Euch dazu den Meißner, Velsbach die heilige Elisabeth, und ich die Zeit. Wartet im Frieden ab, was sie bringt; das ist mein Rat."

* * *

Solchergestalt traten sich in diesen Märztagen des Jahres 1250 die Meinungen und Hoffnungen der auf der Wartburg und in Eisenach Versammelten entgegen. Inmitten all dieses Streites waren der Markgraf und die Herzogin noch die Einigsten. Im ganzen war Sophie geneigt, des Vetters Wünsche zu erfüllen, und er war angesichts der Verhältnisse bereit, weitergehende Forderungen aufzugeben, da ein festes Bündnis mit ihr ihm jetzt ersprießlicher erschien, als ein Besitz, den er in Frieden nicht erhalten konnte.

Die stattliche Macht der Begleiter der Herzogin gab ihren Ansprüchen einen wohl zu beachtenden Rückhalt, und so kam endlich nach verschiedenen Beratschlagungen der einzelnen und längern Verhandlungen aller Beteiligten eine Einigung der Verwandten zu stande.

Eine glänzende Versammlung füllte am 3. März den großen Rittersaal der Wartburg, der das ganze obere Stockwerk des „hohen Hauses“ einnahm. Es war ein Raum, wie ihn so groß und schön nur wenige Burgen aufzuweisen hatten. Nach der Hofseite zu lief ein durch Säulen abgeschlossener Gang an der Länge des Saales hin und öffnete sich nach Süden auf einen Söller, von welchem aus man einen Blick nach der Seite des Gebirges in eine Wildnis von Wald, Felsen und Klippen, in schluchtartige Thäler und auf hohe, sich übereinander türmende Berge hatte. Am Fuße dieses Ausbaues befand sich der Bärenzwinger, in welchem immer eine Anzahl dieser grimmigen Waldbewohner gehalten und der Sage nach mit dem Fleische der eingebrachten unglücklichen Gefangenen ernährt wurden.

Die Wände des Saales waren mit Teppichen, Fahnen und Waffen, mit Jagdbeute und Tierfellen so reich behangen, daß man von der geschnitzten und vergoldeten Holztäfelung nur wenig sah. Ebenso waren Sitze und Tische mit Teppichen und kunstvoll gearbeiteten Decken zierlich belegt, und Truhen mit schweren Silberbeschlägen bargen den Schatz der alten Landgrafen, von dem aber viele Kleinode schon hinweg genommen waren. Auch dieser Raum hatte einen erhöhten Herrensitz, von dem aus einst die Gebieter der Burg den Tänzen und Aufzügen zugeschaut, welche man hier aufgeführt hatte.

In diesem Prunksaal der Burg übergab Sophie feierlich vor den anwesenden Rittern und Bürgern der Stadt dem Markgrafen die Vormundschaft über ihren Sohn sowie die Stadt Eisenach und die Feste Wartburg „zu getreuer Hand“ *) bis zu Heinrich des Kindes Mündigkeit, der aber schon von jetzt an den Titel „Landgraf“ zu führen berechtigt sein sollte.

---

*) Am 28. Februar 1250 eilte Heinrich der Erlauchte von einem Landtag zu Mittelhausen nach der Wartburg, um seine Muhme zu begrüßen, und erhielt nach mehrfachen Sitzungen drei Tage darauf von ihr die Vormundschaft — ergo am 3. März.

Der Vertrag selbst existiert nicht mehr. „Bis zur Mündigkeit“

In Bezug auf Hessen verpflichtete sich Heinrich der Erlauchte, Statthalter aus der Reihe der hessischen Landrichter und der Geistlichkeit zu ernennen.**) Nur eine einzige Stadt und Burg sollte sich ihm in diesem Lande öffnen, wozu Gudensberg bestimmt wurde. Über alle andern Fragen sollte eine Entscheidung des Kaisers abgewartet werden.

Die Herzogin atmete auf, als endlich die Abmachungen vor großer Versammlung mit Wort und Handschlag bekräftigt waren, und auch der Bann des Erzbischofs erschien ihr weniger drückend, seit sie sich mit dem Vetter im Frieden wußte.

Selbst die Kinder waren von all diesen Verhandlungen nicht unberührt geblieben und hatten ihre Parteistellungen genommen. Götz hegte eine entschiedene Abneigung gegen den Markgrafen, die er so wenig verhehlte, daß ihn die Herzogin wiederholt zu höflichem Betragen ermahnen mußte. Elben machte den vergeblichen Versuch, den Junker von des Markgrafen Aufrichtigkeit zu überzeugen, erlangte jedoch mit seinen Bemühungen nichts als das Zugeständnis, seiner Meinung keine Worte geben zu wollen. Er war zu jung, um mit Gründen zu streiten; als aber jemand dem Truchseß von Schlotheim den Vorwurf der Falschheit machen wollte, trat er mit Heftigkeit dagegen auf:

---

lautete die Verabredung. Über diese Fassung entstand später der Streit. Nach hessischem Recht war Heinrich mit 12 Jahren mündig; nach thüringischem Recht mit 18 Jahren. In beiden Ländern kam er erst mit 18 zur Regierungsgewalt. Siehe Polack: Landgrafen von Thüringen, S. 218, und Tittmann: Heinrich der Erlauchte.

**) Konrad von Elben, Werner von Bischoffshausen und Propst Eckehard von Fritzlar werden ernannt zu: habentes a domino Marchione Misnensi procurationem Hassiae in commisso, bei Kuchenbecker: Erbhofämter S. 48. In Kopps hess. Gerichtsverfassung, Teil I. Beilage 5 sind sie genannt: habentes terram Hassiae in commisso. 1252 kommt Heinrich von Glizberg — Gleiberg — als Statthalter hinzu. Rommel nennt sie Generalkommissäre. Bd. II. S. 22 seiner Geschichte von Hessen.

„Eines Ritters Ergebenheit für seinen Herrn ist keine Falschheit," rief er aus. „Viel eher kann man sie Treue nennen, selbst wenn sie eine Täuschung für andere birgt. Dem Herrn aber geziemt kein Hinterhalt seiner Gedanken."

Elben und Bischoffshausen, welche dem Gespräche zugehört hatten, sahen sich an und lächelten. In ihren Herzen mochten sie dem stolzen Knaben wohl beipflichten.

Beide Ritter*) waren vom Markgrafen nebst dem Probst Eckehard von Fritzlar zu Statthaltern in Hessen ernannt worden und hatten sich ihr Wort gegeben, ihres Amtes so zu walten, daß dem Vormund keine Gelegenheit zur Einmischung in dieses Landes Verwaltung gegeben werden sollte. Freundlich zogen sie den jungen Ritter Stephan von Schartenberg zu sich heran, der durch die Teilnahme an den Gesprächen und Beratungen der Herren selbst erst erfuhr, wie sehr sein Herz an seinem Stammlande hing. Dadurch hatte er abends in der Halle nur zerstreut auf die Spiele der Kinder gemerkt, kaum daß es dem kleinen Prinzen glückte, ihn zum Mitspielen zu verlocken.

Heute aber schienen alle bedrückenden Sorgen zur allgemeinsten Befriedigung abgethan. Die Herzogin, welche die Wartburg dem Markgrafen zur Besetzung übergeben hatte, wollte noch einige Zeit in Eisenach verweilen. Der Markgraf rüstete sich zum Abreiten: er gedachte, mit dem Morgengrauen des nächsten Tages zu dem Landtag nach Mittelhausen zurück-

*) Konrad von Elben, aus altem hessischen reich begütertem Adelsgeschlecht entsprossen, war Schirmvogt von Hasungen, Landrichter und Statthalter. Das Geschlecht ist ausgestorben. Die Buttlar von Elberberg sind im Besitz der alten Lehengüter.

Werner von Bischoffshausen war Besitzer und wahrscheinlicher Erbauer der Burg Löwenstein. Seine drei Söhne nannten sich fortan Löwenstein und sind Gründer der drei Linien jenes Geschlechts. Der Grund des Namenswechsels ist unbekannt. Wappen und Besitz wechselten nicht. Mehr über diese Familie und Burg siehe in Landaus hessischen Ritterburgen, Bd. I., S. 131.

zukehren und schien zufrieden mit dem, was er erlangt hatte. Ob es mehr oder weniger war als er gehofft, erfuhren selbst seine vertrautesten Ratgeber nicht. Doch schien fast das erstere der Fall; denn heiterer als an diesem letzten Abend in der Halle hatte man ihn selten gesehen. Alle seine guten, glänzenden Eigenschaften und seine reiche Begabung nach jeder Richtung hin traten zu Tage, und selbst die ihn mißtrauisch betrachtenden Hessen gestanden, daß „der erlauchte Herr und edle Mann von Meißen“ auf jede Weise zu bestricken vermochte.

Elben und Schartenberg hatten sich im untern Hallenraume zu den Kindern gesellt, und niemand hätte dem ernsten Ritter Konrad zugetraut, daß er sich so heiter und froh auf kindliche Scherze verstand. Stephan Schartenberg war der von großem Kreise umringte Erzähler alter Sagen, die er in wundersamer Weise mit Begebenheiten aus den Kreuzzügen und sonstigen Erinnerungen des Volkes vermischte. Heinrich lehnte an seinem Kniee; des Kindes Augen glänzten und seine Wangen glühten bei den Berichten der Heldenthaten, welche die Väter einst vollbracht hatten. Als der Ritter von einem verirrten Krieger erzählte, der halb verschmachtet an einer Quelle der Wüste von wilden Sarazenen überfallen wurde und mächtigen Armes den Anführer in zwei Teile spaltete, da hielt er vor Teilnahme den Atem an.

„War es ein Thüring oder Hesse?“ fragte er gespannt.

„Wer mag es wohl gewesen sein?“ fragte Elben, der daneben saß, zurück.

„Ein Schartenberg!“ rief das Kind in der Erwartung, der Ritter habe ihm die That eines Ahnherrn erzählt.

Elben zog ein klägliches Gesicht und in Ton und Gebärde der Sänger verfallend, die als fahrende Leute die Heldensagen im Gedächtnis des Volkes wach erhielten, sang er:

„Ein Schwabe war's und dies nennt man 'nen Schwabenstreich!“

Laute Fröhlichkeit belohnte ihn, und er fuhr fort, des Ritters Erzählungen mit Fragen zu unterbrechen, deren Beant-

wortung, nicht immer treffend, zu fortwährender Heiterkeit Veranlassung bot.

Schartenberg erzählte vom Riesen Egge, welcher auszog, um Herrn Dietrich von Bern zu erschlagen.

„Warum denn?“ fragte Elben.

Die verschiedensten Ansichten und Vermutungen wurden laut; und des kleinen Popo vom Stein Antwort:

„Um ihn zu beerben!“ war in diesen Tagen, wo beständig vom Erbrecht die Rede war, zu natürlich um nicht sehr belacht zu werden; aber die richtige Lösung, daß nur Ehrgeiz die Triebfeder war, traf niemand. Damit man im Lande sage:

„Sehet Herrn Egge! er hat den großen Berner erschlagen!“ berichtete endlich Stephan und fuhr dann in der Erzählung fort. Er kannte viele Strophen des alten Gesanges auswendig und trug sie in jener ergreifenden, halb singenden, halb erzählenden Weise vor, in welcher sie im Volksmund lebten.

Der Schluß des Liedes, wie Egge nach furchtbarem Ringen von Dietrich erschlagen wird, dann dessen Klage um den gefallenen Helden, nachdem er durch den abgestreiften Ring des Toten seinen Namen erfahren, sein feierliches Begräbnis durch den Sieger und der fromme, fast zärtlich klingende Gruß desselben in das Grab: „Gnad Dir Gott, mein lieber Egge,“ wurde von allen in so teilnahmsvollem Schweigen angehört, daß die Lustigkeit für eine Weile verstummte.

Der Markgraf, der ein hochgebildeter Herr war und sich selbst viel mit Dichtkunst und Gesang befaßte, hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Nun winkte er dem Prinzen, dessen scheue Zurückhaltung ihm nicht entgangen war, zu sich heran und gab ihm Rätselfragen auf, wie sie für sein Alter paßten und damals eine beliebte Unterhaltung in Hof und Halle, in Stadt und Dorf ausmachten. Nach und nach beteiligten sich alle Anwesenden dabei, und der alte Kanzler Heinrich, der tugendhafte Schreiber, erweckte die Erinnerung an das Rätselspiel, welches einst hier im Sängerkriege war aufgegeben worden. Er wurde jugendlich

lebhaft beim Gedächtnis jener Tage verklungener Herrlichkeit. Ein Lied erweckte das andere, und bald ertönte Sang und Klang so munter in der alten Halle, als sei die entschwundene Zeit wieder aus dem Grabe der Vergangenheit erstanden. Am lebhaftesten und angeregtesten bei dieser Unterhaltung war aber der Markgraf. Er trug einige seiner selbstgedichten Lieder vor*) und forderte die Anwesenden auf, es ihm nach zu thun.

Gottfried hatte sich viele Strophen des alten Nibelungenliedes wohl gemerkt und verstand, sie gut und ergreifend vorzutragen. Die Herzogin mahnte ihn daran, und er wählte die Stelle, wo die Feinde den gefangenen Burgunderkönigen freien Abzug bieten, wenn sie in die Auslieferung des treuen Hagen willigen würden. Mit einem Schrei des Entsetzens wird dies Verlangen abgelehnt; denn zu ungeheuerlich wäre der Frevel solchen Verrates. Götz wußte die gegenseitige Treue, die Treue des Königs wie des Dienstmanns, die Treue, die vor nichts zurückschreckt und aushält bis zum Tode, anschaulich zur Geltung zu bringen und erntete reichen Beifall. Nur die Herzogin schwieg. Sie hatte die Wahl des Junkers verstanden und war unzufrieden, daß er an seiner Abneigung festhielt.

„Ich weiß auch einen schönen alten Sang," sagte Heinrich zu Schartenberg, zu dem er zurückgekehrt war, sobald die umschlingenden Hände des Markgrafen ihn freigaben. „Götz hat ihn Hedwig gesungen, da habe ich ihn auch gelernt."

„Nun, so singt ihn uns," ermunterte Schartenberg den Kleinen, und dieser begann mit inniger und richtiger Betonung, wie er es wahrscheinlich von Gottfried gehört hatte:

„Du bist mein und ich bin Dein,
Des sollst Du gewißlich sein.
Schloß Dich in mein Herz hinein,
Verloren ist das Schlüsselein,
Und Du mußt immer d'rinne sein!"

---

*) Sechs Lieder von Heinrich dem Erlauchten finden sich in der Manassischen Sammlung.

Die Zuschauer riefen ihm lauten Beifall, und viele lachten.

„Mit solchen Dingen unterhält der Junker das Fräulein?“ fragte Elben und sah nach Gottfried hin, der errötend wie ein Mädchen und beschämt wie ein auf frischer That ertappter Bösewicht neben Hedwig stand, die offenbar von dem tiefern Sinn des Liedes so wenig verstand als der kleine Prinz.

„Ich lernte das Lied im Kloster,“ verteidigte sich Götz finster. „Euer Bruder sang es oft genug, um es ihm abzulernen, und erklärte uns, daß die Weise von einem Mönch, Wernher von Tegernsee, gedichtet sei, der vor hundert Jahren lebte. Wahrscheinlich hat er es der allerheiligsten Jungfrau gesungen!“

„Ich mache Dir ja keinen Vorwurf daraus, daß Du die Strophe kennst,“ lachte Elben. „Ich freue mich vielmehr, daß Du sie anzuwenden verstehst. Den Heldensang in der Halle vor den Rittern; den Minnesang im Dienste der Herrin, das ist ächter Ritterbrauch!“

Angeregt durch das kleine Lied, lenkte sich das Gespräch auf den Minnesang, der wohl ausgesungen, aber noch nicht ausgeklungen war, und von dem namentlich die Thüringer Herren manche liebliche Strophe im Gedächtnis hatten. Die meisten dieser Dichtungen sowie die Art ihres Vortrags waren der Herzogin fremd. Ihre Kindheit war in klösterlicher Strenge bei ihrer Base Mathilde, der Äbtissin von Kitzingen, verstrichen, und am Hofe ihres viel ältern Gemahls waren diese Weisen nicht erklungen. Der Markgraf ließ sich eine Laute bringen und sang eines der ältesten und lieblichsten aller Minnelieder, das Lied von Kürenberg: „Ich zog mir einen Falken“.

Singen war aber wohl kaum die richtige Bezeichnung für diesen Vortrag, der stets mehr ein Reden blieb und sich nur dem Takt und der Modulation des Spieles unterwarf. Mit weichem, wehmutsvollem Ausdruck folgte seine bewegliche Stimme dem einfachen Rhythmus der Musik, und nur einzelne vollere Griffe in die Saiten verbanden die Zeilen zu einem festern Zusammenhang. Die leise, sehnsuchtsvolle Klage, die unbeantwortete Frage

des kleinen Gedichtes kamen auf diese Weise zu einer Geltung, welche einfaches Hersagen niemals hätte erzielen können. Sichtlich war der tiefe Eindruck, wenn auch lauter Beifall sich zurückhielt. Selbst die Kinder lauschten dem seltenen Genuß lautlos, und Gottfried beneidete den Dichter und den Sänger, welche die unaussprechlichen Gefühle des Herzens so zum Verständnis bringen konnten.

Bald ging die Laute von Hand zu Hand. Die jungen Ritter wurden warm, die alten jung unter diesen Liedern, welche fast alle zum Lobe der Frauen dienten und die deutsche Liebe besangen, die kein anderes Volk in solcher Weise verherrlicht hat. Da war nichts von wilder Leidenschaft, nichts von zügellosem Begehren, Untreue, Eifersucht, Zweifel und Trennung; da war nur Treue, Hoffnung, Sehnsucht, Milde und Bescheidenheit. Alle diese Lieder gaben das Zeugnis einer so verehrenden Liebe, wie sie in keinem andern Lande der Erde und zu keiner andern Zeit den Frauen entgegengebracht wurde außer in Deutschland, wo dieselben von jeher eine ungewöhnlich hohe Stellung einnahmen.

Selbst der alte Kanzler Heinrich griff nach dem Instrument und sang das Lied Gottfrieds von Straßburg zum Lobe der Jungfrau Maria:

„Du Rosenblüte, Du Lilienblatt,
Du Königin der hohen Statt,
Du Herzensfreud' für alles Leid,
Du Freud' in rechter Bitterkeit!"

mit dem Ausdruck warmer Begeisterung und hohen Glaubens.

Nach ihm ließ der Erbtruchseß von Schlotheim sich die Laute geben. Seine Griffe in die Saiten waren voller und tönender, und er entlockte ihnen eine zusammenhängende Melodie, bevor er mit seinem Sang begann.

Er hatte ein Lied Walthers von der Vogelweide gewählt, dieses gewaltigsten, kühnsten und vielseitigsten aller Minnesänger. Mit leiser Wehmut hub er an:

„O, weh', wohin sind geschwunden alle meine Jahr'
Hat mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?"

Langsam und stetig steigerte er die Klage um das, was er besessen und verloren, in ergreifender Weise bis zu dem Vers:

„Die mir Gespielen waren, die sind nun träg und alt,
Öd liegt vor mir das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur noch das Wasser fließet, so wie es weiland floß."

Von da an ließ er Ton und Stimme wieder sinken, und wie alles Irdische im Liede schwindet, so verklang sein letztes „O, weh," wie ein Hauch.

Es war ein meisterhafter Vortrag gewesen, wie der Truchseß ihn wohl vom Sänger selbst in dieser Halle einst gehört und gelernt hatte.

Das Schweigen der Zuhörer sagte mehr von der Tiefe des Eindrucks, den er hervorgebracht, als der lauteste Beifall vermocht hätte.

Im Auge Sophiens schimmerte es feucht, als sie aufstand, um dem Vetter und den Herren für ihre Lieder zu danken, welche an dieser alten, von Sang und Klang geweihten Stätte mit allen Erinnerungen, die sie erweckten, der hohen Frau besonders feierlich ins Herz geklungen waren.

Eine weitere Unterhaltung kam nicht mehr recht in Gang. Die Herzogin bat den Markgrafen noch um Übersendung des von ihm in regelrechte Musikform gesetzten Kyrie eleison und Gloria in excelsis Deo, dessen Einführung bei den öffentlichen Gottesdiensten der Papst der Geistlichkeit besonders empfohlen hatte. Der Markgraf versprach es gern und verabschiedete sich mit warmen Worten von seiner Muhme und denjenigen Anwesenden, die nicht zu seiner Begleitung gehörten.

Vierzehntes Kapitel.

Wenige Tage später war es auf der alten Wartburg wieder still geworden. Am frühen Morgen nach dem heitern Sangesabend war Heinrich der Erlauchte mit seinen Rittern und Mannen abgeritten. Noch am nämlichen Tage hatte die Herzogin den alten Landgrafenhof in Eisenach bezogen, den sogenannten Steinhof, welcher frei zwischen der St. Georgenkirche und dem Barfüßerkloster belegen war. Von seinen Fenstern aus übersah man den fürstlichen Tiergarten und den freien Platz „auf der Rolle", welcher zu Jahrmärkten, Volkstänzen und sonstigen lustigen Aufzügen diente.

Auf der Burg war der Sohn des alten Marschalls von Goldbach, Christian, als Burgmann verblieben und schaltete mit seiner Hausfrau, den Mägden, Mannen und Knechten im Ritterhaus und den sonstigen Burggebäuden. Das „hohe Haus" stand wieder verödet. Die Gemächer, welche vor wenigen Tagen kaum hingereicht hatten, die Zahl der Gäste zu bergen, waren verlassen; in der Halle sang nur der Wind sein unheimliches Lied im weiten Schlot des Kamins und heulte um die hohen Türme und Zinnen. Selten gab der Turmwart das Zeichen in den Hof, daß ein Gast sich nahe, und die kleine Pforte im Thor war weit genug für die wenigen, welche Einlaß begehrten.

Drohend und schützend sah die Feste von ihrem steilen Felsengipfel hinaus in das Land, hinab auf die blühende Stadt mit

dem sorgfältig angebauten Thale und hinein in die Wildnis der bewaldeten Berge mit ihren tiefen Thälern, Schluchten und Felsenzacken des Thüringer-Waldes, an dessen Pforte sie lag.

Oft, wenn der Blick der Herzogin von ihrer Kemnate zu ihr hinaufflog und ihr Herz mit freudigem Schlag die alten Türme und Zinnen grüßte, die nun ihres Sohnes Eigentum waren, gedachte sie des Leides und der Lust, der Sorgen und Freuden, welche die alten Mauern schon umschlossen: sie gedachte daran, wie von hier aus ihre Väter Glück und Wohlfahrt, Zucht und Gesittung, Kunst und Gelehrsamkeit ausgestreut hatten; wie das Volk seit langen Zeiten aufgeschaut zu dieser Feste, von der ihm Hilfe in Not und Bedrängnis, Trost und Rat im Leid, Aufmunterung zum Guten, Liebe zum Schönen, Beispiel und Lehre zur Frömmigkeit, Demut und jeder Tugend gekommen war.

Alle Liebe, die sie der Heimat bewahrt hatte, haftete an dieser Stätte ihrer Kindheit, und sie gelobte sich, mit voller Kraft und jeder Macht, die sie besaß, das Erbe der Väter dem Sohne zu bewahren.

Wunderbar war es, daß trotz dieser warmen Liebe der Mutter, welcher sie nicht müde ward, durch ihre Erinnerungen und Mahnungen an die reiche Vergangenheit in dem Sohne zu erwecken, Heinrichs junges Herz sich mehr dem Lande zuwandte, welches ihn berufen, ihm den ersten freudigen Empfang bereitet, und ihn mit Liebe und Stolz *sein Kind* nannte.

Das arme, noch wenig angebaute Hessen konnte gegen das reiche und schon mächtige Thüringen fast nichts bieten, als die Liebe und Treue seiner Bewohner; aber mit dem feinen Gefühl des Kindes empfand Heinrich die Wärme dieser Hingebung.

Götzens begeistertes Hängen an der Heimat, in welcher er jeden Strauch grüner, die Bäume schöner, die Berge höher und die Thäler frischer fand, trug gewiß viel dazu bei: aber auch die rückhaltslosere Weise der Bewohner, die väterliche Liebe des alten Romrod, die ernste, kraftbewußte Herzlichkeit Elbens, die ungesuchte Heiterkeit Schartenbergs und — um

ihn nicht zu vergessen — die derbe Treuherzigkeit des alten Marschalls Meinhard, der jetzt sein Reit- und Waffenlehrer war, hatten sein kindliches Herz gewonnen. Der gelehrte, gewandte Markgraf, der feine, glatte, ritterliche Erbtruchseß von Schlotheim, der bequeme, gleichgültige Marschall von Goldbach konnten ein Kinderherz nicht fesseln, und des Ratsherrn Velsbach leidenschaftliche Heftigkeit erschreckte ihn sogar.

Elben hatte vor seinem Abreiten nach Hessen, wo er sein Amt als Statthalter antreten mußte, Frau Sophie gebeten, ihm Götz als Knappen mitzugeben, da es für ihn Zeit war, durch diesen Dienst sich zu seinen Ritterpflichten vorzubereiten. Der Prinz war jedoch bei dem Gedanken an diese Trennung so unglücklich, daß die Herzogin sich nicht entschließen konnte, die Bitte zu bewilligen. Statt dessen ordnete sie an, daß er unter einem der in Eisenach verbleibenden Ritter als Knappe in Waffenführung und sonstigen Ritterkünsten sich übe, und wenn er dadurch auch nicht mehr der beständige Gefährte des Prinzen blieb, so war doch eine gänzliche Trennung vermieden.

Heinrich kam fortan auch mit Gottfrieds neuen Gefährten in weitere Berührung, unter denen der junge Knappe Heinrich von Baumbach ganz besonders des Kindes Herz gewann und seine Liebe mit herzlichster Ergebenheit erwiderte.

Sophie hatte den Abt des Klosters Hasungen gebeten, ihr einen Pater zu senden, welcher den Unterricht ihres Sohnes leiten sollte, und Herr Bruno hatte Pater Walthalun dazu ausersehen, dessen in die Weite strebender Sinn sich von den Klostermauern oft so bedrückt fühlte, daß ihm dort die Ruhe und Freudigkeit zum Schaffen fehlte. Die sorgsame Erziehung, welche er von Kindheit auf im Kloster genossen, der ritterliche Hang, den er sich als Sohn eines alten Geschlechts bewahrt hatte, die gerade Redlichkeit seines Charakters, seine kindliche Frömmigkeit, sein für alles Gute und Schöne im Leben offenes Gemüt und endlich sein inniger Anteil am Wohl und Weh seines Landes ließen ihn für diese Stellung besonders geeignet erscheinen. Auf seine

leichte Erregbarkeit machte sein bedächtiger Bruder Konrad die Herzogin gewissenhaft aufmerksam; diese jedoch bedachte, daß sie keinen Lehrer ohne menschliche Schwächen für ihren Sohn finden konnte, und wußte, daß Temperamentsfehler am wenigsten Gefahr laufen, Nachahmung zu finden. Sie trug daher kein Bedenken, den Pater zu berufen.

Bei Götz erregte die Nachricht von dessen Kommen die größte Freude und söhnte ihn etwas mit seinem Bleiben aus; denn bei aller Liebe zu Heinrich, bei aller Ergebenheit für die Herzogin, hatte doch die Aussicht auf seinen eignen Austritt in die Welt und das freie Ritter- und Reiterleben an Elbens Seite einen Reiz für ihn gehabt, dem er nur mit Schmerz entsagte.

Heinrich liebte den Pater, bevor er ihn kannte, auf Treu und Glauben nach Götzens Schilderung und empfing ihn mit der rückhaltlosen Freimütigkeit, welche ihm denen gegenüber eigen war, auf die er baute.

Auch Pater Walthalun war gern gekommen. Man war gegenseitig auf das vorteilhafteste für einander eingenommen; der erste Eindruck war günstig, und wie er oft für lange bestimmend wirkt, hatte er auch hier das schnelle sich ineinander Fügen rasch vermittelt.

Jeder Tag brachte einen Gewinn. Körperlich und geistig entwickelte der Prinz sich günstig und sein neuer Lehrer faßte bald zu ihm persönlich dieselbe warme Liebe, welche er ihm als erwählten Herrn von Hessen schon lange entgegengebracht hatte. Nichts wurde versäumt, jede gute Anlage in dem Knaben zu entwickeln, die Fehler und Schattenseiten seines Wesens zu unterdrücken und ihm zur Beherrschung seiner selbst, dieser notwendigsten Tugend eines Fürsten, die Fähigkeit zu geben.

Der Dominikanerprior Graf Elger Hohnstein unterstützte mit Rat und That die Herzogin und den Pater. Er machte die Mutter darauf aufmerksam, daß die von ihr so gern beobachtete Willensfestigkeit oft nur kindischer Eigensinn sei, dem nachzugeben, leicht gefährlich werden könne. Sophiens Mutter-

liebe sträubte sich lange, dies zu glauben; doch mußte sie dem bewährten Menschenkenner recht geben, als sie eines Tages sah und hörte, in welche Gefahr der Knabe sich begeben wollte, ohne für sein Verlangen einen andern Grund anführen zu können, als sein von ihr so gern gehörtes: „ich will!"

Heinrich und Gottfried sollten unter Meinhards Aufsicht einen Ritt machen. Die Rosse waren vorgeführt worden. Des Junkers Tier war besonders groß und kräftig gebaut, worauf man damals bei der Zucht wegen der schweren Rüstungen und Waffen großen Wert legte, was jedoch die Führung des Pferdes wesentlich erschwerte. Es war noch jung, hatte wohl längere Ruhe und besseres Futter gehabt, als ihm zuträglich war, und gebärdete sich jetzt so unruhig und mutwillig, daß der Knecht, der es hielt, fest in das Gebiß greifen mußte, um es zum Stillstehen zu zwingen. Des Prinzen Pferd war nicht weniger schön, sogar von edlerer Rasse, aber es war kleiner, älter, besser geschult und stand ruhig daneben.

Die Herzogin war mit dem Prior und den beiden jungen Herren zugleich aus dem Hause getreten. Sie wollte den Sohn abreiten sehen und blieb an der Brüstung des kleinen Vorbaues stehen, von dem eine breite Steintreppe zu beiden Seiten in den Hof hinabführte.

Im Hinuntergehen sagte Gottfried:

„Seht nur, Heinz, wie mutvoll mein Roß aussieht, wenn es so schlägt und scharrt. Gerade, wenn es sich so wild gebärdet, ist mir das Reiten eine Lust; denn es ist angenehm zu fühlen, wie man durch ruhige, geschickte Griffe des starken Tieres doch leicht Meister wird."

„Laß mich heute Dein Pferd reiten!" bat Heinrich.

„Ihr könnt es nicht," erwiderte Gottfried zögernd und sah auf die kleinen, zarten Hände des Prinzen.

„O ja," versicherte dieser und rief den Befehl in den Hof hinab, ihm Gottfrieds Pferd vorzuführen.

„Das geht nicht, gnädiger Herr!" mischte sich Meinhard

vortretend ein. „Ihr könnt das Tier nicht regieren, und ich kann die Verantwortung, es Euch reiten zu lassen, nicht auf mich nehmen.“

„Aber ich will es!“ rief Heinrich.

„Was willst Du?“ fragte die Herzogin.

„Götzens Pferd reiten!“

„Warum denn?“

„Weil es so angenehm ist, auf einem wilden Pferd zu sitzen!“

Der vermeintliche Mut des Knaben erfreute die Mutter; dennoch wehrte sie, als sie auf das ungeduldige Roß sah:

„Heute nicht, Heinz. Das Tier ist heute zu unbändig; Du kannst es nicht zwingen!“

„Ja, ich kann's und ich will's!“ beharrte der Prinz.

„Meinhard!“ rief die Herzogin. „Kann mein Sohn wohl des Junkers Pferd reiten?“

„Nein, gnädige Frau. Er vermag es nicht und heute noch weniger als sonst.“

„Du hörst, Heinz, es geht nicht, steig auf Dein Tier und sei zufrieden!“

Der Knabe rührte sich nicht. Gottfried, der mit hochrotem Kopfe danebenstand, wußte, daß in solchen Augenblicken nichts mit dem Knaben anzufangen war. Ihm war es peinlich, die Veranlassung zu dem Auftritt gegeben zu haben. Er bog sich herab zu dem vor ihm Stehenden und sagte leise einige Worte der Bitte, aber der Prinz wandte ungeduldig den Kopf von ihm ab.

„Ist es nicht möglich, Marschall,“ fragte die Herzogin in den Hof, „daß Ihr neben dem Prinzen reitet und die Zügel nehmt?“

„Nein, gnädige Frau!“ antwortete der Alte fest. „Ich kann solche Verantwortung nicht übernehmen; denn das Tier muß heute seinen Herrn nicht fühlen. Es wird für Götz schwer genug sein; jedoch er ist nun Knappe und muß fertig werden; das ist nicht mehr meine Sache.“

Der Prior war neben die Fürstin an die Rampe getreten, auf welcher ihre Hand lag, und berührte sie leise, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

„Verzeiht, edle Frau, daß ich Euch erinnere, wie dies kein fester Wille Eures jungen Herrleins, sondern ein Eigensinn ist, den Ihr brechen müßt. Je früher Ihr es thut, um so besser für Ihn und Euch. Folgt meinem Rat und fangt noch heute damit an.“

„Was soll ich thun?“ fragte sie tonlos. Die vielen Zeugen waren ihr peinlich. Sie wußte und fühlte es für ihren Knaben, daß sie ihm das Nachgeben erschwerten.

„Zögert nicht, braucht Eure mütterliche Gewalt. Sie ist Euch von Gott zum Besten Eures Kindes gegeben, und wenn der Sohn dem ernsten Befehl der Mutter zu trotzen wagt, so laßt ihn die Strenge der Herrin fühlen!“

Es wurde Sophien schwer, der Mahnung zu folgen, um so schwerer, als sie nicht wußte, ob sie Gehorsam finden würde. Sie legte einen Augenblick die Hand auf Augen und Stirn, wie sie zu thun pflegte, wenn sie ratlos und traurig war; Heinrich hatte sich zu ihr umgewandt; er kannte diese Bewegung, die ihm besser als Worte sagte, wie sehr er die Mutter kränkte. Wäre er mit ihr allein gewesen, so wäre er in ihre Arme geeilt, und die Bitte um Verzeihung würde ihm nicht schwer geworden sein; vor all diesen Umstehenden aber war sie ihm unmöglich. Mutter und Sohn sahen sich an; beide fühlten für einander, aber keines wagte das Wort, hier die Bitte, dort den Befehl, auszusprechen; da machte Götz dem peinlichen Auftritt ein Ende. Er war die Stufen hinabgeeilt und hatte sich rasch auf sein Pferd geschwungen, welches sich bäumte und so heftig um sich schlug, daß er alle seine Gewandtheit nötig hatte, um sich im Sattel zu halten.

„Kommt, Heinz, macht rasch!“ rief er dem Prinzen zu.

Das war für alle Teile eine erlösende That gewesen.

Heinrich eilte die Stufen vollends hinab, winkte der Mutter

einen Abschiedsgruß und ließ sich ohne ein weiteres Wort von Meinhard auf sein geduldiges Tier helfen.

Erleichtert und tief aufatmend, trat die Herzogin in die Halle zurück, als sich das Hofthor hinter den Abreitenden wieder schloß.

Je kräftiger der Prinz sich entwickelte, um so stärker trat dies Beharren auf seinem Willen hervor. Die Mutter kämpfte dagegen an, so viel sie vermochte, aber häufig genug verwechselte sie und die Umgebung Willensstärke mit Eigensinn, und ein großer Teil dieses letztern blieb zurück, verbitterte noch dem Manne manche Stunde und vernichtete ihm manchen Erfolg.

So lebhaft und treu der Knabe in seiner Zuneigung war, ebenso lebhaft und nachhaltig waren auch seine Abneigungen, und es war außerordentlich schwer, ihn in solchem Fall von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen und von seinem Irrtum zu überzeugen.

„Ein wenig Eigensinn, ein wenig Mißtrauen," schrieb Pater Walthalun in einem vertraulichen Brief an den Abt seines Klosters, „sind die einzigen menschlichen Fehler, welche ich an dem Kinde von Hessen finden kann. Mit Gottes und der Heiligen Hilfe, können beide dazu dienen, ihm von Vorteil zu sein. Eigensinn hält zähe fest, was er sich einmal vorgesetzt, und Mißtrauen macht vorsichtig in Wahl derjenigen, denen man vertraut!"

Der gute Pater übersah dabei in seiner Liebe, daß dem Eigensinn der vernünftige Grund des Beharrens mangelt, daß ein Nachgeben zur richtigen Zeit mehr Klugheit verrät als Festhalten am thöricht Erstrebten und daß Mißtrauen eine Ungerechtigkeit enthält, die in keiner Weise vor Nachteil schützt und zugleich verletzend ist.

Zum erstenmale, seit die Herzogin Löwen verlassen hatte, war hier in Eisenach eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Sorglosigkeit für sie eingetreten. Der Markgraf verwaltete sein Amt als Vormund so getreu und gewissenhaft, wie sie erwartet hatte, und eine Periode ersprießlichsten Friedens herrschte in

beiden Ländern. In Eisenach zeigte man ihr und dem Sohne die größte Ergebenheit, und sie fühlte sich im Besitz der Stadt und Burg so sicher wie in dem Hessens.

Von dort lauteten die Nachrichten stets günstig. Die Landrichter kamen öfter selbst oder sandten vertraute Ritter, um der Herrin Berichte zu erstatten und Befehle einzuholen.

Die Burg des Statthalters Werner von Bischoffshausen, der große, feste Löwenstein, war zur Vergleichung der Landesangelegenheiten erwählt worden. Durch Ringmauern, Wall und zwei Gräben geschützt, von denen der eine trotz seiner hohen Lage mit Wasser gefüllt war, lag er auf einem Vorberg des Kellerwaldes inmitten des nach ihm benannten Löwensteiner-Grundes, den die Burgen Jesberg, Hundsburg und die Thalburg der Urffs beherrschten und deckten, in einer der reichsten und angebautesten Gegenden Hessens, etwa eine Stunde von der Schwalm entfernt. So war er aus allen Teilen der Landschaft bequem zu erreichen, und die Statthalter hatten deshalb nicht nur ihre Zusammenkünfte dort angesetzt, sondern auch die Entscheidungen, Erlasse, Verträge und alle sonstigen Abmachungen wurden daselbst erledigt.

Es fand ein beständiges Kommen und Gehen nach der Burg statt, und oft bedurfte es Frau Gertrudens ganzer Hausfrauen Umsicht, um allen Anforderungen an ihre Gastlichkeit genügen zu können. Die Verhandlungen zwischen Rittern, Klöstern, Städten und dörflichen Gemeinden zogen sich zuweilen tagelang hin, und Herr Werner hatte dann alle seine Beredsamkeit, Geduld und langjährigen Erfahrungen nötig, um die klagenden Parteien abzuhalten, ihren Streit anders als in hergebrachter Weise mit den Waffen auszugleichen. Doch auch das kam, trotz aller Mühe der Statthalter, immer noch vor, und der viel jüngere Konrad von Elben war selten auf seinem Elberberg daheim. Fast beständig hatte er im Lande herumzureiten, zu richten, zu schlichten, Ausgleiche anzubahnen und Fehden zu verhindern. Sein Ansehen sowie seine Beliebtheit nahmen täglich zu, und

er genoß das Vertrauen aller Stände in einem Grade, dessen ein Ritter in jener Zeit sich selten zu erfreuen hatte und das ihm nur der alte Romrod streitig machte.

Öfters bat er auch Herrn Stephan von Schartenberg um seine Begleitung und Mitwirkung, namentlich, wenn es im sächsischen Hessengau Händel zu schlichten gab. Seit den ältesten Zeiten waren die Schartenbergs in diesem angesessen und durch Familienbande sowie Gütergemeinschaft mit den Malsburg, Falkenberg, Groppe und Gutenberg eng verbunden und von großem Einfluß und Ansehen. Dann war es freilich um Frau Jutta einsam in der alten Burg; aber es freute sie, daß der Statthalter sich ihrem Gemahl freundlich erwies und dessen Teilnahme am Landwohl ein so großes und ernstes Ziel zeigte.

„Es ist gar nicht, als ob Elben um seiner selbst willen lebte," sagte Herr Hermann von Romrod zu Jutta, als diese eines Tages auf dem Burghofe in Kassel eingekehrt war und mit dem Großvater über die Vorkommnisse im Lande sprach. „Als ich ihm kürzlich zuredete, auch an sich zu denken und sich endlich die Hausfrau in seine Halle zu führen, entgegnete er mir: „die Herrin, der er sich gelobt, habe ihm ein einsames, unstätes Leben auferlegt; sie dulde kein anderes Weib neben sich."

„Für so thöricht hätte ich den Ritter nicht gehalten," versetzte Jutta erstaunt. „Ich glaubte überhaupt, solche Gelöbnisse kämen nicht mehr vor," setzte sie nach kurzer Pause gedankenvoll hinzu.

„Thöricht nennst Du das?" lachte der alte Ritter. „Da sieht man, wie Zeit und Menschen sich wandeln. Als ich jung war, galt derjenige für einen Thoren, der nicht für seiner Frauen Hulden schweren Dienst auf sich nahm und Speere und Lanzen zu ihrer Ehre fleißig brach. Heute aber schilt dies junge Weiblein den Ritter um seines treuen Dienens und Werbens willen thöricht! Und doch würde auch heute manch stolzes Weib noch stolzer sein, wollte solch edler Ritter um sie werben! Aber mit Elbens hoher Herrin kann kein irdisch Weib in die Schranken

treten. Der alten, edlen Hassia gilt sein Dienen, und wenn er sich dann endlich den schweren Lohn errungen, so legt er ihn unserm Kinde, dem Kinde von Hessen, gern zu Füßen!"

Der alte Ritter hatte anfangs scherzend gesprochen, im Fortgang seiner Rede war er ernst geworden und sagte die letzten Worte mit einer fast feierlichen Betonung.

Die junge Frau verstand ihn vollkommen. Sie hatte von jeher an allen Bestrebungen des verehrten, gütigen Großvaters regen Anteil genommen; seitdem aber die Zustände des Landes einen so bestimmenden Einfluß auf ihr eignes Schicksal geübt, seitdem erst war jenes ihrem Herzen so hoch und wert geworden, daß sie begriff, wie der höchste Lohn, nach dem ein hochgesinnter Mann strebte, der war, mit all seinen Kräften dem Wohle desselben zu leben.

Es machte sie glücklich, daß ihr Gemahl ebenso empfand, wenn er es auch mehr durch die bereitwillige Hilfe und Unterstützung, welche er dem Großvater und den Statthaltern lieh, als durch Worte bekundete.

Das Gespräch zwischen dem Ritter und Jutta stockte eine Weile. Beide waren in sich abgeschlossene Naturen, Jutta fast noch mehr als der Großvater, weshalb sie zum gegenseitigen Verständnis nicht vieler Worte bedurften.

Der Blick durch die offene Thür der Halle auf den Hof, wo man Zurüstungen zu einem Ritt traf, erinnerte die Enkelin an Meinhard. Sie fragte, ob ihn der Ritter noch immer bei Gottfried belassen wolle. Es war ihr leid, daß der Großvater den alten Genossen entbehrte. Herr Hermann erwiderte, daß von einer Fahrt der Herzogin nach Brabant die Rede sei, durch welche eine Änderung eintreten würde, welche er abwarten wolle.

„So werden wir von Stephan darüber hören," sagte sie. „Er wollte Berichte an Frau Sophie bringen und mit dem neu ernannten Statthalter Heinrich von Gleiberg nach Eisenach reiten. Vernahmt Ihr schon, daß Hedwigs Großmutter gestorben

ist und der Kleinen eine reiche Erbschaft an Hausrat, Schmuck, edlem Gestein und Liegenschaften hinterlassen hat?"

Der Ritter nickte.

„Seitdem wollen ihr Oheim und seine Frau Hedwig sie gern zu sich nehmen. Bis jetzt hat die Herzogin sich nicht dazu verstanden; wenn sie jedoch nach Brabant geht, so wird sie es müssen geschehen lassen. Sie gab der alten Frau das Versprechen, das Kind niemals in ein Kloster zu thun."

„Das war ein kluges Verlangen von der alten Frau, die mir überhaupt sehr wohl gefallen hat. Elternlose Kinder, wenn sie einiges Gut haben, finden leicht genug den Weg ins Kloster hinein, aber selten wieder heraus. Das wußte die Alte, die Welt und Leben sehr wohl kannte."

„Sie war eine beherzte, strenge Frau; jedoch was recht und unrecht war, wußte sie nicht!"

„Wußte sie nicht? Wie kannst Du das sagen. Sie sah die erworbenen Rechte der andern Stände für einen Eingriff in die uralten Ritterrechte ihres Gemahls an, würde aber sicherlich niemals in etwas eingewilligt haben, was sie für ein Unrecht erkannte. Du weißt selbst, wie sie ohne jede Auflehnung das Recht der Herzogin nachher anerkannte. Das Recht des Stärkern war ihr unumstößlich."

„Das ist kein Recht!"

„O ja, es ist ein Recht und muß ein Recht sein, Jutta; denn wie sollte man ohne ein solches in der Welt die Ordnung erhalten? Gebrauchen wir es jetzt nicht alle, um das Kind, welches wir uns zum Herrn erwählten, stärker zu machen als alle übrigen im Lande, und soll ihm nicht der Besitz der Macht dereinst das Recht des Herrschers sichern? Wir alle werden ihm dazu verhelfen; nur wenn er es mißbraucht, wird ein noch Stärkerer ihn in die Schranken zurückweisen. Das ist dann dessen Recht."

„Also gebt Ihr zu, daß der Weißensteiner sein Recht mißbrauchte?"

„Gewiß. Jedoch die Frau konnte dies nicht einsehen. Sie

fußte auf den alten Ritterrechten, die eben auf der Macht beruhen."

„Unter denen nun die unschuldige Herzogin zu leiden hat. Sie thut mir leid. Sie war hübsch, die Kleine, als ich sie in Marburg sah, und Stephan, der in Eisenach jetzt öfter mit ihr zusammentrifft, rühmt, wie schön und lieblich sie heranwächst."

„Du solltest die Herzogin bitten, sie Dir nach dem Schartenberg zu geben. Du bist so oft allein, daß es Dir ein großer Gewinn sein würde, sie um Dich zu haben, und Stephan, der munteres Leben liebt, würde sicherlich damit zufrieden sein."

„Ihr denkt so oft an die Einsamkeit und Stille meines Lebens, Großvater, und laßt sie Euch bekümmern; aber ich versichere Euch, daß ich jetzt ganz zufrieden damit bin, und daß sie nicht größer ist, als sie oft genug auch hier oder in Romrod war. Stephan ist viel zu gastfrei, um seine Thore lange geschlossen zu halten, und es ist häufig so munter in der Halle, daß ich mich sogar nach Stille sehne."

„Ich glaube es gern," lächelte der Ritter. „Ich weiß, wie es auf den Burgen zugeht. Mir wäre es eine Freude, Hedwig immer bei Dir zu wissen, und da Ihr einen Kaplan habt, so braucht es ihr an dem begonnenen Unterricht nicht gänzlich zu fehlen."

„Ich kann ohne Stephan nichts darüber beschließen."

„Gewiß nicht. Ich gebe es Dir auch nur zu bedenken, wie es mir ja eben erst in den Sinn kam."

*
* *

Die Zeit verging. Jeder Tag brachte seine Pflichten und Sorgen, seine Freuden und Plagen. Die Tage reihten sich zu Wochen, aus Wochen wurden Monde, und die Monde hatten schon zum zweitenmale den Kreis des Jahres geschlossen, seit Frau Sophie in Eisenach weilte.

Sie hatte es nicht zu bereuen gehabt, dem Vetter die Vormundschaft anvertraut zu haben. Im Innern der beiden Länder gestalteten sich die Verhältnisse so friedlich, wie es in jener Zeit

möglich war. Fehden, Zwistigkeiten und Raubanfälle von den Burgen herab auf Wanderer und Kaufleute waren nicht ausgeschlossen, aber auch nicht so bedeutend, daß sie von Einfluß auf die gesamte Lage gewesen wären. Nach außen war das enge Bündnis der Verwandten eine entschiedene Kräftigung, und ihre Einigkeit stellte eine achtunggebietende Macht dar.

Um wegen des Besitzes von Münden, welches bis zu Heinrich Raspes Tod zu Hessen gehört hatte, einige strittige Fragen zu erledigen, war Albrecht, der Sohn von Otto Puer von Braunschweig, selbst in Eisenach gewesen und hatte sich rasch mit der Herzogin verständigt. Diese hatte großes Wohlgefallen an dem thatkräftigen jungen Fürsten gefunden, und beide waren als nächste Grenznachbarn mit der Versicherung gegenseitiger Freundschaft geschieden. Jetzt war Otto Puer gestorben und hatte seinem Sohne Albrecht I. die Hälfte des Landes Braunschweig und zwar Lüneburg mit Münden als Erbe hinterlassen. Sein Burgmann in dieser Stadt, Wilke von Aldenhausen, war selbst in Eisenach gewesen, dies Sophie mitzuteilen, und hatte, um das nachbarliche und freundschaftliche Verhältnis dauernd zu knüpfen, vertraulich für seinen Herrn um die Hand von Sophiens Tochter geworben.

Es war ein ehrender Antrag; dennoch konnte die Herzogin bei der Jugend Elisabeths sich nicht gleich zu einer bestimmten Zusage entschließen. Sie gab dem Ritter den großen Altersunterschied beider zu bedenken und erinnerte ihn daran, wie lange sie selbst die Tochter nicht gesehen.

Der kluge Unterhändler drang auf keine Entscheidung. Er sprach nur davon, wie gebräuchlich solche Verbindungen in den fürstlichen Häusern waren, und zählte eine ganze Reihe glücklicher Ehen auf, die aus solch frühen Verabredungen hervorgegangen waren. Auch den Wunsch einer zweiten Verbindung zwischen Heinrich selbst mit der jungen Schwester des Herzogs ließ er laut werden, bevor er abritt.

Waren diese Anfragen auch noch nicht offene Werbungen gewesen, so gereichten sie der Herzogin doch zur Beruhigung

und überzeugten sie, daß man ihre und ihres Sohnes Stellung in den Fürstenhäusern anerkannte und achtete. Sie entschloß sich dadurch leichter zu der immer notwendiger werdenden Fahrt nach Brabant, zu welcher namentlich der alte Romrod dringend zuredete; denn er hielt es für an der Zeit, Heinrich der mütterlichen Überwachung etwas zu entziehen und ihn der geregelten, strengern Zucht bewährter Männer anzuvertrauen.

Sein Verbleib in Hasungen war für solchen Fall bereits entschieden. Gottfrieds und des Paters Walthalun Erzählungen von dem Leben im Kloster, dem Durchstreifen der schönen Gegend, den Ritten auf die vielen nahen Burgen, Ortschaften und Gehöfte hatten dem Prinzen den Aufenthalt daselbst sehr verlockend gemacht, und er freute sich auf die Veränderung, wie eben ein Kind sich freut.

Frau von Schartenbergs Anerbieten in betreff Hedwigs, dem Herr Stephan zugestimmt hatte, befreite Sophie von einer großen Sorge. Sie war fast willens gewesen, die Kleine mit nach Brabant zu nehmen, um sie nicht ihren Verwandten zu überlassen, und gab sie nun gern in die Obhut der Enkelin ihres getreuen Romrod.

An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1252 verschloß der Wächter des alten Steinhofs in Eisenach dessen große Thorflügel mit festen Riegeln und ließ nur ein kleines Pförtchen zum Ein- und Ausgang offen. Die Holzläden an den Fenstern waren wieder vorgelegt, und kein ehrerbietiger Gruß vorübergehender Bürger hätte freundliche Erwiderung von dort gefunden. Nach allen Richtungen waren die bisherigen Bewohner des Hofes auseinander gegangen, und wer kann sagen, wenn er geht, ob und wann er wiederkehrt?

Die Herzogin und die Bürgerschaft hofften und glaubten an ein fröhliches Wiedersehen. Die Stadt hatte sich der hohen Frau nochmals gelobt, und die Burgen Metelstein und Malittenburg, die Isenachs- und Frauenburg waren neu erbaut und befestigt in der Herzogin Hand verblieben und von ihren Mannen besetzt.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Jahre 1254 war die letzte Hälfte des Mai und der Anfang Juni ungewöhnlich heiß und regenlos gewesen. Die Landleute, welche diese Monate gern kühl und feucht haben, gingen besorgt durch die verdorrten Felder, welche schon des winterlichen Schnees entbehrt hatten und nun das gewünschte Wachstum nicht hervorzubringen vermochten.

Manches Auge sah bekümmert zum Himmel auf, der über dem lieblichen Thale der Warme dunkelblau und wolkenlos sich ausspannte; denn auch hier war schon wochenlang die Sonne Tag für Tag strahlend auf- und niedergestiegen, ohne hinter ersehnten Wolken sich zu bergen. Ausgedörrt klaffte der Boden in Rissen auseinander, und der kleine Fluß, der sonst in dieser Jahreszeit wasserreich und munter dahinrauscht, schlich langsam und träge seine gewundene Bahn durch den Wiesengrund.

Auf dem Söller der alten Burg Schartenberg, welcher an der Westseite des großen Turmes weit vorgebaut war und einen Ausblick ins Thal und auf die nahen Berge gestattete, saß Hedwig von Weißenstein auf einem niedrigen Holzschemel im Schatten eines Pfeilers und des weit vorspringenden Daches. Eine Näharbeit lag lässig in ihren Händen, und müde von der Hitze, sah die zur schönen Jungfrau heranblühende Maid träumend hinaus in die Ferne der Gegend und in die Ferne der Zukunft, die ungetrübt und hoffnungsreich in ebenso heiterer

Lieblichkeit vor ihr lag, wie das Thal zu ihren Füßen. Unter ihr fiel der Berg, welcher die Burg trug, ziemlich steil zu dem Wiesengrunde hinab, den die Warme durchschlängelte und in welchem dicht unter dem bewaldeten Abhang der alte, ansehnliche Meierhof Rangen mit seinen strohgedeckten Gebäuden lag, durch die Burg vor Raub und Überfall gesichert. Nach Süden konnte man die Häuser und Gehöfte des kleinen Ortes Zierenberg erkennen, der noch im Entstehen war und nach den Rechten einer Stadt strebte. Noch entbehrte er der Mauern, und die einzelnen Höfe waren nur durch Gräben und Zäune vor einem feindlichen Überfalle gesichert. Hinter dem Orte ragte der hohe Dörnberg, das Thal schließend, hervor, und nach Westen erkannte man die vielen ansehnlichen Bauten des Klosters Hasungen. Es war mit seinem hohen, schlanken Turme und den dunkeln Schieferdächern seiner Häuser weithin sichtbar und überblickte von seiner Höhe das reiche, wohlangebaute Land, in welchem zahlreiche Hufen, Höfe und Gefälle sein Eigentum waren. Dem Schartenberg gerade gegenüber lag der Gudenberg mit seinem zweitgeteilten Gipfel, von denen jeder eine Burg, die Heimstätten der Groppe und Wolffe von Gudenberg, trug, und etwas weiter nördlich ragte die altersgraue Malsburg empor. — So war es ein eng begrenztes, aber liebliches Bild, welches sich Hedwigs Augen darbot, und sie kam gern aus den engen Kammern, der düstern Halle und dem lärmenden Burghof hier herauf, um ungestört den goldenen Träumen von Glück und Liebe nachzuhängen, welche wohl zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen von jungen Menschenherzen gehegt und gepflegt wurden. Daß diese in ihrem Herzen schon eine festere Gestalt gewonnen, war ihr kaum bewußt; noch hatte keine rauhe Wirklichkeit ihren wolkenlosen Lebenshimmel getrübt und sie zu ernsterem Nachdenken geführt. Gern wiederholte sie sich das Wort der Großmutter, daß sie als Sonntagskind besondern Anspruch auf Glück und Wohlergehen habe, und zuversichtlich hoffte sie auf eine goldene Zeit, in der sie sich eines Glückes erfreuen würde, davon sie sich keine klare Vorstellung machte.

Daß sie jetzt glücklich sei, wo ihr Leben in sorgenloser Stille und Einförmigkeit verfloß, sagte sie sich nicht. Noch hatte sie keinen Schmerz, Mangel und Entbehrung kennen gelernt und der Unerfahrene erwartet vom Glück nicht Ruhe, sondern Leben und Erregung.

Ihr Zusammenleben mit der Burgfrau hatte sich nicht so innig und vertraulich gestaltet, als es der lebhaften Natur Hedwigs ein Bedürfnis war, und das Fehlen der gleichalterigen Gefährten hatte sie anfänglich sehr niedergedrückt. Zwar liebte sie die schöne ernste Hausfrau, die ihr mit immer gleicher Freundlichkeit begegnete, aufrichtig; einen ungezwungenen Anschluß an dieselbe konnte sie aber nicht gewinnen, und selbst ihre gewohnte Zutraulichkeit zu Herrn Stephan erlitt unter Juttas Augen einigen Abbruch. Der Ritter scherzte wohl mit ihr in seiner alten frohen Weise und verstand noch immer, die sonnige Heiterkeit ihres Wesens anzuregen; aber sie war scheuer geworden und wagte nicht mehr die herausfordernden Neckereien früherer Zeit. Gern hörte er ihr zu, wenn sie aus ihrer Kindheit erzählte, und freute sich, daß die Zeit ihren Erinnerungen an das Leben auf dem Weißenstein alles Störende und Unangenehme benommen hatte. In ihrem Herzen waren es lauter Tage des Glanzes und der Freude gewesen, die sie dort erlebt hatte, und sorgfältig hütete sich der gutherzige Mann, ihr Andenken an die Großeltern und Eltern mit der Wirklichkeit in Einklang zu setzen. Frau Jutta besaß diese Großmut nicht immer. Sie wollte Hedwig zwar nicht wehe thun, aber sie ließ auch keine Beschönigung auf Kosten der Wahrheit gelten und hatte in dem jungen Herzen schon manchen harmlosen Wahn zerstört. Nicht nur die Liebe, mit der sie an den Ihrigen gehangen, fast noch mehr ihr Stolz hatte darunter gelitten, wenn eine scharfe Bemerkung ihr das strahlende Bild der Vergangenheit verdunkelte. Als sie älter wurde, begriff sie nur zu gut den Makel, welcher in Juttas Augen dem Leben ihres Großvaters anhaftete. Seitdem vermied sie mit empfindlicher Scheu

jedes Gespräch über diesen Gegenstand und hütete ihre Erinnerungen ebenso sorgfältig vor aller Augen wie ihre Hoffnungen.

War der Ritter anwesend, so glich das Leben auf dem Schartenberg demjenigen, welcher in damaliger Zeit auf den meisten Burgen geführt wurde. Gastlich waren Thor und Halle jedem Einsprechenden geöffnet, und oftmals hatten fahrende Sänger oder wandernde Kaufleute, welche Neuigkeiten und Mären aus weiter Ferne herzutrugen, bessern Empfang zu erfahren als vornehme Genossen, die zu wildem Trunk und Spiel einsprachen. Wenn im Winter oder bei schlechtem Wetter die Gelage sich bis tief in die Nacht ausdehnten, ja sogar der Morgen nicht selten die Männer noch bei Würfelspiel und Wein in der Halle traf, so war das für die Frauen eine trübe Zeit, die sich dann vor den wilden Reden und rohen Scherzen, vor Zank und Streit, der ausbrach, in die engen, ungastlichen Kammern flüchteten und wenig Freude von solchen Besuchen hatten.

Vielleicht vermißte Jutta das gewohnte Leben auf dem Burghof von Kassel ebenso sehr, wie Hedwig das am Hofe der Herzogin, aber sie sprach nicht darüber und machte auch keine vergeblichen Versuche einer Änderung; denn sie wußte, daß sie weder des Landes Sitten, noch die Genossen ihres Hausherrn umgestalten konnte, und war nur bemüht, die Folgen solcher Nächte zu mildern und dem Gemahl die Behaglichkeit, welche er dann im Befinden entbehrte, in der Halle zu bereiten.

Was sollte auch ein Ritter jener Zeit beginnen, womit seine Tage ausfüllen?

Kriegs- und Waffendienste waren nicht immer zu leisten, Turniere und sonstige ritterliche Übungen waren seltener geworden, und die Verwaltung des Eigentums war durch das alle Klassen durchdringende Lehnswesen ungebräuchlich.

Die Hufen, welche zu der Burg und anderweitigen Gütern gehörten, lagen meist weit zerstreut im Lande umher und waren zu Lehen gegeben. Dafür empfing der Herr nicht nur die per-

sönlichen Dienste seiner Lehnsleute, sondern auch sonst alles, was zum Leben erforderlich war.

Nützliche Haustiere jeder Art, wie auch Getreide und andere Feldfrüchte, Flachs und Wolle, zuweilen sogar Tuch, Leinwand, Schuhe und fertiges Gewand waren lehnspflichtige Abgaben, des Schutz- und Geleitgeldes, der Gerichts- und sonstigen Gefälle gar nicht zu gedenken, mit deren richtiger Eintreibung sich jedoch der Ritter niemals selbst befaßte.

Fast auf jeder Burg war nicht nur ein Marschall, der die Knappen, Mannen und Knechte sowie Pferde und Waffen unter seiner Aufsicht hatte und nach dem Ritter der oberste Befehlshaber war, sondern auch ein Kämmerer und Truchseß, welche über das Eigentum und Einkommen zu wachen hatten. Dies waren Hörige, unfrei geborene, und oftmals seit Generationen — vom Vater auf den Sohn vererbt — in solchen Vertrauensposten, den sie meist mit großer Treue und Anhänglichkeit an den Herrn ausfüllten.

So blieb bei der herrschenden Ansicht, daß für den Edlen jede andere erwerbende Thätigkeit, als die mit den Waffen in der Hand, unritterlich sei, für den Burgherrn nur die Jagd übrig, die dann nächtliche Gelage in der Halle bei Wein und Spiel nach sich zog.

Wie manches begabte und hoffnungsvolle junge Leben mag bei solchem Dasein zu Grunde gegangen sein!

Deshalb war Jutta dem Ritter von Elben dankbar, daß er dem Gemahl eine Beteiligung an den größern Angelegenheiten des Landes zugestand, und Stephans Eifer und seine Teilnahme dafür erfreuten sie so, daß sie die Einsamkeit bei dessen oft langen Abwesenheiten gern ertrug und alles that, sie Hedwig zu erleichtern, welche durch ihr Leben in Eisenach an regen Verkehr gewöhnt war. Dieselbe war eine leidenschaftliche Reiterin, und Jutta vergönnte ihr gern dies Vergnügen; jedoch bot die Gelegenheit sich selten, und die Reitübungen, welche sie unter Aufsicht des Marschalls Odo oder

eines ältern Knappen unternehmen durfte, genügten ihrem Wunsch „nach einem tollen Ritt über eine weite Haide“ wenig.

„Es ist ein ganz heidnischer Wunsch, den Du wahrscheinlich von Deiner polnischen Mutter gehört hast,“ entgegnete Jutta, als sie ihn eines Tages vernahm. Sie hatte sich gewöhnt, alles, was an der Jungfrau eigenartig und ungewöhnlich erschien, als ein Erbteil ihrer Mutter zu betrachten, gegen welche sie wegen deren fremdländischer Abkunft ein unbesiegbares Vorurteil hegte.

Hedwig preßte die Zähne auf die Lippen und antwortete nicht; aber es erfüllte sie mit Bitternis, daß Jutta jede ihrer Ungehörigkeiten ihrer sanften Mutter zur Last legte, von deren stillem Wesen sie in der That wenig geerbt hatte.

Während sie heute auf dem Söller weilte, saß die Burgherrin in ihrem kleinen, kühlen Gemach und hatte vor sich auf einem Tisch alte, vergilbte Pergamente ausgebreitet, in denen sie aufmerksam las und mit Hilfe von Strichen, welche sie mit einem Stifte auf ein Blatt machte, aus denselben zusammenzuzählen versuchte. Sie war so ganz in diese mühsame Arbeit versunken, daß sie, als Stephan eintrat, nur flüchtig aufblickte und seinen Gruß mit einem stummeu Neigen des Hauptes erwiderte.

„Ich wollte eigentlich heute nach dem großen Gudenberg reiten,“ sagte er, sich seiner Hausfrau gegenüber niedersetzend. „Es ist jedoch so heiß, daß ich es auf morgen zu einer frühern Stunde verschieben will.“

„Gestatte einen Augenblick,“ sagte Jutta und sah weiterzählend auf die Blätter. „Sieben, acht, neun, zehn .... Zehn, bitte, nimm es einmal in acht! ... Einmal zehn ... — und hier schon einmal zehn!“ Sie machte mit ihrem Stift zehn weitere Striche auf das Blatt und zählte dann weiter bis zwanzig. „Wirklich zwanzig! Sollte man es glauben?“

„Was denn?“ fragte Stephan, neugierig zu erfahren, was sein Weib so in Anspruch nahm. Es kam nicht oft vor, daß sie seinen Worten kaum Beachtung schenkte.

„Ich habe hier die Schriften, welche Hedwigs Großmutter über deren Eigentum aufsetzen ließ. Es ist unglaublich, welche Menge von verschiedenen Dingen die alte Frau für die Enkelin angesammelt hat. Aber Du sprachst von einem Ritt? Verzeih, daß ich nicht gleich antwortete.“

„O, es war nicht wichtig. Ich sagte nur, daß ich gern nach dem Gudenberg geritten wäre, um die leidige Angelegenheit mit den Groppes und ihren Ganerben, den Wolffs, in Ordnung zu bringen. Wie konnte nur mein kluger Oheim diesen wilden Gesellen die Pfandschaft am Schartenberg erteilen!“

Jutta zog die Brauen zusammen:

„Es ist ein ärgerlicher Handel,“ versetzte sie, und schob die vor ihr liegenden Schriften weiter auf den Tisch zurück. „Kannst Du es gar nicht möglich machen, die Pfandschaft einzulösen? Es wird keine Ruhe geben, solange sie besteht. Sie ist den Herren ein zu nützlicher Vorwand, um zum Schwerte greifen zu können, und solange wir sie nicht beseitigen, eine beständige Drohung.“

„Ich könnte sie nur gegen einige andere Hufen vertauschen, bedarf aber dazu der Einwilligung des Erzbischofs von Mainz, von dem ich die Güter zu Lehen trage, und wie soll ich diese jetzt erhalten?“

„Daran ist gar nicht zu denken. Eine Anfrage darum zu thun, wäre nicht klug; denn der Bischof würde fordern, daß Du mit Deinen Mannen nicht im Gefolge des Kindes von Hessen reitest. Lieber Unrecht erleiden, als das aufgeben!“

„Solange ich meiner Lehnspflicht gegen ihn nachkomme, kann er mir keine weitern Forderungen stellen; allein er könnte Gegendienste verlangen, welche mich in arge Verlegenheiten verwickeln würden. Ich muß sehen, es zu ertragen.“

„Kannst Du denn nicht versuchen, von meinen Hufen dagegen zu setzen?“

„Nein,“ antwortete der Ritter mit kurzer Bestimmtheit.

„Aber warum nicht? Ich verstehe nicht, weshalb das nicht einerlei sein sollte. Ich werde mit dem Großvater darüber reden.“

„Nein, Jutta, thue das nicht; denn ich will nichts von Deinem Eigentum auf die Güter der Schartenbergs verwenden. Wenn ich sterbe, fallen sie den Vettern zu; Dir aber soll erhalten bleiben, was Dein ist."

„O Stephan!" rief die junge Frau vorwurfsvoll, „kannst Du glauben, einige Hufen Landes hätten Wert für mich, wenn Du . . ."

„Gewiß nicht," fiel ihr der Gemahl ins Wort. „Ich glaube immer nur das Edelste von Dir; jedoch hierin mußt Du mich allein gewähren lassen. Weil unsere Ehe um einiger Hufen willen verabredet wurde, sollen sie nicht zu meinem Nutzen verwandt werden. Der Handel war mir immer widerwärtig gewesen, und ich war fest entschlossen, Dich nicht zu begehren. Geflissentlich war ich jeder Begegnung mit Dir ausgewichen, bis ich Dich dann in Marburg sah und Du mir Herz und Sinn so gefangen nahmst, daß ich doch kam, Dich zu fordern. Da war mir das alte verbriefte Anrecht an Dich mit einemmale wertvoll; denn ich fühlte wohl, daß ich um meiner selbst willen nicht nach so hohem Preise greifen durfte; aber mit inbrünstigem Danke gegen die Heiligen, die alles so gefügt, gelobte ich mir feierlich, niemals Dein Eigentum für mich zu verwerten!"

Jutta neigte das Haupt, ohne zu antworten. Sie wußte dies und empfand es ihrerseits als ein Unrecht, daß sie in diesen Dank nicht einstimmen konnte. Ihre Ehe hatte sich zufrieden gestaltet, sie wußte sich von dem Gemahl über alles geliebt und war ihm mit herzlicher Neigung ergeben, jedoch einen Einblick in ihr Herz hatte sie ihm so wenig als irgend einem andern Menschen gestattet. Was vergangen war, sollte und mußte für immer tot und begraben sein.

Seit jenem Abend auf dem Brink hatte sie Elben nicht wiedergesehen; stets hatte er Vorwände gefunden, Stephans Einladungen auf die Burg abzulehnen. Auch Jutta war anfänglich jeder Begegnung ausgewichen und später fand sich keine Gelegenheit dazu, was bei dem geselligen Verkehr damaliger Zeit natürlich war. Die Art und Weise jedoch, in welcher der hoch-

angesehene Landrichter mit ihrem viel jüngern Gemahl verkehrte, überzeugte Jutta, daß er noch immer Anteil an ihrem Leben nahm und danach strebte, ihrem Glücke förderlich zu sein. So war er ihrem Andenken niemals fern getreten; sie gedachte seiner als des Schützers ihres Lebensglücks. Wenn in ihren Fürbitten zu der Jungfrau auch sein Name über ihre Lippen kam, so verletzte sie damit nicht die Treue, die sie dem Gemahl schuldete.

Das Gespräch war zwischen den beiden für eine Weile verstummt. Der Ritter war aufgestanden und hatte sich in die tiefe Nische des kleinen Fensters gestellt. Er sah auf den kleinen Garten hinab, der davor lag, in welchem wohlgepflegte Rosen und sonstige Sommerblumen in der heißen Mittagsglut der Junisonne prangten. Die Hausfrau hatte sich wieder ihren Schriften zugewandt, und nach eifrigem Rechnen darin sagte sie aufsehend:

„Wenn wir wieder nach Marburg kommen, muß ich doch einmal selbst nach Hedwigs Eigentum sehen. Die Herzogin hat es auf die Burg bringen lassen. Die Vorräte, welche sich nicht zur Aufbewahrung eigneten, sind verkauft worden, so daß auch eine größere Summe Geldes dort liegen muß.“

„Ist es denn so viel, was die alte Frau hinterließ?“ fragte Stephan und setzte sich wieder auf den verlassenen Sessel.

„Wie hier aufgeschrieben steht, stammt das meiste aus dem Heiratsgut der Mutter oder ist mit dem Geld der Polin beschafft worden. In ihrer Art muß die Alte allerdings eine rechtschaffene Frau gewesen sein.“

Der Ritter lachte.

„Was Du zuweilen für wunderliche Ansichten hast, Jutta,“ sagte er. „In Hedwigs Mutter siehst Du durchaus eine halbe Wilde und der alten Weißensteinerin erkennst Du nur eine: „Art von Rechtlichkeit“ zu. Ich versichere Dich aber, diese vornehmen Polinnen sind weniger „Wilde“ als manches Ritterfräulein im gesegneten Reich, und die alte Frau von Weißenstein war eine ganz streng rechtschaffene Frau.“

„Aber doch in anderer Weise, als ich es verstehe!“ beharrte Jutta.

„Damit stimmst Du dem Erbtruchseß von Schlotheim zu, welcher auch behauptet, daß es zweierlei von Recht gäbe.“

„Ich habe schon oft über diese Rede nachgedacht, seit Du sie mir erzähltest und ich meine, . . . so ganz unwahr ist es nicht!“

„Doch Jutta, es ist ganz unwahr; denn die Wahrheit allein ist stets Recht, und die Lüge ist immer Unrecht!“

„Aber man kann die Wahrheit nicht immer ergründen!“

„Die Wahrheit ergründen kann nur Gott allein, aber nach dem handeln, was man im tiefsten Herzen dafür hält, und dabei nicht nach Nutzen und Klugheit fragen, das ist Rechtlichkeit, und danach handelte die alte Weißensteinerin in allen Lagen. Der Truchseß aber dreht sich mit glatten Worten das Recht zusammen; er wägt Vorteil und Nachteil gegen einander ab; deutelt und dreht an den Dingen, bis sie ihm passen; spricht von Menschenbrauch und Gottessatzung so lange und so klug, daß man schier nicht mehr aus noch ein weiß und darüber ganz vergißt, was die erste Frage war. Es ging mir auch eine Weile so, bis mir Walthalun mit einem einfachen Mittel zu Hilfe kam: „Haltet die zehn Gebote Gottes daran und prüfet danach,“ sagte er mir, und als ich an das Gebot kam: „Du sollst nicht stehlen,“ und danach an das andere: „Laß Dich nicht gelüsten Deines Nächsten Gutes,“ und der Auslegung gedachte, welche mir der Pater dazu gegeben: „Du sollst nicht nehmen noch begehren, was nicht Dein Eigentum ist; aber nach dem Deinen sollst Du greifen,“ da wußte ich wieder, daß das wahrhaftige Recht nur eine Seite hat! — Doch Du wolltest von Hedwigs Erbe erzählen; laß mich auch hören, welche Schätze die Kleine besitzt.“

Jutta nahm mehrere beschriebene Seiten in die Hand, und sie in die Höhe haltend, versetzte sie:

„Siehe nur, alles, was auf diesen Seiten verzeichnet ist, gehört Hedwig. Es ist ein ganzer Reichtum, und ich glaube wahr-

haftig, die Herzogin hat kaum mehr von diesen Dingen. Hier finden sich allein zwanzig Kleider von Samt mit seidengewirktem Obergewande. Höre einmal zu, wie es hier steht:*)

„Meines Sohnes und seiner Hausfrau seligen Kleider."

„Von Samt mit gewirktem seidenen Obergewand in braun, rot, blau, schwarz, purpurfarben, — wieder braun, goldfarben, meerfarben, — ich zählte sie schon zusammen, —" unterbrach sie die Vorlesung. „Es sind gerade zwanzig, und dann noch weiter: Kleider von Seide, Linnen und Wollentuch, gefüttert und schlicht, Unterkleider und Obergewand, zweihundert linnen Hemden, dreißig Lot Korallen in Schnüren, hundertundfünfzig große und kleine Perlen, siebzig Edelgesteine. Von Gold und Silber: Schapel, Gürtel, Tassel, Spangen, Ringe, Nadeln und anderes Kleinod; silberne und goldene Leuchter, Kannen und Schüsseln. Eine Lade voll Schleier."

„In der That," sagte der Ritter, „die Alte hat gut gesammelt, und die Kleine kann sich schmücken, wenn es ihr Herz begehrt; doch dünkt mich ihre junge Schönheit köstlicher als alle diese Kleinode."

„Sie besitzt aber auch andere Dinge die Fülle," erwiderte Jutta, während sie nach einem zweiten Blatt griff. „Hier ist zuerst ein Verzeichnis der Vorräte, welche die Herzogin verkaufen ließ: „Vier Ohm Wein, acht Fuder Bier, altes und neues, dreiundzwanzig Seiten Speck, fünfhundert Käse, vier Steigen Stockfisch, drei Steigen gemästete Gänse, eine Tonne Butter, eine Tonne Schmalz, zwei Viertel Lein, zwei Viertel Mais und vier Viertel Rübsamen."

„Und ferner:

„Zwölf Betten mit allen Pfühlen, Kissen, Decken, Leilachen (Betttüchern), Laden und aller Gerätschaft. Sechs große Truhen und vier gezierte Schränke, darin dreihundert Leilachen, Dystücher (Tischtücher), Handzwelen und vierhundert Ellen linnen

*) Vermögensverzeichnis einer Frau von Dalwigk, welches Landau in seinen Ritterburgen, Artikel „Schauenburg" mitteilt. Bd. I.

Tuch. Eine Truhe und einen Schrank voll seidener Pfühle, Kissen und Decken, einen Schrank voll gewirkter und gestickter Rückendecken*), Banktücher, Teppiche, Zudecken und Schiersen (Schürzen); zehn Bankpfühle; zwölf Wagenpfühle; dreißig Stuhlkissen, eine Kiste voll Hauptkissen (Kopfkissen) und vierhundert Stränge gesponnen Garns. Auch Kessel, Badeborden (Wannen) und andere Gerätschaften für die Küche und das Badehaus."

Jutta schob die Blätter zusammen.

„Das ist noch nicht alles," sagte sie: „Hier ist auch noch ein langes Verzeichnis von Messinggerät, eisernen, irdenen und hölzernen Gefäßen für die Wirtschaft und den Tisch. Rechnet man dazu alle sonstigen Gefälle und Gerechtsame, welche der Landrichter von Elben für Hedwig in Obhut und Gewahrsam hat, so muß man sie für eine reiche Erbin halten."

„Allerdings ist die Kleine reich genug, um auch deshalb begehrt zu werden; aber ich befürchte nicht, daß ihr dies geschieht," versetzte Stephan.

„Du nennst sie noch immer: „die Kleine." Hast du nicht bemerkt, daß sie durchaus kein Kind mehr ist?"

„Wie sollte ich nicht? aber klein ist sie dennoch. Sie reicht Dir kaum bis zur Schulter."

„Ja, wir Rodensteins," lachte Jutta munter, „gehören auch zu den Langen im Lande! Zu welch einem „gewaltigen Recken" ist doch mein lieber Götz herangewachsen! Eine ächte Rittergestalt und voll edelster Gesinnung! Ich bin ganz stolz auf ihn!"

„Das warst Du schon, als er noch mehr ein gewaltiger Range denn ein gewaltiger Recke war; aber ich glaube gern, daß er überall seinen Mann stellen wird; dafür ist er Dein Bruder!"

„Du hast Götz nie ganz zu würdigen gewußt und hattest immer einen Einwand gegen meinen lieben Knaben," schmollte die junge Frau scherzend.

---

*) Es war Sitte, die Rückenlehnen der Bänke, Sessel, Stühle 2c. 2c. mit kostbaren Decken zu behängen.

„Das könnte ich mit besserm Grund von ihm sagen," versetzte Stephan heiter. „Wir sind Gegner, seit wir uns zuerst in Marburg sahen."

Jutta lachte.

„Schon damals war er eifersüchtig auf Dich," sagte sie; „sowohl meinetwegen als wegen Hedwig."

„Jawohl, diese Ehre that er mir gleich an, als die Kleine zum erstenmal mit mir lachte. Und nun haben wir sie gar heimgeführt! Wenn auch nicht als Braut, so haben wir sie doch zu vergeben, und ohne unsere Huld . . ."

„Nun, das hat wohl noch eine Weile Zeit; denn wenn sie auch kein Kind mehr ist, so möchte ich ihr doch noch keine Haus- und Burgfrauenpflichten wünschen," fiel Jutta dem Gemahl ins Wort.

Der Ritter pfiff lustig durch die geschlossenen Lippen.

„Mich dünkt, ich kenne den Edelfalken gar wohl, der seit lange seine Kreise um sie zieht. Gieb acht, er holt sie unversehens mit scharfer Kralle und trägt sie sich in sein heimisch Nest, und ich glaube fast, das scheue Vöglein hat nichts dagegen."

„Erst muß der Falke selbst ein heimisch Nest sein eigen nennen. Wie jetzt die Dinge mit dem Blankenstein liegen, kann Götz nicht daran denken, und wenn er Hedwig begehrt, so soll er es erst thun, wenn die Herzogin zurück ist. Dann mag er sie von ihr erbitten, damit der junge Weißenstein, ihr Oheim, uns nicht beschuldigen kann, wir hätten sie an Götz verhandelt."

Des Türmers Horn schnitt Juttas weitere Worte ab. Es kündete Gäste für die Burg an, und wie das Zeichen erkennen ließ, eine größere Anzahl.

„Gäste?" rief die Hausfrau verwundert, und der Ritter, der aufgesprungen war, fügte überlegend hinzu:

„Wer mag jetzt in dieser heißesten Stunde des Tages eintreffen? Kommst Du nicht mit ins Turmgemach, um zu sehen, wer es ist?" fragte er nach der Thür schreitend.

„Ich komme gleich nach," antwortete Jutta aufstehend, und

legte die Schriften in das Fach einer seitwärts stehenden Truhe, welche sie sorgfältig verschloß, bevor sie dem Gemahl folgte.

Das hochgelegene Turmgemach, zu dem eine steinerne schmale und steile Wendeltreppe hinaufführte, war ein runder großer, fast kahler Raum mit spärlichem Licht. Einige Schränke und Holzschemel, die darin standen, zeigten durch ihre Einfachheit, daß das Gelaß nicht zum Wohnraum diente. Es hatte nur nach Süden eine tiefe Nische, in der sich zwei schmale niedrige Fenster befanden, aus denen man den Weg zur Burg am weitesten und bequemsten übersehen konnte. Einige Thüren, welche in andere Räume führten, waren geschlossen, und nur diejenige, welche vom Gemach aus auf den Söllner ging, war halb geöffnet und verursachte einen heftigen Zugwind, als Jutta eintrat; denn Stephan hatte eines der Fenster geöffnet und lehnte sich eifrig spähend hinaus. Die Hausfrau schloß im Vorübergehen die offene Thür, und ohne Hedwig zu bemerken, welche sich vorbog und ihr zunickte, trat sie rasch zu dem Gemahl. Zwischen dem Fenster, darin Stephan lehnte, und dem Söller war nur ein schmaler Pfeiler, neben welchem die Jungfrau, halb davon gedeckt, saß. So mußte sie jedes Wort, welches im Fenster gesprochen wurde, verstehen können.

„Wer ist es denn?“ fragte Jutta.

„Ich kann's noch nicht erkennen,“ antwortete Stephan. „Es sind vier Ritter und ein kleiner Trupp Knechte.“

Die Burgfrau sah aufmerksam hinab.

„Es ist . . .,“ rief sie freudig auf und setzte dann langsam und enttäuscht hinzu: „Wie kann ich so thöricht sein! Ich glaubte des Großvaters Wappenzeichen, die Burg mit den beiden Türmen zu erkennen!“

Der Ritter beschattete die Augen mit der Hand und lehnte sich noch weiter vor.

„Du hast ganz recht gesehen,“ sagte er nach einer Weile. „Es ist wirklich der Großvater, und der, welcher vor den Knechten das Pferd jetzt so seitwärts drängt, ist Meinhard. Ich kenne diese seine Art, das Roß zu halten, zu gut, um mich zu irren.“

„Und der andere ist Götz," rief Jutta. „Sieh nur, der in der Mitte, der alle überragt, das ist mein lieber, langer Knabe, glaubst Du nicht auch?"

„Ja, es scheint fast so, und doch meine ich, es sei nicht seine Haltung."

Bäume verbargen für eine kurze Strecke die Reiter.

„Wenn sie jetzt wieder heraus auf den Wiesengrund kommen, werden wir deutlich erkennen können, wer es ist," sagte Schartenberg.

„Ich kann eigentlich nicht glauben, daß es der Großvater sei," überlegte Jutta. „Was könnte ihn bewogen haben, bei dieser Hitze den weiten Weg zu reiten? Händel giebt es nicht hier in der Gegend, und was sollte sonst?"

„Er wird mit Götz beim Landgrafen in Hasungen gewesen sein, und kommt herauf, um Dich zu besuchen, da er einmal so nahe ist. Als ich ihn vor einigen Tagen in Kassel traf, sprach er von einem Ritt nach dem Kloster."

„Ich freue mich immer, Götz zu sehen, aber Hedwigs wegen wollte ich, er käme nicht so oft. Er ist noch so jung und unerfahren, daß er gar nicht daran denkt, welche Auslegung man vielleicht seiner Bewerbung in seiner jetzigen Lage giebt. Nach allem, was wir durch die alte Weißensteinerin von Hedwigs Verhältnissen wissen, möchte ich auch der Herzogin gegenüber wünschen, er hielte sich zurück. Meinst Du nicht auch?"

„Vielleicht hast Du recht; aber Deine Meinung wird in diesem Fall keinen Einfluß haben. Götzens Neigung ist seit langer Zeit für niemand ein Geheimnis, und auch Hedwig zeigt, vielleicht ohne es zu wollen, deutlich genug, wie sehr sie ihn liebt."

Jutta seufzte.

„Ich habe nicht die Absicht, mit ihm darüber zu reden. Ich könnte leicht damit beeilen, was ich verhüten will. Meine Gründe, ihn zurück zu halten, würden ihm wenig gelten, und was meinen Stolz empfindlich kränkt, die Meinung der Welt, ist ihm einerlei."

Die Reiter waren inzwischen wieder sichtbar geworden und Schartenberg sah aufmerksam hinab.

„Der Große da in der Mitte ist nicht Gottfried, Jutta," rief er freudig. „Es ist Elben; ich erkenne Haltung und Rüstzeug. Du mußt ihn jetzt auch erkennen!"

„Elben?" fragte Jutta tonlos.

„Gewiß, sieh doch nur! Jetzt reitet der Großvater mit Elben voraus. Götz winkt herauf. Der Kleine wird wohl Heinrich von Baumbach sein, und der einzelne Reiter ist Meinhard. Ich hatte ihn vorhin schon ganz richtig erkannt. Erkennst Du sie jetzt?"

„Ja," antwortete sie gepreßten Tones und lehnte sich bleich gegen die Wand. Stephan bemerkte es und sah sie fragend und befremdet an.

„Es muß ein Unglück geschehen sein," sagte sie leise, als ob es ihr an Atem mangele, und drückte die Hände so fest gegen einander, daß alles Blut daraus entwich.

„Warum denn ein Unglück? Wie kannst Du nur so erschrecken? Du siehst ja den Großvater und Götz frisch und gesund, und so ganz ungewöhnlich ist doch ihr Besuch nicht. Elben hat mir den seinen schon lange zugesagt, und jetzt, wo ruhige Zeit im Lande ist, kann er ihn wohl am besten ausführen. Sieh nicht so entsetzt aus, Jutta, und zeige den Herren die freundliche Wirtin. Ich will ihnen entgegen gehen!"

Und froh erregt eilte der Ritter hinab durch Halle und Hof, um schon vor dem Burgthore die werten Gäste zu begrüßen. Jutta blieb noch eine kurze Zeit im Fenster stehen, obgleich sie die Kommenden nicht mehr zu sehen vermochte. Sie wollte ruhiger werden und ihren Schrecken überwinden; denn daß nur eine ganz besondere Nachricht Elben veranlassen konnte, nach dem Schartenberg zu kommen, glaubte sie sicher, und diese Befürchtung beunruhigte sie ebenso sehr wie die Notwendigkeit, dem Ritter nach so langer Zeit jetzt plötzlich zu begegnen. Sie war unzufrieden mit sich selbst, als sie das heftige Schlagen ihres Herzens fühlte und sich gestehen mußte, daß sie dem Manne, dem einst ihre heiße Liebe gehört hatte, auch heute noch nicht so ruhig entgegen treten

konnte, wie jedem andern Gaste ihres Gemahls. Stephans vertrauensvolle Liebe stieg wie ein Vorwurf vor ihrem innern Auge auf. Sie preßte die Hände gegen ihre heftig klopfenden Schläfen und auf ihr Herz, als könne sie sich damit zur Ruhe zwingen, und schritt endlich mit der langgewohnten Beherrschung, unter der sich, von andern ungeahnt, so manches heiße Gefühl barg, zur Halle hinab, um die Gekommenen zu empfangen.

Sie fand dieselbe bei ihrem Eintritt noch leer. Nur der Kämmerer war mit einigen Mägden beschäftigt, den Imbiß, den man den Gästen immer gleich bot, auf dem Herrensitz aufzutragen.

Die Ritter waren im vordern Hofe von ihren Rossen gestiegen, und durch die offene Thür sah Jutta sie eben in den innern Burghof eintreten. Götz blieb mit dem jungen Knappen Heinrich von Baumbach, der in Romrods Gefolge ritt, zurück und ging mit ihm nach den Ställen, während die Ritter im lebhaften Gespräch mit Stephan noch eine Zeitlang im Hofe standen, wo die junge Frau die draußen im hellen Licht Weilenden genau betrachten konnte. Es fiel ihr auf, wie sehr Elben, der neben dem immer jugendlich aussehenden Stephan stand, gealtert war; doch fand sie, daß seine ganze Erscheinung an Bedeutung und Ausdruck noch gewonnen hatte. In seinem edeln Gesicht prägte sich neben dem Zuge bewußter Kraft und festen Willens eine wohlwollende Güte aus, die ihm in so hohem Grade früher nicht eigen gewesen war, aber gewiß dazu beitrug, ihm das ungewöhnlich große Vertrauen und die Liebe, welche er im ganzen Lande genoß, zu sichern. Wie er so neben dem alten Romrod stand, dessen hohe, Ehrerbietung fordernde Gestalt und Haltung noch ungebeugt war, empfand Jutta lebhaft den Eindruck, den die Persönlichkeiten der beiden angesehensten Ritter des Landes überall machten, und fühlte mit Stolz den Anteil, welchen sie, wenn auch in verschiedenem Sinne, an dem Leben derselben hatte.

Als die Unterredung beendet war und die Herren sich der Halle näherten, eilte sie voran, um ihnen an der Schwelle den Gruß der Herrin zu bieten.

Zuerst reichte sie dem Großvater und dann, nicht ohne eine leichte Verlegenheit, auch Elben die Hand, welche dieser mit stummem Ernste empfing. Sie fühlte die Wohlthat der streng gezogenen Sitte, welche genau den Empfang wert gehaltener Gäste vorschrieb, und mit leichter Anmut erfüllte sie die Pflichten der Hausfrau. Herzlich erklang ihr Wort, die Ritter möchten es sich auf der Burg ihres Eheherrn gefallen lassen, und freundlich rückte sie die Sessel und bot Trunk und Imbiß.

„Wir werden Euch den Eheherrn für eine längere Zeit entführen, Frau Jutta,“ sagte Elben, nachdem die üblichen Erkundigungen um Ergehen, Wetter und Ritt gewechselt waren, sich zum erstenmale mit einer Anrede an sie wendend.

„Ich dachte gleich, als Stephan Euch erkannte, Herr Ritter, daß Euch nur eine wichtige Botschaft hierher führte,“ erwiderte sie ernst. „Tröstlich war mir, den Großvater und Götz bei Euch zu sehen; sonst würde ich ein großes Unglück gefürchtet haben.“

„Aber Jutta,“ rief Stephan erstaunt über diese, aller Höflichkeit zuwiderlaufende Entgegnung, in welcher er einen Vorwurf darüber zu erkennen vermeinte, daß Konrad erst jetzt die Gastfreundschaft des Schartenberg in Anspruch nahm.

Das schnelle Erröten, welches Elben noch so gut aus früherer Zeit im Gedächtnis hatte, überzog bei des Gemahls mahnendem Ausruf ihr liebliches, ernstes Gesicht und weckte alle alten Empfindungen, die er für besiegt gehalten, wieder auf. Bevor sie in ihrer Verwirrung eine Entschuldigung fand, sagte er freundlich:

„Ich bekenne mich schuldig, der Hausfrau Meinung verdient zu haben, und die Botschaft, die ich bringe, verhindert meine Verteidigung. Jedoch Ihr wißt ja, edle Frau, daß ich seit manchem Jahre nicht Zeit gewann, als heiterer Gast zu Rast und Ruhe einzukehren, und werdet mir meine lange Zögerung gewiß verzeihen, da Ihr nun seht, daß meine Besuche nichts Gutes bringen.“

„Vorerst doch,“ entgegnete Jutta herzlich, „denn Ihr bringt Euch selbst, den Großvater und Götz. Was einen Ritt für Stephan anlangt, so wird er einen solchen schwerlich für ungut halten.“

„Es handelt sich um einen Ritt nach Brabant, Jutta," mischte sich Romrod ein, „und Stephan muß schon morgen aufbrechen."

„So giebt es schlimmes für die Herzogin? Ist Heinrich in Gefahr?" rief Jutta schnell.

„Nein, nein, Gott und den Heiligen sei Dank!" Wir kommen von Hasungen und fanden ihn wohl und bei den frommen Vätern in treuer Obhut. Es ist in ärgerlichen Sachen der Vormundschaft."

„Der heiligen Jungfrau sei Dank!" rief Jutta, erleichtert aufatmend. „Die Männer des Hessenlandes sind treu, und wenn Gott des Kindes Leben behütet, so läßt sich alles andere überwinden."

„Gewiß," nickte Romrod. „Überwinden werden wir es, aber harten Strauß mit dem Markgrafen wird es geben."

„So hat er Ungerechtes verlangt?"

„Er hat für sich ein Bündnis mit dem Erzbischof von Mainz geschlossen," erklärte Elben, als Herr Hermann schweigend nickte. „Er hält es geheim, und wir sind als Statthalter nicht befugt, ihn darnach zu fragen. Die Herzogin muß durch einen treuen Mann von allem benachrichtigt werden und womöglich selbst kommen."

Jutta sah Stephan an. Er nickte ihr zu und sagte:

„Ich reite mit dem Junker von Baumbach morgen früh und hoffe, Du erfüllst des Großvaters Bitte und gehst während meiner Abwesenheit auf die Burg nach Kassel. Dann weiß ich Dich mit Hedwig doch nicht ganz einsam."

„Ich werde gern thun, was Du wünschest," antwortete sie freundlich und stand auf. „Ihr müßt aber jetzt zuerst das schwere Eisenhemd in der Kammer ablegen, Großvater, bevor Ihr weiter mit Stephan beratet, und auch Ihr, Herr Konrad, müßt es euch bequemer machen, auf daß Ihr die Halle des Schartenbergs nicht allzu ungastlich findet. Aber wo bleibt Götz mit dem Junker?"

Ich sah beide mit Meinhard und dem Marschall in die Herberge der Knechte gehen; sie werden sich die Pferde zum morgenden Ritt betrachten," sagte Stephan.

„Reitet Gottfried auch mit?"

„Nein," versetzte Elben. „Er bleibt bei mir; ich mag seine bereitwillige Treue bei meinen Ritten nicht entbehren."

„Willst Du nicht auch für die Rosse sorgen, Stephan?" erinnerte Romrod, der sich erhoben hatte, um der Bitte der Enkelin nachzukommen. „Ich zeige indessen Konrad, wo er die Kammer und das Notwendige findet."

Sechzehntes Kapitel.

Frau Jutta war mit der Schaffnerin zu den großen Räumen des Vorratshauses hinaufgestiegen, um mit dieser noch einige Anordnungen wegen der Abendmahlzeit zu treffen. Sie hatte auch Hedwig zur Hilfe gerufen, die bleich und gegen alle Gewohnheit ernst und schweigsam die geforderten Dienste leistete. Die Hausfrau war viel zu sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, um es zu bemerken, und wies nur zerstreut an, was dem Gewohnten heute noch hinzugefügt werden sollte. Es gab hier Vorrat von allerlei Seltenheiten, und auf schön gemalten Platten von gebrannter italienischer Erde ordnete Hedwig süßes Honiggebäck und stark gewürzte Küchlein, welche der Ritter kürzlich von einem Kaufherrn aus Bremen erhalten hatte. Auch getrocknete Früchte, große Trauben aus Griechenland, Datteln von der heißen Küste Afrikas und Mandeln aus Spanien legte sie hinzu und bemühte sich, alles recht zierlich zu ordnen, damit es wohlgefällig ins Auge falle und den Gästen zeige, wie gut versorgt die Vorratskammern der Burg waren. Mitten in diese hausfräuliche Beschäftigung hinein erdröhnte die leicht gefügte Holzstiege unter raschen, klirrenden Schritten, und in der niedrigen Thür erschien lachend Gottfrieds hohe Gestalt, den verlegenen Junker von Baumbach vor sich her drängend.

„Dacht' ich's doch," rief er fröhlich; „daß wir Euch hier finden würden. Nachdem wir den ganzen Bau vergebens nach

Euch durchsucht, sagte ich zu meinem treuen Genossen bei Spiel und Tanz, Gefahr und Kampf: „So laßt uns die minniglichen Frauen da suchen, wo man sorgt, daß Leib und Seele nicht auseinanderfalle!"

„Seid gegrüßt, Frau Jutta, edle Hausfrau des Ritters von Schartenberg, und auch Ihr, Jungfrau Hedwig, Du Rose unter den Lilien des Hessenlandes!" Scherzend umarmte er herzlich die Schwester, die sich ihm lachend entzog und freundlich den jungen Knappen begrüßte, während Götz versuchte, Hedwig ebenso wie die Schwester zu umfangen.

Sie trat aber zurück, wehrte ihm ernsthaft ab und legte nur flüchtig ihre Hand in die seine. Götz beachtete es nicht gleich, weil er sich aufmerksam umsah.

„Ich glaube," sagte er sinnend, „ich bin, seit ich damals in Gefangenschaft auf dem Weißenstein war, nicht wieder in einem solchen Raume gewesen. Wie lebhaft erwacht mit einemmal die Erinnerung an jede Einzelheit jenes Morgens! Selbst der Geruch, der dort wie hier herrschte, trägt dazu bei, mir alles ins Gedächtnis zu bringen. Du warst noch ein kleines Dirnlein, Hedwig, hieltest mich an der Hand gefaßt und erbatest von der Großmutter Feigen für uns. Ich hatte nichts im Kopf als den Wunsch, fortzukommen, Du aber wolltest mich schon damals behalten und wußtest wohl, daß wir zusammengehören. Um mich zu fesseln, zeigtest Du mir mit Eifer alle Herrlichkeiten der Burg. O Hedwig, wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß sich unser Leben so eng verketten würde! Jede Kleinigkeit weiß ich noch. Du küßtest Deine Feige, bevor Du sie aßest."

Das Mädchen sah ihn an. Thränen schimmerten feucht in ihren dunkeln Augen und verhaltenes Weinen bebte um den Mund, aber sie antwortete nicht und wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu.

„Warum küßtet Ihr die Feige?" fragte der Junker von Baumbach, der sich auf keine schickliche Anrede besinnen konnte,

und dem das Schweigen der schönen Maid gegenüber peinlich zu werden anfing. Frau Jutta war mit der Schaffnerin weiter gegangen, und Gottfried, ganz in alte Erinnerungen vertieft, schritt hin und her, lugte in die verschiedenen Fächer und betrachtete die umherstehenden Dinge.

„Ich thue es noch, so oft ich eine Feige erhalte," antwortete ihm Hedwig freundlich. „Es ist mir zur Gewohnheit geworden, und ich benenne die Frucht immer noch gern mit demjenigen Namen, den ich ihr als Kind gab: „die Frucht des Herrn". In meinem Kopfe bestand damals eine wunderbare Verwirrung. Der Fluch, welcher aus Christi Mund den unfruchtbaren Feigenbaum getroffen, hatte in meinen Gedanken sich seltsam mit dem Begriff von Ohrfeigen vermengt, und ich hatte mir deshalb für die süße Frucht zur Unterscheidung von jenen Mißhandlungen, diesen besondern Namen gebildet."

„Du hattest von jeher seltsame Gedanken, Hedwig," sagte Götz, der wieder herangetreten war. „Ich möchte wohl wissen, welcher davon Dich bewog, vorhin meine Begrüßung so unfreundlich abzuwehren?"

Sie sah ihn an.

„Ich wollte nicht unfreundlich sein," entgegnete sie und setzte kühler hinzu: „aber ich will begrüßt sein, wie es die Sitte verlangt; denn wir sind beide keine Kinder mehr!"

„Pah, Du bist ja gewaltig stolz," spottete der Zurechtgewiesene und biß sich auf die Lippe. „Wenn ich wieder nach dem Schartenberg komme, werde ich vorher Anfrage halten, wie man eine Jungfrau zu begrüßen hat."

„Wenn Du es nicht weißt, wirst Du gut daran thun," lautete die scharfe Entgegnung, deren Ton nicht scherzhaft klang. Götz war offenbar davon verletzt und wandte sich zu seiner Schwester, die ihre Anordnungen beendet hatte.

„Bist Du fertig, Hedwig?" fragte sie und stellte die gebrauchten Büchsen und Kästen wieder an ihren Platz. Die Jungfrau bejahte, und Jutta forderte die Anwesenden auf,

voran hinabzugehen, weil sie die Räume verschließen wollte, bevor sie selbst folgte.

Als sie aus der Thür des kleinen Hauses in den Hof trat, fand sie Meinhard hier. Sie hatte den alten Waffengefährten des Großvaters lange nicht gesehen und dem Treuen herzlich die Hand bietend, forderte sie ihn auf, sich für eine Weile zu ihr auf die Bank zu setzen, welche neben dem Eingang zur Halle stand.

„Du bist lange nicht mit hier oben gewesen, Alter,“ sagte sie und erkundigte sich teilnehmend nach allen Angelegenheiten des alten Dienstmanns, dessen Kinder einst in Romrod ihre Spielgefährten gewesen, und dessen Verhältnisse ihr genau bekannt waren. Sie wußte, daß er kürzlich dort gewesen war, um den ersten Sohnes-Enkel über das heilige Taufwasser zu halten.

„Ich gab dem jungen Kindlein gern meinen Namen und hoffe, daß mein Schutzpatron, der allezeit sich mir gnädig erwies, auch dem jungen Sproß sich nicht abgeneigt zeigt und ihn in treuer Anhänglichkeit an Euer altes Geschlecht erhält,“ berichtete der Alte treuherzig.

„Du vergissest, Meinhard, daß dem Großvater keine Söhne leben und daß Götz und ich einem andern Geschlecht entstammen.“

„Das Geschlecht Eures Vaters war nicht minder edel als das der Romrods, und Ihr seid doch immer eine Tochter ihres Blutes und habt Anspruch auf die Liebe und Ergebenheit ihrer Hintersassen, welche das nicht vergessen. Herr Hermann hat meinen jüngsten Sohn, der in Götzens Alter ist, jetzt in Romrod gelöst, der Junker hat ihm einen Hof in Uffenhausen zu Lehn gegeben und will ihn zu seinem Marschall machen; denn er ist tüchtig in Führung der Waffen und versteht fast so gut wie ich selbst, was einem getreuen Marschall obliegt. Seht, so ist schon einer meiner Sippe zu Euch hinübergezogen, und mich sollte freuen, edle Frau, wenn mein kleiner Taufpate einst Euerm Sohne gleichen Dienst leisten könnte. Denkt daran, wenn die Zeit gekommen ist!“

„Was könnte das helfen, da mir der Sohn versagt ist?“ versetzte Jutta.

„Mein Weib war älter als Ihr, da uns der erste Sohn geboren wurde,“ sagte Meinhard tröstend.

„Aber ich wünsche gar nicht, daß sich meine Hausfrau mit ungebärdigen Buben plage,“ fiel Herr Stephan ein, der unbemerkt hinter den Sprechenden aus der Thür getreten und dem Gespräch zuhörend, eine Weile stehen geblieben war.

„Müßten sie denn gerade ungebärdig sein, Herr?“ fragte der Marschall und stand lachend auf, um den Ritter zu grüßen.

„Ich sorge, sie würden keine Ausnahme machen und würden es treiben, wie weiland ich auch,“ erwiderte Stephan heiter, „und da es an jungem Nachwuchs bei den Schartenberger Vettern nicht fehlt, so ist es mir recht, wenn meiner Hausfrau die Sorge und Plage um Kinder erspart bleibt. Sie hat genug an der Not, welche ich ihr bereite, und mir würde es schlecht passen, wenn ich ihre Liebe teilen müßte.“

„In den Kirchen lehren die Patres, daß es hohe Tugend ist, mit dem zufrieden zu sein, was die Heiligen geben und versagen,“ erwiderte Meinhard halb ernst, halb scherzend. „Da Ihr und Eure Hausfrau diese Tugend übt, so muß auch ich sie zu erlangen suchen und darauf hoffen, einst meine Kunst noch Junker Gottfrieds Sohn zu lehren. Habt Ihr nicht Eure Freude an ihm, edle Frau? Er hat alle hohen Gaben der Rodensteins und Romrods geerbt, und ich habe in Eisenach der heiligen Elisabeth manche Kerze gebrannt, um sie meiner Bitte günstig zu stimmen, ihn noch als Held reiten zu sehen, dessen Name in Sang und Lied erglänzt.“

„Der heiligen Elisabeth?“ fragte Jutta verwundert. „Da fürchte ich, Meinhard, Du hast Dich mit solcher Bitte an die unrechte Heilige gewandt. Die edle Frau war dem Ritterleben abgeneigt; sie hatte keine Lust daran, Wunden zu schlagen, sondern vielmehr sie zu heilen, und achtete die Helden im Kriegskleid nicht sonderlich hoch.“

Der Marschall sah die Sprecherin verlegen an, wiegte den Kopf und sagte kleinlaut:

„In Eisenach stand sie in hohem Ansehen, und man traute ihr dort jegliche Macht zu. Obgleich es mir zuweilen verwunderlich erschien, daß eine Frau sich solcher Dinge annehmen sollte, so hielt doch der Ratsherr Velsbach so große Stücke auf sie und ihre Hilfe, daß auch ich Zutrauen gewann. Sankt Georg Eures Vaters Schutzpatron, der selbst ein ritterlicher Herr war, hatte ihm keinen guten Willen bewiesen und den Pfeil nicht abgehalten, der ihn in der Fehde mit dem Abt von Fulda traf. Das hat ihn mir verleidet. Den heiligen Meinhard plage ich so oft mit meinen Anliegen, daß ich ihm nicht hiermit kommen wollte; auch bin ich nicht sicher, ob er im Himmel so hoch steht, daß man ihm einen Ritter anempfehlen kann."

„Über der Heiligen Fürbitte steht der Wille Gottes," entgegnete Jutta. „Mache Dir keinen Kummer darum. St. Elisabeth wird es schon richten. Sie war die Mutter Frau Sophiens, und wir alle vertrauen, daß ihr Segen bei dem Enkel und all denen sein wird, die ihm anhängen. Erzähle mir nun etwas vom Großvater und wie es auf der alten Burg in Kassel ergeht."

„Von dem Herrn? Nun allen Heiligen sei Dank, Ihr seht ja selbst, Alter und Zeit können seiner Rüstigkeit nichts anhaben. Er schwingt sich so leicht in den Sattel wie je, und wenn wir nach stundenlangem Ritt absteigen und ich mich langsam dehne, um die alten Knochen wieder in die Richte zu bringen, so schreitet er munter nach seinem Lieblingsplatz an der Mauer. Ihr wißt ja, es ist seine Gewohnheit, bevor er in die Halle tritt, erst einen Blick auf das Thal zu werfen."

„Es stärkt ihm Herz und Sinn, wie er sagt," nickte Jutta, „immer die unveränderte Schönheit der Landschaft, sei es im Winterschmuck oder im Sommergrün, zu betrachten. Er läßt Sorge und Unruhe des Lebens nicht so leicht mit in die Halle treten, wenn er sich das Herz erst am Frieden des Thales gelabt hat. Auch mir geht es so, daß ich meine, es könne nicht

leicht einen schönern Fleck geben, als die Laube auf dem alten Burghofe in Kassel."

„Es ist eben seit langen Jahren seine Gewohnheit, und immer mehr pflegt man zu lieben, was man genau kennt," bestätigte Meinhard, der für die Reize der Natur und ihre Anziehung wenig Empfänglichkeit besaß. „Der Herr steht jetzt oft lange da und sinnt, und ich weiß wohl, was ihm durch die Gedanken geht, wenn er zögert, über die Schwelle zu schreiten. — Es ist einsam in der Halle, Frau Jutta, und wenn er sich auch nicht darüber beklagt, so weiß ich doch, daß er es fühlt."

„Deshalb bin ich froh, daß Du wieder da bist. Es war ein schweres Opfer, Dich so lange bei Gottfried und der Herzogin zu lassen; denn Du kannst doch mit dem Großvater von alten Zeiten reden."

„Das kann ich wohl; allein der Herr spricht gern von dem, was jetzt in der Welt vorgeht, und seht, da hinein kann ich mich nicht finden! Was rechnet Ihr wohl, wie viele Speer- und Lanzenschafte sonst im Hofe gebraucht wurden? Das harte Eschenholz war oft nicht alle zu beschaffen. Jetzt reicht für ein Jahr hin, was sonst kaum für einen Monat genügte, und die wenigen Lanzen haben dabei die jungen Knappen und Mannen meist noch im Spiele gesplittert. Es ist kein lustiges Ritterleben mehr auf der Welt!"

„Aber Meinhard, wie selten seid Ihr daheim. Mir scheint doch, es giebt genug zu reiten."

„Ein Reiterleben mag's schon noch sein, edle Frau, aber kein Ritterleben mehr! O, Ihr Heiligen! wenn ich der vergangenen Zeiten gedenke! Da brachen die Fehden nicht ab. Selten gab es Ruhe für das Schwert; denn wo ein Unrecht geschah, ein Unterdrückter zu schwach war, sich selbst zu helfen, da wurde der Ritter von Romrod zu Hilfe gerufen. War die Sache gerecht, so zogen wir aus und haben uns manchen Lohn ehrlich verdient und manchen Dank geerntet. Wir haben manchem Beraubten wieder zu dem Seinen verholfen, manchen, der argen

Frevel gethan, gestraft und ihm sein Unrecht vergolten. Das war Ritterleben! Aber jetzt? ... Wir ziehen aus, aber kein Schwert wird gezogen, kein Anritt gewagt. Zusammenkünfte werden ausgeschrieben, Vergleiche geboten, Schriften aufgesetzt, daß man denken könnte, die Burgen seien Klöster mit Schreiberstuben geworden, und wenn's hoch kommt, so wird den Bedrohten auf den Straßen ein starkes Geleit gegeben, damit man die unruhigen Gesellen ertappen und in Strafe nehmen kann. Wozu, sagte ich schon oftmals zum Herrn, sind die Ritter von Gott auf die Welt gesetzt, wenn man alle Händel mit Worten und Schriften schlichtet?"

„Aber Meinhard," lachte die Rittersfrau, „ich kenne Dich nicht mehr! Wie schaltest Du doch, wenn die Meldungen von Raub und Mord auf den Landstraßen, von Überfall der Dörfer und Höfe auf der Burg in Kassel zur Klage kamen, und jetzt, wo die Dinge sich bessern, bist du wieder unzufrieden!"

„Edle Frau, wie könnt Ihr das glauben? Ich bin nicht unzufrieden, weil die Dinge sich bessern, sondern weil man Raub, Mord und Überfall nicht mehr mit dem Schwerte vergilt."

„Also nicht gleichfalls mit Raub, Mord und Überfall?"

„Niemals haben wir einen ungerechten Angriff unternommen," rief der Marschall unwillig. „Ehrlich, wie es Ritterbrauch ist, haben wir den Fehdebrief gesandt, bevor wir ausgeritten sind, und ungerechte Forderung kann niemand im Lande dem Ritter von Romrod nachsagen!"

In die offene Thür der Halle trat der Kämmerer und gab mit dem Horn das erste Zeichen der Bereitschaft zum Mahle. Die Herrin erhob sich hastig; sie hatte im Gespräch mit Meinhard nicht bemerkt, wie die Zeit verrann, und enteilte nun schnellen Fußes, um das lange, faltige Obergewand von lichterer Farbe anzulegen, ohne welches keine Edelfrau sich vor Gästen in der Halle zum Mahle setzte.

Sie war rasch damit fertig; denn das zweite Zeichen war noch nicht verklungen, als sie mit Hedwig auf den Herrensitz

trat, auf dem die Ritter und jungen Knappen schon anwesend waren. In der untern Halle standen die freien Mannen der Burg, die unadlichen Knappen, die im Gefolge des Ritters ritten, der Marschall und die angesehenern Reisigen in hergebrachter, streng aufrecht erhaltener Ordnung um die Tische gereiht und harrten stehend, bis der Ritter nach Recht und Pflicht des Hausherrn seinen Gästen die Plätze zum Niedersitzen angewiesen hatte. Stehend neigten die Tischgenossen das Haupt in leisem Gebete, welches Stephan allein sitzend verrichtete, und erst, als er das Zeichen des heiligen Kreuzes mit hocherhobener Hand über Tisch und Halle gespendet, nahmen die Anwesenden ihre Sitze ein.

Die Hausfrau hatte ihren Platz zwischen dem Großvater und dem Gemahl; Elben saß ihr gegenüber neben Hedwig und bemerkte mit Erstaunen deren ernste, fast kummervolle Miene, die auch durch die leise Unterhaltung des an ihrer andern Seite sitzenden Junkers von Baumbach, nicht aufgehellt wurde. Das Gespräch, welches nur einsilbig hin und her ging, verstummte sogar zuweilen ganz. Die Ritter waren offenbar mit ernsten Gedanken beschäftigt, und Jutta fühlte öfters mit Pein den Blick des Mannes auf sich ruhen, von dem sie nicht vergessen konnte, daß er sie einst geliebt hatte. Erst, als das Mahl beendet, die Halle sich geleert und der Kämmerer mit den aufwartenden Mägden sich entfernt hatte, wandte das Gespräch am Herrentische sich der Veranlassung zu dem morgenden Ritt zu.

„Ich fürchtete von jeher arge Verwickelungen von diesem Anspruch an Thüringen,“ sagte Romrod zu Stephan. „Die Herzogin wird sich daran erinnern. Jetzt muß er aber aufrecht erhalten werden, und sie kann auf jede Hilfe aus dem Lande Hessen zählen. Dies ist eine so ungetreue Handlung, wie ich sie dem Markgrafen nicht zugetraut hätte!“

„Ich habe immer Schlimmes von ihm erwartet,“ sagte Götz halblaut zu Hedwig, die ihm zustimmend nickte.

„Wenn die Abmachung aber geheim ist, so ist sie vielleicht

nicht ganz so arg, wie man Euch berichtete, Großvater," warf Jutta ein.

„Geheim? O ja, es würde dem erlauchten Herrn wohl sehr genehm sein, sie geheim zu halten; denn sie ist ein häßliches Brandmal auf seiner fürstlichen Ehre. Aber in Mainz denkt man anders, und ich habe von dort eine Abschrift des Vergleichs ohne große Mühe erhalten."

„Wie hattet Ihr es denn überhaupt erfahren?"

„Durch Elbens treue Wachsamkeit!" sagte der alte Herr. Jutta sah zu dem Ritter hinüber.

„Ich hatte schon zu Anfang Mai Kundschaft," beantwortete dieser ihren fragenden Blick, „daß der Erzbischof nach Thüringen aufgebrochen sei, und hegte gleich den Verdacht, es würde nun zwischen ihm und dem Markgrafen zu Verhandlungen kommen, welche auch den Landgrafen und das Land zu Hessen angehen dürften. Nachdem gegen Ostern vorigen Jahres der Papst die Herzogin und den Markgrafen vom Banne des Bischofs gelöst, hatte sich der Erlauchte im August darauf eine päpstliche Bulle erwirkt, nach welcher er und seine Lande zehn Jahre lang von jedem Interdikt des Bischofs befreit bleiben sollten. Es wäre gewiß leicht gewesen, für das Kind von Hessen dieselbe Vergünstigung zu erlangen, wenn der Vormund den guten Willen dazu gehabt hätte. Seitdem hatte ich das Zutrauen zu ihm verloren. Als ich von des Erzbischofs Reise nach Thüringen vernahm, sprach ich gegen Herrn Hermann meine Meinung darüber aus, und dieser sandte seinen Knappen, den Junker von Baumbach in Heinrichs Lager."

„So waret Ihr es, der die Kunde brachte?" wandte sich Jutta fragend zu dem Knappen.

„Mein Bruder Ludwig dient dem Markgrafen; es fiel nicht auf, daß ich diesen besuchte," versetzte der Junker bescheiden. „Der Fürst lag ruhig zu Ottstädt, nahe bei Erfurt, und es gab allerlei Lustbarkeit und Kurzweil im Lager. Schon am sechzehnten Mai war der Erzbischof angelangt, und niemand hatte

Hehl, daß beide Fürsten einen Vertrag zu Gunsten des Thüringer Landes abgeschlossen hatten. Der Stiefbruder des Markgrafen, Graf Hermann von Henneberg, bot mir an, künftig lieber in seinem Gefolge zu reiten und meinte, ich würde bald einsehen, wie thöricht es sei, für das Kind von Hessen das Schwert zu ziehen."

„Ich wollte, er hätte es mir gesagt," rief Gottfried feurig, „ich hätte ihm geantwortet!"

„Das that ich auch," versicherte der junge Knappe entschieden, und seine gutmütigen blauen Augen flammten auf.

„Du glaubst wohl, Du seiest allein getreu?" verteidigte Hedwig den Junker.

„Nein," rief Götz stolz und bot dem Gefährten die Hand. „Wenn ich auch glaube, daß ich schärfer zu antworten vermag, als der allzu freundliche Baumbach, und daß niemand getreuer sein kann, als ich bin, so weiß ich doch, daß kein Hesse sein Wort bricht und daß wir alle wie eine Mauer um unsern erwählten Herrn stehen werden!"

„Erfuhrt ihr nichts Gewisses?" forschte Jutta weiter.

Der Knappe verneinte.

„Das erfuhr ich in Mainz," antwortete Romrod. „Der Vertrag sieht unschuldig genug aus, sichert jedoch dem Markgrafen ein solches Übergewicht in Thüringen, daß Eisenach und Wartburg kaum zu halten sein werden."

„Das fürchte ich am wenigsten," nahm Elben das Wort. „Ich halte den Verlust beider Orte für keine große Schädigung unseres Landes; jedoch bezüglich der mainzischen Lehen in Hessen ist die Möglichkeit, sie dem Markgrafen zu verleihen, nicht ausgeschlossen, und das wäre eine Gefahr in unserer Mitte, der wir das Land nicht aussetzen dürfen. Die Abmachung hierüber lautet," und Elben las aus Schriften, welche vor ihm lagen: „Die Güter in Hessen, welche die Landgrafen von Thüringen von Mainz zu Lehen trugen, sollen ausgesetzt bleiben, bis das Kind von Hessen das zwölfte Jahr vollendet und damit seine Mündigkeit erreicht hat."

„Warum aber, das frage ich, hat der Markgraf seinen Mündel nicht zu gleicher Zeit wie sich selbst belehnen lassen, wie doch der Gebrauch ist, wenn er nicht denkt, die Zeit könne günstigere Umstände für ihn herbeiführen?"

„Vielleicht konnte er es nicht vom Erzbischof erlangen, weil dieser von Frau Sophie größere Zugeständnisse erwartet," erwiderte Schartenberg, der gern das beste glaubte.

„Dann durfte der Markgraf auch keine persönlichen Vergünstigungen für sich annehmen. Er hat sich mit dem Marschallamt von Mainz belehnen lassen, welches die Landgrafen von Thüringen besaßen, und gerade zu dieser Würde ist das Kind von Hessen nach altem Recht der nächste Erbe," sagte Romrod.

„Ein Gutes hat aber dieser hinterlistige Vertrag doch für uns, und ich wundere mich, daß der schlaue Markgraf dies übersah," rief Elben, der in den Schriften gelesen hatte, welche Schartenberg der Herzogin bringen sollte. „Der Erzbischof nennt hier den jungen Landgrafen ausdrücklich: das Kind von Hessen und erkennt damit dessen Anspruch an das Land zu Hessen an. Weiter setzt er seine Mündigkeit auf das zwölfte Jahr, wie es hier zu Lande Brauch ist. Der Markgraf bestreitet dies altfränkische Recht und will dieselbe, wie in Thüringen, erst mit dem achtzehnten Jahr eintreten lassen. Vergeßt nicht, Stephan, Frau Sophie besonders hierauf aufmerksam zu machen." Und gegen den Ritter sich vorbeugend, gab er diesem leise noch einige andere Anweisungen.

Jutta winkte Hedwig, und die Frauen erhoben sich, um die Männer zu weiterer Beratung beim Weine allein zu lassen, wie es auf den meisten Burgen gebräuchlich war.

* * *

Dem glühend heißen Tage war ein kühler Abend gefolgt. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, wehte mit erfrischendem Hauche durch die offenen Seitenfenster in die Halle und lockte die Frauen in den kleinen Garten hinaus, der sich zwischen den Gebäuden und der Ringmauer an der Westseite der Burg hinzog

und einen Blick nach Hasungen und den Gudenbergen gestattete. Obgleich nur ein schmaler Raum, gewährte er doch einen angenehmern Aufenthalt im Freien als die geräuschvollen Höfe, und mehrere Beete mit wohlgepflegten Sommerblumen, blühenden Rosenstöcken, sowie eine schattige Laube mit Bänken machten ihn zu einem freundlichen Ruheplatz.

Die anhaltende Dürre und Hitze hatte hier wenig geschadet; denn Hedwig hatte fleißig Wasser herzugetragen und für die nötige Feuchtigkeit durch Begießen gesorgt. Sie schürzte auch jetzt ihr langes Obergewand von feiner, weißer Wolle mit den dazu dienenden Schlingen des Gürtels in die Höhe und schickte sich an, die welken Blätter und Blüten auszuschneiden und lose Zweige mit Bast zu befestigen.

Daß sie während des Mahles sich sehr still verhalten hatte, war bei der ernsten Unterredung der Männer nicht aufgefallen; aber als sie jetzt hier im Grünen stand und die abendlichen Sonnenstrahlen auf sie fielen, sah sie auffallend bleich und müde aus. Wäre Jutta nicht so ganz in ihre eignen Gedanken versunken gewesen, so würde sie die tiefen Schatten um die dunkeln Augen des Mädchens bemerkt haben; aber sie hatte ihr den Rücken zugekehrt, und stand mit verschlungenen Händen an der Mauer und sah in den Wiesengrund hinab. Sie fühlte sich unruhig und gequält, wagte jedoch nicht, in ihrem Herzen nach der Ursache dieser Pein zu forschen, und sagte sich zum hundertstenmale schon, daß die bevorstehende Trennung von dem Gemahl sie bedrücke.

„Wird die Herzogin nach ihrer Rückkehr mich wieder in ihre Umgebung nehmen, Frau Jutta?“ tönte da nach langem Schweigen Hedwigs Stimme an das Ohr der Sinnenden.

Sie fuhr auf, und halb zu dem Mädchen sich umwendend, erwiderte sie achtlos:

„Willst Du es gern?“

„Ob ich es will?“ rief Hedwig, und eine Bitterkeit lag in der Frage, wie sie Jutta noch nie bei ihr gehört. In ihren Augen flammte ein fast feindlicher Ausdruck auf, und

der kleine Mund zog sich verächtlich herab, als sie die Frage nochmals wiederholte:

„Ob ich es will? Darnach bin ich noch nie gefragt worden, und schwerlich wird man es jetzt thun. Den Meinen hat man mich entrissen, aber einen Ersatz hat mir niemand geboten. Heimatlos werde ich hier und dorthin gegeben wie eine Ware.“

„Hedwig,“ rief Jutta schmerzlich betroffen von der Wahrheit, die in den Worten lag, und für welche sie in dieser Stunde eigner Erregung zugänglicher war als gewöhnlich. „Das solltest Du nicht sagen und noch weniger empfinden. Denn gewißlich haben wir alle es Dir nicht an Liebe fehlen lassen. Solange ich lebe und Du selbst es willst, hast Du immer eine Heimat!“ Sie war näher zu Hedwig herangetreten und hielt ihr die Hand hin; diese jedoch übersah es und band den Rosenzweig fester an den stützenden Stab.

„Sage mir, was Dich quält,“ drängte Jutta herzlich. „Sage mir, warum Du plötzlich auf solche Gedanken gekommen? Du warst immer so heiter und froh und hast auch jetzt keine Ursache zu Kummer, oder that Götz? ...“

„Götz that gar nichts,“ fiel das Mädchen der Frau herb ins Wort. „Ich habe weder Kummer noch Wünsche und wollte nur wissen, wo ich zu bleiben habe.“

„Bei mir,“ entgegnete Jutta leise und verletzt von der Art, in welcher Hedwig ihre Teilnahme zurückwies, „bei mir, solange Du selbst es willst oder bis einer Dich fordert, dem Du zu folgen begehrst.“

Sie wandte sich wieder ihrem frühern Platze zu. Ihre Gedanken hatten durch das kurze Gespräch eine andere Richtung genommen, und vergeblich sann sie darüber nach, was wohl das Mädchen zu solcher Rede veranlaßt haben konnte. Sie war sich nicht bewußt, Hedwig verletzt zu haben, und konnte nur glauben, daß ein Streit mit Götz sie in diese gereizte Stimmung versetzt habe, die bald vorübergehen würde; denn noch ernstere Sorgen lagen auf ihrem Gemüte.

Hedwig sah wohl, daß sie Jutta gekränkt hatte, und wäre sie der Regung ihres Herzens gefolgt, so würde sie ihr mit einem erklärenden Wort nachgegangen sein und sich damit viele bittere Stunden erspart haben. Aber sie fühlte sich zu sehr in ihrem Rechte und drückte die Zähne so fest auf die Lippe, daß diese fast blutete, und sich damit alle Bitterkeit gekränkten Stolzes und verletzten Selbstgefühls ins Herz.

Nach einiger Zeit war die kleine Pforte, welche aus dem Hof in den Garten führte, aufgestoßen, und Götz, zum Abreiten gerüstet, stand in ihrem engen Rahmen.

„Ihr seht, daß ich recht habe,“ rief er in den Hof zurück, wo Elben, gleichfalls vollständig gerüstet, sowie Romrod, Stephan und Baumbach hinter ihm standen. „Vor dem Mahle bei den Früchten, nach demselben bei den Blumen muß man die holden Frauen suchen,“ scherzte er und trat zurück, um die Ritter eintreten zu lassen.

„Wahrhaftig, Götz,“ rief Stephan heiter, „man kann Deiner Erfahrung trauen. Selbst hier kennst Du die Gewohnheiten meiner Hausfrau besser als ich!“

Jutta hatte sich, als die Thür geöffnet wurde, umgewandt und ging den Eintretenden entgegen. Sie sah so ruhig und gelassen wie immer aus, als sie Elben anredete; sein Kettenhemd und die Stahlhaube hatten ihr verraten, daß er kam, um Abschied zu nehmen.

„Ihr seid zum Ritte gerüstet, Herr,“ sagte sie freundlich. „So wollt Ihr nicht meines Hausherrn werter Gast für die Nacht sein?“

„Verzeiht, edle Frau, daß ich Eure Güte ablehnen muß,“ erwiderte er ebenso. „Mit Herrn Bruno in Hasungen sind jedoch noch einige Dinge zu besprechen, und um Euerm Gemahl keinen Aufschub zu verursachen, will ich mit Götz hinüberreiten. Wir bringen ihm dann morgen früh die Schriften auf den Weg und geleiten ihn eine Strecke.“

„Das Land und die Herzogin sind Euch zu großem Danke

verpflichtet; Ihr seid unermüdlich bemüht!“ versetzte Jutta und wich dem Blick aus, der auf ihr ruhte.

„Es ist kein Opfer, wie Euer Gemahl es bringt, wenn ich meine einsame Halle verlasse,“ sagte Elben ernst.

Hedwigs Lachen schallte von den Rosenstöcken herüber. Jutta sah sich verwundert nach ihr um; denn solcher Wechsel der Stimmung war ihr unbegreiflich. Vor wenigen Minuten hatte sie zu ihr in schmerzlicher Bewegung gesprochen und jetzt konnte sie munter scherzen. Das war ihr, der in Leid und Freude Beherrschten, unverständlich und machte sie oft an dem Mädchen irre.

„Darf ich auch von Euern Rosen einige nehmen, Frau Jutta?“ rief sie. „Ich sende der Herzogin einen Strauß durch den Junker von Baumbach.“

„Gern!“ gab die Gefragte zurück und trat, von dem Ritter langsam gefolgt, näher zu den Blumen heran. „Sie werden aber verblüht und vertrocknet sein, ehe sie in die Hand der hohen Frau gelangen,“ fügte sie hinzu, als sie nahe stand.

„Das thut nichts. Sie erkennt wohl doch den Gruß der Heimat und hält in ihrer Hand, was wir in weiter Ferne für sie gebunden!“

„So laß mich selbst einige brechen und hinzufügen. Wenn wir Knospen nehmen, die nicht mehr allzu fest geschlossen sind, und der Junker sie in den Herbergen zuweilen netzt, so bringen sie ihr wohl noch Zeugnis, daß der Sommer unsere Beete freundlich blühen läßt. Erzählt dabei der edlen Frau, Herr,“ richtete sie ihre Worte an Baumbach, „daß auch ihres Sohnes Augen die Blumen hier blühen sahen und daß sie auch seinen Gruß tragen. Wie lange gedenkt Ihr, bis Löwen zu reiten?“

„Vier, höchstens fünf Tage, meint Herr von Romrod, würden wir in dieser guten Jahreszeit gebrauchen,“ antwortete der Knappe.

„Vier Tage? so lange halten sich die Blumen,“ sagte Hedwig. „Schon oft blühten sie mir länger als eine Woche im wassergefüllten Kelche.“

Jutta stand neben Hedwig, und die Augen Elbens und Gottfrieds ruhten im gleichen Gefühl auf beiden so ungleichartigen Frauen.

„Wie schön sie ist," dachte Elben, während er die junge Frau betrachtete, und empfand mit einem Gefühl von Unrecht, daß die Neigung seiner Jugend nicht erstorben, sondern gewachsen war, und diese Erkenntnis trieb ihn hinweg von der Schwelle des Mannes, dem er Freund im edelsten Sinne des Wortes zu sein sich gelobt hatte.

Und: „Wie schön sie ist," dachte auch Götz, als er Hedwig ansah und sich wiederum bewußt wurde, daß seit seiner Knabenzeit diese Liebe mit ihm gewachsen war und stark genug sein würde, sein Herz und Leben auszufüllen.

„Bekomme ich keine Rose?" sagte er zu ihr und bog sich herab, um einen Blick ihrer Augen zu erhaschen.

„Pflücke sie Dir, ich habe nichts dagegen," antwortete sie gleichgültig und reichte mit freundlichem Lächeln dem Knappen den kleinen, mit dunkeln Epheublättern vermischten Strauß für die Herzogin.

„Lieber möchte ich sie aus Deiner Hand empfangen," bat Götz, „und wenn Du so viele für die Herzogin zu vergeben hast, so wird doch eine für mich übrig sein?"

„Ich wehre Dir nicht, den dicksten Strauß Dir zu binden; aber warum soll ich mich an den Dornen blutig ritzen?"

„Nein, das sollst Du nicht. Sieh her, ich entferne Dir vorher jeden Stachel; aber brich mir die Blume, Hedwig!"

„Brich sie Dir selbst," sagte sie kurz und ging einige Schritte hinweg.

Götz sah ihr betroffen nach, und im Bewußtsein seines freundlichen Willens stieg ein heißer Unmut in seinem hübschen, männlichen Gesicht auf. Noch niemals hatte ihm Hedwig Launen gezeigt, wie er wohl andere Frauen sie hatte üben sehen, und er war nicht geneigt, solche ruhig zu ertragen. Er wollte etwas erwidern, jedoch Jutta, welche sah, wie ihm die Stirnader mächtig

anschwoll, kam ihm zuvor. Sie brach die Rose, an deren Stengel er sorgfältig alle Dornen entfernt hatte, und reichte sie ihm hin.

„Nimm sie von mir, mein lieber, alter Knabe, und laß Dich's nicht verdrießen, daß Hedwig Dir die Blume abschlug. Frauengunst ist eine freie Gabe und darf nicht vor Zeugen gefordert werden. Wenn sie mit Reue der Unfreundlichkeit gegen Dich gedenkt, empfängt sie Dich das nächstemal um so besser," tröstete sie leise und herzlich den Gekränkten.

Der Marschall meldete die Bereitschaft der Rosse. Romrod, der sich mit Stephan in die Laube gesetzt hatte, stand auf, und Elben trat zur letzten Verabschiedung an die Hausfrau heran, die noch neben dem Rosenstrauche stand.

Er bot ihr die Hand und sagte einige höfliche Worte. Einen Augenblick trat die Versuchung an sie heran, ihm zum Abschied eine der Blumen zu brechen, aber sie zog die schon erhobene Hand wieder zurück und legte sie schweigend und flüchtig in die des Ritters. Dann trat sie neben den Gemahl und faßte seine herabhängende Rechte zu langem festen Drucke.

„Meine Jutta!" sggte er leise, und liebevoll sich zu ihr beugend, legte er den Arm um sie.

Getroffen von dem Tone, in welchem er sprach, blickte sie zu ihm auf. Ahnte er, was in ihr vorging, hatte er in ihrem Herzen zu lesen verstanden? Aber sie begegnete nur seinem ruhigen heitern Blick vertrauender Liebe, und fester lehnte sie sich an den schützenden Arm, der sie vor sich selber behüten sollte.

An Stephans Seite schritt sie dann mit hinaus in den Hof, um den Abreitenden den letzten Gruß zu winken.

Sie sah Hedwig neben Götzens Pferd stehen, und als sie mit ihr nach der Halle schritt, gewahrte sie, wie dieselbe die dornenberaubte Rose in ihrem Kleide barg. — „Rascher Friede nach unnützem Kriege" dachte sie mit einem tiefen Seufzer. —

Siebzehntes Kapitel.

Die Nachrichten aus Brabant, welche im Laufe des Sommers auf dem Burghofe zu Kassel einliefen, waren nicht immer erwünscht; denn die Herzogin gab dem Drängen der hessischen Ritter um unverweilte Rückkehr nicht so schnell nach, als diese für gut hielten.

Schartenberg hatte mit Heinrich von Baumbach seine Berichte überbracht und der mündlichen Aufträge gewissenhaft sich entledigt; Sophie jedoch sah die Dinge nicht für so bedenklich an und hielt fest an dem Vertrauen, welches ihr der Markgraf abgewonnen hatte. Sie hatte eine so hohe Meinung von gegebenem Fürstenworte, daß sie die Besorgnis ihrer Getreuen beinahe wie ein Unrecht gegen den erlauchten Vetter empfand.

Die Abwickelung ihrer Angelegenheiten machte ihr große Schwierigkeiten. Nicht allein, daß die Stände in Brabant nur langsam und widerwillig in die Herausgabe ihres Wittums und ihrer Morgengabe willigten, auch die Feststellung eines etwaigen Erbanspruchs ihres Sohnes fand große Hindernisse. Namentlich war es die Gemahlin ihres Stiefsohns, die Herzogin Adelheid von Burgund, welche immer neue Hemmnisse ausfand. Nur nach vielen vergeblichen Verhandlungen gelang es Sophie endlich, die Rechte Heinrich des Kindes an den Titel eines Herzogs von Brabant, sowie an die Stamm-, Erb- und Erwerbgüter seiner väterlichen Vorfahren festzuhalten.

Bei der Unsicherheit der hessischen Zustände und bei drei lebenden Söhnen des Herzogs von Brabant erschien die Feststellung eines möglichen Heimfalls an das unmündige Kind den Statthaltern von Hessen so unwichtig, daß sie fort und fort die Herzogin drängten, um dieser Sache willen ihre Rückkehr nicht zu verschieben.

Dennoch trat Verzögerung derselben ein und wurden Stephan und Baumbach, welche auf Wunsch Sophiens in deren Begleitung geblieben waren, zur Geduld gezwungen. Für den jungen Knappen war freilich das Leben zu Arschott und zu Rode sur la Thile eine angenehme Abwechslung, und Stephan, der Jutta und Hedwig in Kassel wußte, konnte als getreuer Ritter kaum Besseres wünschen, als der Herrin zu dienen.

Niemand aber war glücklicher über die Anwesenheit der Frauen auf dem Burghofe als Meinhard.

Sein ehrliches, altes Gesicht leuchtete auf, wenn er abends in die Halle trat und der Schein des Lichtes auf Juttas blonden Scheitel und Hedwigs dunkle Locken fiel. Er hätte den Grund seiner Zufriedenheit kaum angeben können; aber Frauen auf dem Herrensitz der Halle, die tanzende Spindel, in deren künstlich lang gezogenem Faden sich der schreitende Fuß verwickelte, und das regelmäßige Knarren des Webstuhls waren unzertrennliche Dinge für sein Gefühl des Daheimseins und der behaglichen Ruhe.

„Und nun noch eine rechtschaffene Fehde gegen den Thüring," sagte er zu dem Ritter, „und Ihr sollt sehen, wie gut dann alles in die Richte kommt. So, wie die Sachen stehen, Herr, kann der Markgraf keine Achtung vor uns verspüren. Ein ganzes Land voll Ritter, Eschenholz und kräftige Arme genug, und dabei jetzt die Rosse nur aus dem Stall gezogen, um die Händel mit glatten Worten zu schlichten und sie dann in langen Schriften den Enkeln zum Ärgernis im Schranke zu bewahren! Wo sollen die Schränke herkommen, frage ich, wenn das so fortgeht! Dabei kann das Land nicht gedeihen, Herr, und mein Trost ist, daß es so nicht bleiben kann. Junker Götz hatte die neue Art des

Anrittes gut begriffen. Nicht mehr ganz einzeln, Mann gegen Mann, nein, fest zusammen, zu einer Masse geballt, den Feind überreiten, das bringt oft großen Erfolg. Auch Herr Stephan sieht diesen Vorteil ein, und seine Knechte reiten in stattlicher Reihe; so denke ich wohl, daß die Mannen von Romrod, Rodenstein und Schartenberg dem Landgrafen ebenso guten Dienst leisten sollen wie die Ritter!"

„Denkst Du gar nicht an die verbrannten Dörfer und Gehöfte, die verwüsteten Äcker, die erschlagenen Knechte und all das Elend, welches für die Frauen und Kinder zurückbleibt?" fragte Jutta, welche zugehört hatte.

„Das geht nicht anders zu auf Erden, edle Frau, und daran muß man sich gewöhnen, wenn man für gerechte Sache sein Schwert zieht," versetzte der Dienstmann gleichmütig. „Auch im Frieden fängt sich das Feuer im Stroh des Daches, und das Gehöft brennt nieder, ehe denn einer zum Wassereimer greifen konnte; vom Blitzschlage Gottes und dem Kriege, den mit Pestilenz die Heiligen des Himmels selbst in die Welt herabsenden, gar nicht zu reden. Und was die erschlagenen Knechte angeht, so ist der Frieden in dieser Beziehung nicht so groß, wie Ihr wähnen mögt. Fragt nur nach bei den Statthaltern oder hier beim Rate, wie viel Mord und Totschlag von den Landstraßen und woher immer gemeldet wird; und das geschieht im unredlichen Kriege, wo sich eine Hand gegen die andere hebt, gegen Gottes Gebot!"

„Jeder Krieg ist gegen Gottes Gebot, Meinhard," warf Hedwig ein. „Du könntest es, wenn Du fleißiger zur Kirche gehen wolltest, immer hören, wie der Friede gepredigt wird!"

„Mit Verlaub, Jungfrau!" verteidigte sich Meinhard. „Ich gehe oft genug zur heiligen Messe und habe wohl auf das gemerkt, was die Pfaffen aus dem großen Buche lehren, welches sie zu deuten verstehen. Aber auch darin gebot Gott seinem Volke, den Juden, aufzustehen und gegen seine Unterdrücker zu ziehen. Dies Gebot sei auch uns bis auf den heutigen Tag gegeben, deutete

uns der Probst von St. Cyriakus. Deshalb habe ich es mir gut ins Gedächtnis genommen und denke wohl, daß es auf den Thüring paßt und der Priester es uns darum auch deutlich machte. Auch das frage ich Euch: wo sollten alle die Menschen bleiben, die jedes Jahr zur Welt geboren werden, wenn nicht zuweilen eine rechtschaffene Fehde Platz schaffte? Schickt doch der Herr des Himmels und der Erde oftmals seinen Krieg hernieder und schlägt die Welt mit Krankheit, Trübsal, Hungers- und Wassersnot. Ich will's ihm noch danken in meiner letzten Stunde, wenn er mir auf Fürbitte meines Heiligen erlaubt, in ehrlichem Kampfe im Felde erschlagen zu werden, anstatt an elendem Siechtum auf meinem Lager zu sterben."

„Meinhard hat recht," mischte sich der Ritter ein. „Es giebt schlimmere Dinge auf dieser argen Welt, als ein gerechter Krieg ist. Wenn man dem Tode so oft entgegen geritten, wie wir beiden, so widersteht es einem, an langsamer Krankheit elend dahinsiechen zu sollen. Das geht auch mir so; jedoch wir müssen uns alle in Gottes Willen ergeben!"

„Mir graut vor einem Kriege," sagte Hedwig. „Ich weiß nicht, wie man seine Tage und Nächte in Ruhe verleben kann, wenn man stündlich diejenigen in Gefahr weiß, die man liebt."

„Ihr werdet's schon lernen," tröstete Meinhard. „Alles lernt sich mit der Zeit, und Ihr seid ein Sonntagskind, wie ich gehört habe. Auch Junker Götz ist unter einem guten Sterne geboren; er wird Euch schon, von den Heiligen behütet, zur Halle heimkehren."

Eine dunkle Röte übergoß Hedwigs Gesicht, und der alte Ritter lachte laut auf, daß sein Marschall so unverzagt enthüllte, was die Jungfrau so tief zu verbergen geglaubt.

Jutta nickte ihr lächelnd zu:

„Kommt es," — sagte sie und umfaßte die zarte Gestalt des Mädchens herzlich, — „so müssen wir es tragen und helfen eine der andern!"

* * *

Auch Frau Ursula Wenigen kehrte fleißig, von allen willkommen geheißen, auf dem Burghofe ein und hatte bald Hedwigs Zuneigung ebenso gewonnen, wie sie die des Ritters und seiner Enkelin seit langer Zeit besaß.

Ihr kleiner Sohn Konrad war zum großen Buben herangewachsen und hatte in einer Schwester und zwei Brüdern Spielgefährten bekommen, welche er kraft seiner Stärke und seines Erstgeburtsrechts in Abhängigkeit von seinem nicht immer gerechten Willen erhielt. Frau von Schartenberg hatte die ihm zunächstfolgende Dirne zur heiligen Taufe getragen und ihr den eignen Namen gegeben.

„So habe ich doch meinen Willen durchgesetzt und ein Paar zusammengebracht, welches Konrad und Jutta heißt," hatte Ursula einmal gescherzt, als die Kinder unter Obhut beider Frauen im Hofe spielten. Die Edelfrau hatte keine Antwort gegeben; aber mit einem so verweisenden Blick die Gespielin angesehen, daß diese niemals wieder eine ähnliche Bemerkung wagte.

Oft kam die kleine Maid zur Patin herauf. Jutta hatte großes Wohlgefallen an dem hübschen, blonden Kinde, welches sich besonders anhänglich an sie erwies und in sanfter, freundlicher Weise gern überall die kleinen Dienste lieh, welche es verrichten konnte. Die Kleine hatte eine stille, zurückhaltende Art, nicht lästig zu fallen, und Jutta rühmte dies der Mutter, die aber nicht dieselbe Freude daran hatte.

„Man sagt oft," versetzte sie — „daß die Kinder manches von den Gaben der Paten erben. Nehmt es nicht für ungut, edle Frau, wenn ich dabei wünsche, meine kleine Jutta hätte anderes von Euch überkommen als diese ruhige, kühle Weise. Euch, der stattlichen Edelfrau, steht das hohe Wesen wohl an; was soll aber meine Kleine damit im einfachen Bürgerhause, wo man ungezwungen und gern mit jedem Nachbar verkehren muß und wo jede Besonderheit schlimme Rüge erfährt? Mir wäre angenehmer, wenn sie mit den andern Kindern in den Gassen und auf dem Marktplatze spielte. Sie sitzt aber lieber

für sich im Winkel der Stube und hält ruhig die Puppe, Euer Geschenk, im Schoße. Werner gefällt dies, und ich kann sie nicht in anderes Wesen zwängen."

„Nein, versuche es auch nicht, Du würdest dem Kinde wehe thun, aber nichts ändern. Doch mich habe nicht im Verdacht, ich hätte es der Kleinen so als Patengeschenk zugebracht. Siehe Deinen Eheherrn an und vergleiche seine Weise mit der des Kindes. Wie er sich wendet und dreht, geht und spricht, so gerät es auch ihr, und wie er im Bürgerhause und im Rate der Stadt hohes Ansehen genießt, so wird auch sie dereinst an ihrem Platze sein, auch wenn sie etwas ruhiger und stiller bleibt, als Du bist und ihre Brüder."

„Ja, ich bin den Heiligen dankbar, daß sie es meinem Werner so gelingen ließen, sich in Ansehen zu setzen. Der alte Schöffe Gulden hegt festes Vertrauen zu ihm, hört seinen Rat bei allen wichtigen Dingen in Stadt und Land, und die Ritter haben Zutrauen zu seiner klugen Ehrlichkeit. Der Statthalter Elben kehrt stets bei uns ein, auch der Abt von Hasungen ist schon vor unserer Thür vom Rosse gestiegen und zu Werner ins Gemach getreten. Er hält viel auf seine hohe geistliche Würde, und nur dem Schöffen hat er gleiche Ehre erwiesen, während alle andern zu ihm in die Herberge kommen müssen. Daß sogar Pater Walthalun mit dem Kinde von Hessen bei uns einkehrte, als Herr von Romrod abwesend war, hörtet Ihr wohl schon?"

„Ja, Ursula, der junge Herr hat es mir selbst erzählt und Deinen Hauswirt und Dich gar sehr gerühmt. Es hat ihm gut bei Euch gefallen, und er meinte, keine Stadt im hessischen Lande sei so schön gelegen wie Kassel. Auch haben ihm wohl die Bürger viel Liebe bezeigt; denn er glaubt, er könne auf jedes einzelnen Treue schwören."

„Es giebt überall Gute und Böse, Treue und Ungetreue," erwiderte Ursula, „aber in der Stunde der Not wird keiner sein, der nicht für den jungen Fürsten sein Schwert zieht und willig sein Leben giebt. Ich sagte ihm, daß dereinst auch meine

drei Knaben mit ihrem Leben für ihn und sein Recht einstehen würden."

„Er hat es mir erzählt, und Du hast damit sein Herz gewonnen. Wie gut er geartet ist, kannst Du daran erkennen, daß ihm dies Wort von Dir nicht die Meinung von sich selbst erhöhte; denn alle Liebe und Treue, welche ihm widerfährt, rechnet er denen hoch an, die sie erweisen. „Welche guten, treuen Männer die Hessen sind," — sagte er zu Stephan und mir, als er uns seine Erlebnisse in Kassel erzählte, — „ich muß vieles thun, solche Liebe zu verdienen und dereinst zu vergelten."

„Es war ein Sonntag," berichtete Ursula, „als der Pater mit ihm zu uns kam. Werner fragte ihn, ob er den jungen Fürsten zu einem Gange nach dem Brink einladen dürfe. Der Pater willigte gern ein, und Ihr könnt denken, mit welchem Stolz mein Ehewirt und ich an des jungen Fürsten und Pater Walthaluns Seite durch die Gassen nach dem Platze schritten. — „Das Kind von Hessen," „der junge Herr Heinrich," scholl es bald von Mund zu Munde. Alle drängten sich heran, den jungen Fürsten zu sehen und zu grüßen, hielten sich jedoch so ehrerbietig fern, daß uns der Weg nicht beengt wurde. Die Heil- und Jubelrufe hörten nicht auf, uns zu begleiten, und wie ich so an des Prinzen Seite dahinging, schämte ich mich fast des Aufsehens. Das Herz war mir so voll Stolz und Liebe, daß ich am liebsten geweint hätte; denn wenn einem der Sinn von Freude und Glück tief bewegt ist, so hat man kein frohes Lachen, sondern Thränen. — Und ihn hättet Ihr sehen müssen, Jutta! Ihm hat doch gewißlich St. Elisabeth mit ihrer Fürbitte erwirkt, daß er so ganz besonders ist, so ganz anders, als Kinder in diesem Alter zu sein pflegen; nicht nur was seine Schönheit und Größe angeht, auch all seine Weise ist besser und stattlicher. Ganz unbefangen, heiter und freundlich sah er auf die große Menge der Herandrängenden, keine Anwandlung von Scheu und Furcht kam ihn an; so ruhig schritt er zwischen allen dahin, daß man sah, er fühlte sich unter den Seinen, deren Liebe er gewiß war.

An den Spielplätzen gefiel es ihm besonders gut. Mit großer Lust sah er zu, merkte auf alles, fragte nach dem, was ihm neu war, und ließ sich belehren. Als ein Bauer herantrat und ihm die Hand mit frohem Heilruf zum Gruße bot, legte er die seine ohne Zaudern freundlich dankend hinein. Ihr könnt wohl denken, welchen Jubel das erregte. Noch mancher folgte dem Beispiel; doch fühlten zum Glück die meisten, daß solche Freundlichkeit für den jungen Fürsten eine Last sei. Auch bedeutete Werner einigen, die es wiederum andern sagten, sich zurückzuhalten. Als wir heimkehrten, war am Ausgang das Gedränge fast übergroß. Heilrufe, Segenswünsche und Abschiedsgrüße tönten um uns her, und da es einen Augenblick stiller ward, wandte sich der Fürst um, winkte mit der Hand und rief, so laut er konnte:

„Ich grüße Euch, meine lieben Hessen!" „Viele hatten den Ruf gehört; einer sagte es dem andern, wie ein Feuerstrahl lief die Kunde der Worte über den Platz, durch die Stadt und im Lande umher. Wer von dem jungen Herrn spricht, sagt nun zum andern: „Ich grüße Euch, meine lieben Hessen!" und jeder fühlt sich geehrt und berührt von dem Wort. Und das ist das Wunderbare dabei, niemand hatte ihn dazu gemahnt, niemand ihm etwas gesagt. Uns allen, die wir mit ihm waren, wäre das einfache, richtige Wort nicht so in den Sinn gekommen. Er that es ganz aus seinem eignen Herzen heraus. Deshalb sage ich: der Segen der Heiligen ist bei ihm und durch ihn auf dem Lande!"

„Jawohl," nickte Jutta, die mit Teilnahme der Erzählung zugehört hatte, welche sie in ihren Einzelnheiten noch nicht kannte. „Es ist in der That wunderbar, wie das Kind von jeher verstand, zur rechten Zeit das Rechte zu thun und zu sagen. Ich habe es oftmals selbst erlebt. Auch in Hasungen und der Gegend erzählen die Leute viel Gutes von ihm. Nicht weit vom Schartenberg ist ein kleiner, klarer Quell im Walde, dessen Wasser die Bewohner der Umgegend hochschätzen. Dahin liebt

der Prinz zuweilen zu reiten. Weil er nun öfters da sitzt und freundlich und zutraulich mit allen spricht, welche hinkommen, um Wasser zu schöpfen, oder sonst in der Nähe zu thun haben, so nennen die Leute jener Gegend den Quell den Heinzbronnen und im Sommer kommen oft ganze Scharen der Bewohner Zierenbergs und der umliegenden Dörfer dahin in der Hoffnung, dem jungen Herrn zu begegnen."

*
* *

Gegen Ende des Sommers kam an einem Sonntag nachmittags Götz auf den Burghof geritten. In den letzten Monaten war er selten dagewesen, und heute traf er Jutta allein in der Laube sitzend und nur beschäftigt, mit kleinen bunten Holzpflöckchen Figuren auf dem Tische zum Spielen zusammen zu legen; denn der Feiertag verbot jegliche ernste Beschäftigung.

Er setzte sich zu ihr an den alten, vertrauten Platz, nahm die Stahlhaube vom blonden Haupte und streifte auch das Kettenhemd von Kopf und Nacken herab. Nachdem die erste Begrüßung der Geschwister getauscht war, erkundigte sich der Junker, ob die Schwester ganz allein sei.

„Wenn Du die Schaffnerin mit ihren zehn bis zwölf Mägden, die Dienstmannen, Knechte, Stall- und Troßbuben für niemand rechnest, so bin ich allein."

„Und willst auch ausgehen?" fragte er und deutete auf den Schleier, der mit goldenen Schapel, dem Rosenkranz und den Handschuhen seitwärts lag.

„Nicht, wenn Du hier bist. Ich wollte die Vesper in St. Cyriakus anhören und wartete auf das Geläute der Glocke. Die Heiligen werden es verzeihen, wenn ich mich des Bruders erfreue; sie kennen den guten Willen."

„Sie müssen bei mir so oft Nachsicht üben, seit ich als Knappe reite, daß ich schon daran gedacht habe, mir einen Kirchgänger zu halten," sagte Götz halb ernst, halb scherzend.

„O Gottfried! Das ist doch Mißbrauch!"

„Ich weiß es nicht," erwiderte dieser sinnend. „Die

frommen Väter in Hasungen nennen es wohl so und halten streng auf ehrlichen Brauch; aber andere Pfaffen gestatten es den Herren, und je größer die Summe ist, welche man dem Kloster zahlt, um so besser soll die Wirkung sein. So lehrte neulich ein Bruder aus Mainz und fand große Einnahme."

„Und Du glaubst daran?"

„Ich? ich habe eigentlich noch nicht recht darüber nachgedacht. Jedoch in Münden, wo gestern Abend in der Herberge auch die Rede darauf kam, meinte der Ritter von Adelebsen, wenn man das Geld übrig im Kasten liegen habe, so könne es wenigstens nichts schaden, es daran zu wenden; nützlich sei immer, sich gegen das zu sichern, was man nicht kenne."

„Aber Du weißt besser, Götz, was Dich vor dem Mißfallen der Heiligen schützt. Lieber will ich wünschen, daß Du niemals Geld im Kasten habest!"

„Nein, sorge Dich nicht. So schlecht ist es noch nicht um meine Sünden bestellt, daß ich jegliches Mittel ergreifen möchte, sie zu büßen. Wem schwere Unthat und arger Zweifel das Gewissen beschwert, der mag seine Zuflucht dazu nehmen. Ich bete zu Gott und den Heiligen in der Kammer, daß sie mich vor solcher Qual bewahren mögen und vertraue, daß sie mich erhören werden. Aber wohin hat sich denn der Großvater begeben?"

„Er ist mit Meinhard nach Wolfsanger geritten und wird nicht mehr lange ausbleiben. Es giebt dort Uneinigkeit zwischen den freien Bauern; denn sie sind verschiedenen Stammes, Sachsen und Franken, und halten daher fest an verschiedenen Rechten und Bräuchen. Sie haben den Großvater zum Richteramt geladen."

„Ich weiß davon. Es handelt sich aber dabei mehr um Einigkeit als Zwist, wie mir Meinhard erzählte. War es nicht so:
„'Ne holde Sachsenmaid liebt' einen Frankenknaben,
Der Vater und die Mutter, die wollten es nicht haben?"

„Die Angelegenheit," lachte Jutta, „hat der Probst verglichen. Jetzt handelt es sich darum, nach welchem Brauche geerbt werden soll. Der Dorfrichter wagt nicht, den Spruch zu

fällen und hat den Großvater gebeten, die Parteien zu hören und den Ausgleich zu versuchen. Er wird es mit den harten Köpfen der Alten schwerer haben, als es der Probst mit den Herzen der Jungen hatte. Aber erzähle mir, warum Du in Münden warst? Bist Du allein dort gewesen?"

„Nein, ich war in Elbens Begleitung. Auch Heinz Löwenstein, der älteste Sohn des Statthalters von Bischofshausen, war mit uns. Die beiden Ritter hatten in Sachen Frau Sophiens mit dem Burgmann des Herzogs von Braunschweig zu reden. Sie hatten Vorschläge zu machen und entgegen zu nehmen, aber nicht abzuschließen. — Wenn die Herzogin nicht bald kommt, so reiten wir dieserhalb wohl noch nach Brabant," fügte Götz finster hinzu. „Es handelt sich um eine Heirat zwischen den Häusern Braunschweig und Hessen als Preis einer Bundesgenossenschaft für den schlimmsten Fall. Herr Albrecht begehrt das junge Fräulein Elisabeth zur Gemahlin und als Morgengabe eine sehr hohe Summe Geldes; es ist nicht besser wie ein Handel unter Krämern. Ich habe einen Widerwillen gegen solche Verbindung und kann nicht begreifen, wie ein Mann darauf eingehen mag. Es ist jedoch des Herzogs Sache; hat er Geschmack daran, so soll es mir einerlei sein. Er ist des Geldes stark benötigt, aber doch auch ein stattlicher Herr und angesehener Fürst, der sich wohl anbieten kann; das Fräulein wird Herzogin und Genossin seiner Ehren. So ist auf beiden Seiten Vorteil. Nun dringt man aber in Braunschweig auf eine zweite Heirat, und diese Forderung ist ein Unrecht, nein, eine Schändlichkeit," rief Götz empört.

„Eine zweite Heirat?" fragte Frau von Schartenberg verwundert. „Doch nicht Herzog Johann und Frau Sophie?"

„Nein, das wäre nicht so toll wie dies Begehren. Heinz, mein lieber, guter, junger Heinz, soll sich des Herzogs Schwester Adelheid geloben!"

„Das Kind von Hessen?" rief Jutta zwar überrascht, aber doch nicht so entrüstet, wie der Bruder und wie er bei ihr vorausgesetzt hatte.

„Jawohl, das Kind von Hessen,“ bestätigte er. „Die Ritter haben die Zumutung durchaus nicht verworfen. Ich sprach mit Elben darüber; er wies mich aber zurück und sagte, das ganze Land sowie jeder einzelne hätten dem Landgrafen große Opfer gebracht; nun müsse derselbe darein willigen, mit den Rechten seiner Stellung auch seine Pflichten zu übernehmen.“

„Darin hat er recht. Der Landgraf bedarf der Bundesgenossen, um den Schwierigkeiten mit Meißen begegnen zu können, und muß natürlich seinen Preis dafür zahlen. Bis jetzt haben immer andere die Hindernisse hinweggeräumt und auf sich genommen. Mancher hat auf Erfüllung eigner Wünsche verzichtet, um dem Fürsten den Weg zu ebnen. Daß nun eine Forderung auch an ihn selbst herantritt, ist nur gerecht.“

„Ich kann die Sache nicht so kühl ansehen,“ rief der Junker bewegt aus. „Heinz ist nicht viel älter als zehn Jahre, und es handelt sich dabei um sein ganzes Lebensglück. So alt war ich, als ich nach Hasungen kam. Wie grausam wäre es gewesen, wenn man mich damals an eine fremde Maid hätte binden wollen. Was weiß man in diesem Alter von Liebe und Heirat?“

„Du vergissest ganz, daß Stephan und ich weit jünger waren, als andere über uns bestimmten, und doch war der Vorteil, der zu erwarten stand, sehr gering gegen das, was hier auf dem Spiele steht. Niemand fand es grausam, und eine Weigerung von mir hätte hartes Urteil erfahren.“

„Nicht von mir,“ fiel Götz ein. „Ich habe eigentlich Stephan nie vergeben, daß er Dich auf das alte Abkommen hin forderte wie ein Recht und nicht wie eine Gunst.“

„Ich bin zufrieden mit meinem Los,“ versicherte die Edelfrau ablenkend. „Es handelt sich jetzt nicht um mich, sondern um den Landgrafen, und Du wirst sehen, daß er bereitwillig sein Wort giebt. Er hat einen hohen und edlen Begriff von seinen Pflichten.“

„Er kann noch gar nicht beurteilen, um was es sich handelt!“

„Warum soll er das Fräulein nicht lieben lernen? Es ist kein Grund vorhanden, weshalb er durchaus unglücklich werden muß. Nur wenigen Menschen auf dieser Welt ist vergönnt, ihr Glück in Erfüllung ihrer Wünsche zu finden; sicherer gewährt es erfüllte Pflicht. Oft zeigen die Heiligen uns verlockend, wonach das Herz sich sehnt, und weigern es uns dann, um uns im Gehorsam zu stärken und die Liebe zum Leben, welches wir willig dahin geben sollen, zu mindern. Bete zu St. Elisabeth, daß sie den Enkel vor unerfüllbarem Begehren bewahre."

„Du rätst wie der alte Pater Gregor in Hasungen, der auch stets zuredete, fein still zu ertragen, was die Heiligen nicht abwenden. Für jedes Anliegen riet er einen andern, um seine Fürbitte anzusprechen. Da war zuerst unsere Frau, welche bei ihrem Kinde wegen der allgemeinen Sündhaftigkeit uns lösen sollte; dann empfahl er mir, St. Katharina anzurufen, damit sie mir zu Gelehrsamkeit verhelfe; St. Barbara soll verhindern, daß man ohne Sakrament und Beichte stirbt, und St. Peter, der den Himmel verschlossen hält, darf nicht vergessen werden; denn er erzürnt sich leicht, und seine Gunst ist wichtiger als die aller andern. Aber ich meine, so mit jedem Anliegen einen Heiligen zu bemühen, sei zwar eine leichte Verrichtung, aber wirksamer ist doch, sich selbst zu helfen. Wenn Heinz mich fragt, so rat ich ihm, die Zumutung zu weigern."

„Man wird Deinen Rat nicht begehren. Elben liebt den Prinzen und das Land wohl ebenso sehr wie Du, und wenn er es rät, so wird es notwendig sein."

„Das Land liebt er vielleicht mehr als ich, denn sein ganzes Leben, all sein Denken und Handeln gehört dem Bestreben, dasselbe selbständig, stark und mächtig unter der Hand eines eignen Herrn zu machen. Er liebt es so sehr, daß ihm für diesen Zweck kein Opfer zu groß erscheint. Er trachtet weder nach eigner Macht, noch eignem Glück, noch nach Anerkennung oder Lohn; er erstrebt nichts, als Hessen, losgetrennt von Thüringen, zu einer selbständigen Landschaft im heiligen Römischen Reiche

zu erheben. In Heinz liebt er den Fürsten, der durch Recht seiner Geburt berufen ist, dies dem Lande zu gewinnen. Er liebt ihn um Hessens willen. Ich aber, ich liebe ihn mehr; denn ich liebe ihn um seiner selbst willen. Ich will nicht, daß er nur beglücke, ich will, daß er auch selbst glücklich sei! Niemand weiß so wie ich, welch ein treues, zärtliches Herz Heinz hat, wie edel und rechtschaffen er denkt."

„Doch, ich weiß es gleichfalls und bin ganz sicher, daß auch Elben es weiß und ihn darum liebt. Würde er ihm sonst das Land, welches er so hoch hält, anvertrauen wollen, wenn er ihn nicht noch höher schätzte? Und ganz gewiß bin ich, daß des jungen Fürsten eigenstes Glück ihm eben so teuer ist wie Dir. Vertraue ihm ruhig, Götz, er ist ein edler Mann, und wenige sind ihm gleich an Großmut und Güte!"

Es trat eine kleine Stille ein, dann fragte Jutta:

„Reitet Ihr noch heute nach Elberberg?"

„Nein, wir bleiben hier. Die Ritter wollen sich mit den Herren vom Rate besprechen, wie die geforderte Morgengabe für die Prinzessin Elisabeth zu beschaffen ist. Die Summe ist groß, und einige Orte werden wohl dafür in Pfandschaft treten müssen. Elben wollte die Meinung des Schöffen hören, aber zuvor mit Werner Wenigen reden. Wir ritten deshalb am „Drachennest" vor und erfuhren, daß alle nach dem Brink gegangen sind. Elben ging dahin nach, und ich kam hierher; denn ich habe nicht mitzureden."

„Hedwig ist mit Ursula auch dahin gegangen."

„Ich weiß es; die Magd kam vor die Thür heraus und gab Bescheid."

„Der Großvater und sie werden sich freuen, Dich abends in der Halle zu finden. Beide werden zur Abendmahlzeit zurückkehren."

„Der Ritter Eberhard Wolff von Gudenberg ist mit Frau Walpurga und Jungfrau Hildegunde in der Herberge eingekehrt und hat Elben und mich gebeten, zum Abend bei ihm

einzusprechen. Der Statthalter hat es angenommen; da kann ich nicht fehlen."

Jutta sah den Bruder forschend an, aber er wich dem Blicke aus und schob die bunten Steinchen zusammen, mit denen Jutta gespielt hatte, und die noch zwischen den Bechern und Tellern des Imbiß umherlagen, den die Schaffnerin indes gebracht hatte.

Es entstand eine Pause; dann fragte Jutta:

„Du willst Hedwig ausweichen?"

„Ich will nicht so übersehen werden, wie sie seit jenem Tage auf dem Schartenberg es zu thun beliebt."

„Und doch trenntet Ihr Euch damals versöhnt!"

„Wie so?"

„Ich sah, wie sie die Rose, welche ich Dir gebrochen hatte, im Kleide barg, und weiß, daß sie dieselbe in einer kleinen Truhe bei ihren Kleinoden bewahrt."

Der Junker sah die Schwester erstaunt an:

„Ich gab sie ihr nicht," versicherte er.

„Aber sie besitzt dieselbe und bewahrt sie wie ihr kostbarstes Eigentum."

„Vielleicht hat der Junker Baumbach ihr eine gegeben?"

„Nein, es ist die dornenlose Rose, welche ich Dir gab; ich merkte genau darauf."

Gottfried sann nach, ehe er antwortete.

„Ich habe nicht beachtet, was aus der Blume geworden ist, verzeihe es, Jutta. Wahrscheinlich habe ich sie fallen lassen, als ich das Roß bestieg, und Hedwig hat sie aufgehoben. Eine andere Erklärung weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich die Dornen davon besitze, wenn ich sie auch in keiner Truhe bewahre."

„Aber Götz, es ist doch ganz kindisch, wie Ihr Euch das Leben verbittert um ein Nichts."

„Weißt Du, daß es ein Nichts ist? Hedwig ist nicht launig, und sie muß einen Grund zu ihrem Verhalten haben. Ihn zu erforschen, strenge ich alle meine Sinne vergeblich an; ich kann nur glauben, daß sie einen andern mehr liebt, als mich."

Jutta lachte laut auf.

„Nein, das brauchst Du nicht zu befürchten; auch wüßte ich wirklich nicht, wen sie lieben sollte; es müßte denn Meinhard sein, mit dem sie allerdings sehr vertraulich verkehrt. Wenn ich aber nach den Gesprächen der beiden hinhöre, so merke ich immer, daß Du der Inhalt bist. Hedwig hört gern aus Deiner Kinderzeit, und Meinhard hofft Großes für Dich von der Zukunft. Er erwartet zum geringsten, Dich durch einen Heldengesang verherrlicht zu sehen, und Hedwig, glaube ich, teilt diese Zuversicht."

„Um so mehr, wenn sie mit der alten Liebe an mir hängt, hat sie einen ganz besondern Grund, sie zu verbergen."

„Soll ich sie fragen?"

„Nein, mische Dich nicht hinein. Ich habe sie zweimal gefragt, und sie hat mir ausweichende, unfreundliche Antwort gegeben. Mag sie nun ihren Willen haben. Ich bin ein Mann, Jutta, und kein Knabe; ich werde nicht an unerwiderter Liebe zu grunde gehen. Außerdem kann ich mir jetzt auch kein Weib in die Halle begehren. Du weißt, wie es mit dem Blankenstein ist?"

„Der Großvater spricht wenig darüber, doch hat er die nämliche Ansicht wie Elben, daß Du mit dem Austrag der Angelegenheit warten sollst, bis die Herzogin zurück ist."

„Es ist mir wie eine Schmach, daß ich für mein gutes Recht nicht zum Schwerte greifen darf," knirschte Götz zwischen den Zähnen.

„Walther von Nordeck und Siegfried von Biedenfeld behaupten, die Burg vom verstorbenen Landgrafen in Pfandschaft zu haben."

„Jedermann in Hessen weiß, und die Schriften beweisen es, daß die Burg von jeher freies Eigentum meines Geschlechts war. Mit Bewilligung des Landgrafen gab der Großvater jenen Herren während meiner Minderjahre das Burgmannrecht, aber niemals liehen sie dafür Geld oder Mannen. Gaben sie dergleichen dem Landgrafen, so konnte er doch meine Burg dafür nicht in Pfand geben."

„Es wird gewiß nicht geschehen sein, und sie werden es der Herzogin auch nicht beweisen können; deren Rückkehr und Entscheidung muß jedoch abgewartet werden.“

„Und dann?“

„Nimmt sie den Rittern die Burg oder muß sie einlösen, je nach dem.“

„Und ich?“

„Du empfängst sie als Lehn von ihr zurück!“

„Mein freies, rechtmäßiges Eigentum! Bei den Heiligen im Himmel, Jutta, das ist zu viel, und ich kann es fast nicht in Ruhe ertragen!“ rief Götz und stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Das fandest Du nicht, wenn andern um des Ganzen willen ein schweres Opfer zugemutet wurde. Erst vorhin hieltest Du für schmachvoll, daß auch der junge Fürst eine Pflicht erfüllen sollte. Anders sieht sich eine Sache an, wenn sie uns oder denen, die wir lieben, zugemutet wird, als wenn man gleichgültig zusieht, wie einem Fremden Widerwärtiges begegnet. Aber merke auch hieran, Götz, nur aus dem Einzelnen fügt sich das Ganze und auch das Große besteht nur aus Kleinem. Jeder von uns muß sein Scherflein zum Bau beitragen, an dem in fernen Jahrhunderten niemand erkennen wird, wie viel Leid, Kummer und Sorgen es uns allen gekostet hat, den kommenden Geschlechtern die Grenzen zu sichern und ihnen einen Fürsten zu erheben, der Macht hat, die Seinen zu schützen. Des tröste Dich, daß einst der einzelne wieder vom Ganzen den Segen empfangen wird, welchen wir jetzt säen.“

Götz hatte aufmerksam den Worten der Schwester zugehört. Sie gestattete selten ihren Gedanken, ans Licht zu treten, und er war daher erstaunt, zu erfahren, mit welcher Hingebung auch sie an der Sache des Landes hing; dennoch warf er ein:

„Ich kann nur nicht erkennen, wie mein Geschlecht mit Dank auf mich blicken soll, wenn ich ihm sein altes freies Erbe vergebe.“

„Durch die Hand eines machtvollen Fürsten wird Dir und Deinen Nachkommen Dein alter Besitz sicherer sein, als wenn Du ihn dem zufälligen Glücke Deiner Waffen verdanken mußt, und der Dienst, den Du dagegen zu leisten hast, ist geringer, als was Dir eine einzige Fehde schadet. Auch der Großvater will Romrod Herrn Heinrich zu Lehn auftragen, um so in Trutz und Schutz des Fürsten den Nachkommen das Erbe ungeschmälert zu bewahren. In den Lehngütern allein erblickt er Bestand und Erhaltung für ferne Zeit; daß er recht hat, erfährst Du jetzt selbst. Auch wenn es Dir gelänge, mit dem Schwerte den Blankenstein zu nehmen, so würdest Du Dich seines Besitzes nicht freuen können, sondern eine endlose Folge von Fehden würde Dich beständig bedrohen. Der Großvater und Elben aber erstreben noch mehr. Im Geiste erblicken sie die Zeit, wo Hessen, jetzt das Gelüste so vieler begehrlichen Augen, zu einem Fürstentume geeinigt, in seinem Bestande gesichert sein wird als das Lehn eines kraftvollen Kaisers deutscher Nation. Auf solche Weise ist der Schwächere immer in die treue Hut des Stärkern gestellt und zuletzt das Reich unter dem hohen Schutze Gottes in die eines Kaisers, der frei aus unsern besten Fürsten erwählt ist."

Auf dem vordern Hofe entstand Bewegung. Die Knechte liefen zum Thore, wo das Zeichen zur Öffnung erklungen war, und knarrend thaten sich die schweren Flügel voneinander, um den Landrichter mit Gefolge hereinzulassen. Die Geschwister eilten dem alten Ritter entgegen, und ehrerbietig hielt ihm Gottfried den Bügel und bot die Hand zur Stütze beim Absteigen. Zwischen den Enkeln schritt er dann munter zum gewohnten Platze an der Mauer und sah hinüber zu den Bergen, deren Kämme im letzten Strahle der Abendsonne erglänzten, und hinab ins Thal, in welchem die Schatten des milden Sommerabends immer höher empor stiegen. Während der Alte nach seiner Gewohnheit die Blicke auf der geliebten Gegend ruhen ließ, berichtete ihm Götz, was er in Münden erlebt, bis der Kämmerer mit dem

Horne das Zeichen zum Mahle in den Hof erteilte und der Junker sich verabschiedete.

Als Hedwig kurze Zeit darnach heimkehrte, bemerkte Jutta sehr wohl, wie enttäuscht sie war, Götz nicht zu sehen, und kam dem stummen Verlangen der Jungfrau, von ihm zu hören, entgegen.

„Götz war hier,“ — berichtete sie — „konnte aber nicht bleiben; denn die Wolffe von Gudenberg hatten ihn gebeten, den Abend bei ihnen in der Herberge zu verbringen.“

Die Finger des Mädchens spielten mit den langen Enden ihres mit Gold und Silber kunstvoll gestickten Gürtels. Sie sah sehr rot aus und beugte sich tief herab, um ihre Verlegenheit zu verbergen; denn ungern vernahm sie, wohin Götz gegangen.

Sie waren auch auf dem Brink und haben lange Zeit mit uns verkehrt,“ erzählte sie. „Jungfrau Hildegunde ist aus dem Kloster in Aldenburg zurückgekehrt und wußte viel von Frau Gertrudis, der Äbtissin desselben, zu berichten. Diese ist eine Schwester Frau Sophiens, und als jüngste Tochter der heiligen Elisabeth war sie schon vor ihrer Geburt dem Himmel gelobt. Sie hat alle Kleinodien ihrer heiligen Mutter geerbt und will sie, wenn der junge Fürst sich vermählt, an dessen Gemahlin geben, damit sie dem Stamme der Heiligen verbleiben. Sie ist wunderschön geworden.“

„Wer ist schön geworden, Frau Gertrudis?“ fragte Jutta erstaunt; denn Hedwig wirrte ihre Nachrichten bunt durcheinander und sprach zerstreut und hastig.

„Nein, Jungfrau Hildegunde.“

„Sie hatte als Kind rote Haare, aber eine schöne, weiße Haut.“

„Ihr Haar ist noch immer rot, aber glänzt und gleißt wie Gold und hängt ihr in langen, dichten Locken so weit im Rücken herab, daß sie es zur Seite legt, wenn sie sich setzt. Ihre Haut ist so weiß und rein wie ein Lilienblatt, und dabei hat sie große, braune Augen, die etwas scheu blicken. Herr

Konrad von Elben sah sie immer an und sagte, er habe niemals eine schönere Maid gesehen."

„Götz hat nichts davon erzählt."

„Bemerkt hat er es aber gewiß; denn jeder muß es sehen, und sogar dem Ratsherrn fiel sie auf. Es machte Ursula ganz verdrießlich, daß sie so gut verstand, ihre Schönheit ins rechte Licht zu setzen, und sie wunderte sich, daß jene im Kloster gelernt hatte, die Männer nach sich umschauen zu lassen."

Achtzehntes Kapitel.

Vier Wochen später war endlich die Herzogin nach der Marburg heimgekehrt. An einem der letzten Septembertage brachte der Knappe Heinrich von Baumbach die Nachricht ihrer Ankunft nach Kassel und trug zugleich eine Aufforderung an die Landrichter, die Ritter ihrer Gaue sowie die Schöffen und sonstigen Vorsteher der Städte und Ortschaften nach Marburg zu berufen, um gemeinsam mit der Fürstin die schwebenden Angelegenheiten zu beraten. Auch an die Abteien und Klöster, insbesondere Hasungen, hatte Sophie Botschaft gesandt und den Abt mit Pater Walthalun sowie den jungen Landgrafen um ihr Kommen ersucht.

Die Herzogin hatte sich schon von Brabant aus in verschiedenen Schreiben an den Markgrafen gewandt und ihn um Aufklärung seines Verhaltens gebeten, aber ausweichende Antworten erhalten; nur ihrer letzten dringendern Aufforderung um Erklärung war die Erwiderung geworden: der Markgraf sei als Vormund ihres Sohnes berechtigt, Verträge und sonstige Abmachungen nach seinem Ermessen zu schließen, und habe erst bei der Volljährigkeit seines Mündels Rechenschaft darüber abzulegen. Diese Antwort mußte selbst die vertrauensvolle Herzogin überzeugen, daß ihre Lage schwierig geworden war. Daher war eine Beratung mit ihren Getreuen ihr erstes Verlangen nach der Heimkehr.

Schon wenige Tage nach der Berufung war in Marburg eine große und glänzende Versammlung zusammengetreten, in der gelobten Einmütigkeit immer bereit, alle Kräfte für den jungen Landgrafen einzusetzen.

Diesen hatten der Abt Bruno und Pater Walthalun zur Mutter geleitet. Die Herzogin konnte und wollte beim Wiedersehen des Sohnes ihre Freude über dessen vorteilhafte Entwicklung und Entfaltung vieler guten und reichen Gaben nicht bergen. Mit Entzücken hing ihr Auge an seiner schlanken und doch kräftig entwickelten Gestalt, an dem freimütigen, heitern Blick des Auges und den festen, energischen Linien des vollen Mundes und kräftigen Kinnes. Auch Heinrich wandte kaum die feucht schimmernden Augen von der Mutter ab, und fast wäre die liebliche Schwester darüber vergessen worden. Stephan Schartenberg, ihr besonderer Freund, zog die sich schüchtern hinter die Herzogin Bergende hervor und führte sie dem Bruder entgegen.

Die Geschwister, welche seit so langen Jahren getrennt waren, kannten sich nicht mehr und sahen sich einen Augenblick in unschlüssiger Scheu forschend in die Augen, bis der um zwei Jahre jüngere Heinrich den Mut fand, mit herzlicher Umarmung allem Fremdsein ein Ende zu machen.

Andern Tages legten die vom Markgrafen ernannten Statthalter von Hessen ihr getreu und sorglich verwaltetes, schweres Amt in öffentlicher Versammlung in die Hände der Herzogin nieder, welche es dankend zurückempfing und die Treuen bat, ihr auch ferner Helfer und Berater zu sein.

An den Markgrafen erging die Aufforderung zu einer Zusammenkunft in Eisenach und zur Räumung von Gudensberg. Beides lehnte er entschieden ab und wiederholte sein Wort, daß des jungen Landgrafen Mündigkeit abgewartet werden müsse, bevor eine Änderung eintreten könne. Die Dinge in Hessen ließ er ohne Einmischung geschehen.

Die Stände, welche seinen ehrlichen Absichten durchaus nicht trauten, mußten aber doch die Richtigkeit dieser Forde-

rung anerkennen und rieten nur dringend, sich der festen Bundesgenossenschaft zu versichern, zu welcher die Werbung des Herzogs von Braunschweig jetzt Gelegenheit bot.

Fast gleichzeitig mit den Ständen des Landes war auch Herr Wilke von Aldenhausen mit einem glänzenden Geleite von Rittern, Mannen und gerüsteten Knechten erschienen und hatte feierlich in der gebräuchlichsten Form für seinen erlauchten Herrn, den Herzog Albrecht I. von Braunschweig-Lüneburg, um die Hand der Prinzessin Elisabeth von Brabant geworben und die Zusage empfangen.

Die weitere Bitte des Herzogs aber, welche Herr Wilke überbrachte, die Herzogin möchte für ihren Sohn um die Hand der Prinzessin Adelheid von Braunschweig werben, fand heftigen Widerstand bei der hohen Frau. Schon hoffte Götz, dies Verlangen sei für immer abgewiesen, als er durch Elben erfuhr, Sophie habe dareingewilligt, die Entscheidung der Frage dem Landgrafen selbst zu überlassen.

„Es ist grausam von der Herzogin," seufzte der Junker bekümmert. „Sie weiß, um was es sich handelt, aber mein armer Heinz versteht es nicht; in seinem Edelmute wird er bereit sein, alles auf sich zu nehmen, was man ihm als vorteilhaft für das Land darstellt."

„Dabei ist nichts von Grausamkeit," entgegnete Elben ungeduldig darüber, daß Götz an seiner Meinung festhielt. „Es handelt sich weit mehr um den Prinzen als um das Land, und wenn die Herzogin jetzt die einzige Bundesgenossenschaft zurückweist, welche sich ihr bietet, so kann leicht alles verloren gehen, was in vielen Jahren und durch schwere Opfer gewonnen wurde. Frau Sophie kann gar nicht um solcher Bedenken willen aufgeben, was schon geschehen ist, und Heinrich, der in einem Jahre mündig sein wird, könnte mit Recht der Mutter vorwerfen, er hätte sollen gefragt werden. Er ist sehr wohl fähig, seine Lage zu erkennen, wenn sie ihm richtig vorgestellt wird. Daß er für die Minne noch kein Verständnis hat, ändert nichts an der Sache selbst. Erwacht dies dereinst in ihm, dann wird

er auch wissen, daß ein wirklich ritterlicher Mann und ein echtes Weib die übernommene Pflicht über alle Wünsche und eignes Glück stellen. Ich denke auch von Dir hoch genug, um zu erwarten, daß Du ebenso denken und handeln würdest!"

„Ich hoffe," antwortete Götz finster, „ich habe niemals Veranlassung gegeben, daran zu zweifeln, daß ich nicht in allen Lagen nach Pflicht und Ritterehre handeln würde. Deshalb ist es aber kein Unrecht, Herr, wenn ich wünsche, dem künftigen Leben Heinrichs jeden Schmerz erspart zu sehen."

„Du darfst aber ebenso gut Glück von diesem Bündnisse erhoffen, als Du Unglück davon fürchtest. Gott und die Heiligen können alles nach ihrem Gefallen zu Segen oder Unsegen führen."

„Frei nach des Herzens Wahl die Genossin des Lebens sich erwählen zu können, denke ich mir als das höchste Glück und edelste Vorrecht des Mannes, und ich hätte es deshalb dem Landgrafen gegönnt. Auch meine ich, wenn es zum Kriege kommt, wir würden ohne Bundesgenossen mit dem Thüring fertig werden; denn stehen wir nicht allesamt tot und lebendig bei einander in Ehren und Treuen für das Kind von Hessen?"

„Ja, das werden wir thun," bestätigte Elben, sich stolz höher aufrichtend. „Aber siegreich, Götz, wie es sein muß, würden wir es nicht durchführen können. Auf unsern Mut und unsere Tapferkeit, auf unsere Treue und Opferwilligkeit kann Heinrich sich verlassen, aber Tollkühnes dürfen wir dennoch nicht wagen."

So geschah es andern Tages in Gegenwart aller versammelten Stände, daß der Landrichter, Herr Konrad von Elben, dem jungen Landgrafen das Verlangen und die Wünsche des Herzogs von Braunschweig mitteilte. Er schilderte ihm klar und eindringlich die Verhältnisse des Landes, seine beschränkten Grenzen, die Kleinheit seiner Macht und Mittel, die vielfachen Bedrohungen, denen es durch seine Lage ausgesetzt war, und daß unter solchen Umständen es rätlich sein würde, allen diesen Gefahren nicht ohne starken Bundesgenossen entgegenzutreten.

Heinrich hörte ihm aufmerksam zu. Als der Ritter schwieg,

führte die Herzogin ihre Bedenken aus und betonte, wie es ihr widerstrebe, ihn so früh zu solch ernstem Bunde zu verpflichten.

„Aber Ihr gabt doch zu gleichem Bunde dem Herzog meine Schwester, mir zum Nutzen," versetzte Heinrich.

Die Fürstin schwieg, betroffen von dem Einwurfe, der, so einfach und natürlich er war, ihr doch unerwartet kam. Sah man doch in fürstlichen Häusern von jeher die Heiraten der Töchter als Mittel an, sich Verbindungen zu sichern, und niemand dachte daran, daß dieser Zwang eine Ungerechtigkeit einschließe.

Der alte Schöffe Johannes Gulden bemerkte die Verlegenheit der Herzogin und kam ihr zu Hilfe.

„Es ist verschiedenes Ding um die Heirat eines fürstlichen Fräuleins oder eines Herrn," ergriff er das Wort. „Dem Manne ist von Gott das Recht gesetzt, der Herr zu sein und das Weib sich zu begehren, mit welchem er alles teilen wird, was er an Ruhm, Macht, Ehre und Reichtum erwirbt. Ein Weib hat nichts dagegen zu gewähren; sie giebt dem Manne kein Ansehen, sondern empfängt das seinige. Es ist Ehre für sie, von einem rühmlichen Manne zur Genossin gefordert zu werden; denn der Mann erhebt das Weib zu sich, aber keine Frau steht so hoch, daß sie einen Mann erhöhen könnte. Wer sie auch sei, sie und ihre Kinder tragen des Mannes Namen. Deshalb ist es sein Recht, sich frei diejenige zu erwählen, der er alles geben will, und Euch die Freiheit solcher Wahl zu bewahren, ist die Sorge Eurer Frau Mutter."

Der Landgraf nickte lächelnd der bekümmert aussehenden Herzogin zu, ehe er sich zu Gulden wandte.

„Ich danke Euch, Herr Schöffe," sagte er. „Ich hoffe, daß ich Euch recht verstanden habe, wenn ich die Bitte des Herzogs, ich möchte um seine junge Schwester werben, für eine Ehre halte. Ich werde mich bestreben, der fürstlichen Jungfrau einstens zu bieten, was sie von dem Manne, der sie begehrt, zu fordern ein Recht hat."

„So willst Du, daß die Werbung geschehe, Heinz?“ rief die Herzogin halb beunruhigt, halb erfreut von der schnellen und doch so ruhigen, sichern Zustimmung des Sohnes.

„Dachtet Ihr anderes, Frau Mutter?“ fragte er erstaunt. „Wie könnte ich mich besinnen, die Werbung zu thun, die doch nicht unrühmlich ist, da ich weiß, wie viel Schwereres jeder meiner Hessen bereit ist, für mich auf sich zu nehmen!“

„Ich wußte, daß er so handeln würde,“ rief Pater Walthalun, den Fürsten mit leuchtenden Blicken betrachtend, und drückte die Hand seines Bruders so fest, daß dieser sie ihm mit einem unterdrückten Schmerzlaute entzog.

Auch Götz sah voll befriedigten Stolzes auf den Landgrafen und stimmte begeistert in die Heilrufe der Versammlung mit ein, unter der noch verschiedene Meinungen, Zustimmungen und Ratschläge laut wurden. Die Ritter traten näher zu dem erhöhten Sitze, auf welchem der Landgraf neben der Mutter saß, und Rede und Gegenrede wurde getauscht.

„Eine Werbung ist noch keine Heirat,“ hörte man Giso von Gudensberg sagen, der seit etwa einem Jahr als Landrichter dem Gaugericht zu Maden vorstand und sich großes Ansehen erworben hatte. „Schon manches Gelöbnis ist in schwer bedrängter Zeit gegeben, und nicht gehalten worden, wenn die Umstände sich besserten.“

In Heinrichs hübschem ausdrucksvollem Gesicht stieg eine dunkle Röte auf. Er blickte stumm auf die vor ihm versammelten Ritter und Herren, und sein Auge blieb auf Walthalun, Elben und Götz haften, die nebeneinander standen und finster dreinsahen.

„Meint Ihr es so, Herr?“ fragte er dann, langsam sich zu dem Ritter wendend, „oder wollt Ihr meine Meinung prüfen?“ Ich sage Euch aber, daß ich nicht weniger treu will erfunden werden als meine Hessen. Jeden Tag will ich die Heiligen anrufen, daß sie mir die Gnade erwirken, diesen und jeden Schwur, den ich gethan, voll und ganz zu halten. Das gnade mir Gott!“ fügte er sich bekreuzend hinzu.

„Mein Heinz!“ murmelte Gottfried zärtlich, und hingerissen von der einfachen Ehrlichkeit, die sich so mannhaft in dem jungen Fürsten Bahn brach, sagte er zu Elben: „Er ist ein Mann und besser als wir alle!“

Die Herzogin hatte in einer Bewegung, die sie nicht bergen konnte, sich erhoben und winkte der Versammlung ihren Abschiedsgruß zu.

„Konrad,“ sagte der greise Ritter von Romrod auf dem Rückwege zu Elben, „ich bin alt und werde nur noch wenige der kommenden Tage erleben; aber heute kann ich wie der alte Simeon sagen, da er im Tempel den Heiland als Kind gesehen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden scheiden!“ Ich kann die Gewißheit mit in die Grube nehmen, daß der Tag von Maden dem Lande Heil und Segen gebracht hat.“

Elben nickte. In seinen edeln Zügen spiegelte sich die Bewegung seines Herzens ab.

„Ja,“ erwiderte er, „die schlichte, ehrenhafte Weise des Knaben zeigt uns den künftigen Mann, und wir können getrost sein, nicht umsonst gewirkt zu haben. Noch nach Jahrhunderten werden die Enkel unserer That gedenken; denn es wird ein mannhaftes, treues Geschlecht sein, welches seine Hand über dem Lande hält, und sicherer wie bisher werden die Nachkommen unter ihm wohnen.“

„Amen!“ sagte Herr Hermann und trat über die Schwelle des Münsters der heiligen Elisabeth, vor welchem sie angelangt waren und das immer herrlicher seiner Vollendung sich näherte.

* * *

Einige Tage später geleitete eine glänzende Gesandtschaft hessischer Ritter, von Herrn Hermann von Romrod geführt, die junge Prinzessin Elisabeth von Brabant nach Münden zur Mutter ihres Verlobten, bei der sie als Bürgin für Aufrechterhaltung des geschlossenen Vertrags bis zum Vollzuge der Heirat verbleiben sollte.

Zugleich warb der Ritter von Romrod feierlich für seinen Herrn, den Landgrafen Heinrich von Thüringen, Herrn von Hessen und geborenen Herzog von Brabant und Lothringen, um die Hand der Prinzessin Adelheid von Braunschweig und erhielt die Zusage unter nähern Verabredungen der Bundesgenossenschaft zwischen beiden nun doppelt verschwägerten Häusern.

Das einzige, was während Heinrichs Minderjährigkeit geschehen konnte, sich für alle Fälle einen Bundesgenossen zu sichern, war hiermit erreicht, und die Herzogin hatte damit den Rat ihrer Getreuen befolgt, obgleich sie noch immer an der Hoffnung festhielt, der Vetter werde trotz allem Anschein des Gegenteils, sich ihr als treu erweisen.

Im Lande wurde dieser Glaube freilich nirgends geteilt. Vielmehr konnte man überall die Vorbereitung zu einem nahe bevorstehenden Krieg bemerken. Die Ritter sahen fleißiger als seit manchem Jahre darauf, daß ihre Waffen wohl im stande, die Rosse in größerer Zahl in den Ställen, wohlgepflegt und tüchtig seien. Auf den Waffenplätzen der Städte übten sich die jungen Gesellen eifrig mit Armbrust und Bogen; denn alle wollten mit ausziehen, wenn es den Kampf mit dem Thüring zu bestehen galt. Auch vermochten sie als Fußknechte gute Dienste zu leisten, nicht nur im Hinterhalte, sondern auch bei Verteidigung offener Dörfer und Gehöfte, und waren sehr verwendbar, wo es galt, Mauern und Wälle zu erklettern. Auf den Burgen übten die Ritter ihre Mannen und Knechte in jeglicher Weise des Angriffs und der Verteidigung. Auf die Türme und Zinnen wurden schwere Steine gehoben und mit den Bliden nach genau berechneten Entfernungen gerichtet und geworfen. Dies war keine ganz leichte Kunst, weil die größere oder geringere Schwere jedes Steines eine vermehrte oder verminderte Kraft der Schleuder verlangte. Auch über den sparsamen Verbrauch der Speer- und Lanzenschafte konnte sich niemand mehr beschweren; denn überall übte man sich im Werfen und Stechen nach nahen und fernern Zielen.

Am Abend saßen die Knechte in ihren Herbergen am Feuer, bemalten die schweren Holzschilde neu mit glänzenden, weithin leuchtenden Farben, putzten die Stahlhauben, Harnische und Schwerter so blank, daß man sich darin spiegeln konnte, und besserten die Schäden der aus dicht verschlungenen Eisenmaschen bestehenden Kettenhemden.

Die Hausfrauen legten altes weiches Leinen noch sorgfältiger als bisher zur Seite, zogen künstlich heilkräftigen Saft aus mancherlei Wurzeln und Kräutern, sorgten für Vorrat vom milden Fett des Hirsches und bereiteten Tücher und lange Binden von wärmendem Wollenstoff, um die geschlagenen Wunden unter dem kühlenden Linnen und feuchten Balsam vor Erkältung zu schützen.

Der Landgraf war mit dem Abt und Pater Walthalun nach Hasungen zurückgekehrt; die Herzogin verblieb mit zahlreicher Umgebung auf der alten Marburg, von der aus sie oft Reisen in das Land unternahm und selbst nach dem sah und hörte, was die Landrichter berichteten.

Herr Stephan weilte mit seiner Hausfrau auf dem Schartenberge und sorgte wie die andern für die Bereitschaft seiner Lehnsleute und Hintersassen.

Hedwig war auf der Burg zu Kassel verblieben, um Herrn Hermann die Einsamkeit weniger fühlbar zu machen, und auch Jutta wollte dahin zurückkehren, sobald ihr Gemahl ausreiten mußte.

Das Zusammenleben des alten Ritters mit Hedwig hatte sich so heiter gestaltet, daß das Mädchen sich zuweilen selbst fragte, warum in ihrem Herzen nicht der Wunsch lebte, dies friedliche Dasein möchte immer dauern. Der Ritter liebte die schöne Maid herzlich und sah stets des Enkels künftige Hausfrau in ihr; die Zuneigung der beiden war ja seit Jahren für niemand ein Geheimnis. Daß Gottfried die Braut noch nicht nach Form und Brauch sich gefordert, fand er bei den Schwierigkeiten, welche derselbe bei Erlangung seiner väterlichen Stamm-

burg hatte, gerechtfertigt. Das zwischen den jungen Leuten bestehende Zerwürfnis bemerkte er nicht, und wenn er einmal sah, wie beide sich zu vermeiden strebten und wie doch ihre Augen sich suchten, so erinnerte er sich der eignen Jugendzeit und all des Versteckens, Suchens und Findens, hinter dem die Minne sich zu bergen pflegt.

Meinhard dachte, wie sein Herr und hing mit derselben Treue und Ergebenheit an der jungen Herrin wie an allen Gliedern des alten Geschlechts; zwischen ihm und ihr war der Stoff der Unterhaltung unerschöpflich. Nicht nur Götzens Leben seit dem Tage seiner Geburt, nein, auch die Eltern und Großeltern gaben Gelegenheit zu Schilderungen all ihrer Eigenheiten und Gewohnheiten, und aufs genaueste wußte der alte Marschall nachzuweisen, von wem Götz diesen oder jenen Zug des Gemüts oder Körpers hatte. Wenn dann abends Hedwig den Ritter an manches längst vergessene Jugend- und Kindheiterlebnis mahnte und die halb schlafenden Erinnerungen in dem alten Manne wach wurden, so schallte sein frohes Lachen heiter durch die Halle, und Hedwig erfuhr bei solchen Gelegenheiten mehr von der Vergangenheit des Greises, als Jutta und Gottfried je zuvor. Keine Zeit des Lebens glänzt und leuchtet heller im Gedächtnis wie die goldenen Jahre der Kindheit der ersten Jugend. Das Herz des Bettlers und des Königs hängt mit Liebe an den Erinnerungen der einzigen Tage des Lebens, die durch keine Sorgen getrübt und von glänzenden Hoffnungen und Träumen erfüllt sind. Auch der Ritter empfand den Zauber solchen Gedankens, und die Teilnahme, welche die warmherzige Hedwig für alles zeigte, was näher oder ferner mit den Romrods und Rodensteins zusammenhing, erhöhte seine Zuneigung. Gewint man sich doch fast mit nichts anderm so sicher die Liebe derer, mit welchen man lebt als mit dem Anteil, den man auch für die kleinen Umstände ihres Lebens hegt.

Der Junker von Baumbach, welcher seit seiner Rückkehr aus Brabant dem Landrichter wieder als Knappe diente, nahm

fast allabendlich einen Sitz am Feuer der Halle ein, die allen ritterbürtigen Knappen und freien Mannen stets offen stand und in der meist reges Leben herrschte.

Es konnte nicht fehlen, daß Hedwig sein Gefallen erwarb, und ebensowenig konnte sie die freundliche, bescheidene Weise des Junkers übersehen. Nichts war daher natürlicher, als daß die beiden aneinander Anteil nahmen und sich gewöhnten, die Vorkommnisse des täglichen Lebens miteinander zu bereden. Hedwig war dem Knappen gegenüber viel zu unbefangen, um zu bemerken, wie groß seine Aufmerksamkeit für sie war, aber um so schneller bemerkte es Götz, der eines Abends mit Elben auf dem Burghof einkehrte.

An diesem Abend war auch Werner Wenigen mit Ursula heraufgekommen. Die Männer saßen nach der Mahlzeit noch beim Becher am Tische des Herrensitzes, während Ursula und Hedwig, denen sich Heinrich von Baumbach zugesellte, die Plätze vor dem Feuer des Kamins wieder aufsuchten. Götz war am Herrentisch geblieben und hörte aufmerksam der Besprechung einer Angelegenheit zu, welche zwischen der Stadt und Burg Kassel schwebte. Die Auseinandersetzungen des Ratsherrn sowie die Entgegnungen der Ritter erregten seine Teilnahme, weil er sich gern über jedes Burgrecht und seine Handhabung, wegen seiner Streitigkeiten um den Blankenstein unterrichtete. Als jedoch die Besprechung auf die besondern Zustände sich lenkte, rückte er seinen Schemel soweit seitwärts, daß er gerade vor dem Feuer und zwischen Hedwig und Baumbach saß.

Frau Ursula zog fleißig lange Fäden durch einen Stoff, der in ihrem Schoße lag, und sprach und nähte mit gleicher Schnelligkeit. Götz hörte sie sagen:

„Ich gehe seit dem Tode der guten alten Priorin Lutgarde nur noch selten auf den Ahnaberg. Es kommt mir fremd und unheimlich in den öden Gängen vor, und ein vertrauliches Wort oder einen freundlichen Rat kann man sich bei der neuen Oberin nicht erbitten. Sie ist aus fernem Kloster hierher gesetzt und

kennt nicht Land noch Leute. Fürstlichem Geschlechte entstammt, ist sie stolz und herrisch, was auch die Schwestern empfinden. Das Gottesgebot der Regel, auf welches die selige Priorin so streng hielt und wonach in Kloster und Kirche alle Menschen gleich sein sollen wie vor Gott, achtet sie gar gering. Man fühlt allzu deutlich, daß sie großen Unterschied macht, und faßt deshalb kein rechtes Zutrauen zu ihr."

„Sie wird es nicht mit Absicht thun, aber von Kindheit auf gewohnt sein, den zwischen den Menschen doch bestehenden Unterschied festzuhalten. Es scheint mir nicht nur ein schweres, sondern auch ein ungerechtes Gebot, alle Menschen für gleich zu halten," versetzte Baumbach.

„Wie so?" fragte Hedwig kurz und scharf.

Der Junker, der auf seinem Schemel weit nach vorn gebeugt saß, hielt die Ellbogen auf die Kniee gestützt und ließ den langen Faden, den Hedwig von dem vor ihr stehenden Rocken auf die tanzende Spindel zog, spielend durch seine Finger gleiten. Der kurzen Frage heftiger ungeduldiger Ton machte ihn verlegen; ohne sich aufzurichten, sah er zu dem Mädchen hinüber, und eine kleine Pause entstand, bevor er langsam erwiderte:

„Wenn man den Unterschied der Menschen, die geschaffen sind, auf allen Gassen erkennt, so dünkt mich das Gebot der Gleichachtung noch schwerer als das der Liebe; wie kann ich jemand mir gleich achten, der mir in keiner Weise gleich ist?"

„So glaubt Ihr wirklich, es bestände auch vor Gott ein Unterschied zwischen den Menschen?" fragte Hedwig geringschätzend.

„Ihr nicht? Haltet Ihr Euch nicht für besser als Eure Magd?" klang die erstaunte Gegenfrage.

„Nur, wenn ich recht thue und sie unrecht thut, aber nicht in der Kirche, wo wir alle Sünder sind, und noch weniger vor Gott."

„Ich kann solche feine Unterscheidung in meinen Gedanken nicht machen," versetzte der Junker schwerfällig. „Ich kann meinen Knecht, wenn er sich mir treu erweist, lieben, aber er bleibt mein Knecht, und niemals werde ich glauben, daß er das=

selbe sei oder werden könne wie ich. Die freigeborene Magd achte ich höher als die Unfreie, aber keine mir gleich."

„Und doch hat mancher Ritter die Magd aus reichem Hofe als Hausfrau auf seine Burg geführt, und Ihr wißt wohl, daß sich die alten freien Bauerngeschlechter höher und stolzer halten denn mancher Edelmann," warf Frau Ursula ein.

„Was sie von sich halten, ist einerlei; darum bleiben sie doch, was sie sind, und die Einbildung des Bauern wird ihn nimmermehr zum Edelmann machen," antwortete der Knappe mit einem Stolze, welchen man nicht hinter seinem einfachen, schlichten Wesen hätte vermuten können. — „Ich sagte schon, daß ich die Liebe begreifen könne, aber nicht die Gleichheit," fügte er freundlich hinzu.

„Habt Ihr wohl je daran gedacht, Junker, daß solche Liebe eine Beleidigung ist? Jede Magd und jede Jungfrau, welche Ehrgefühl hat, wird Euch bitten, sie mit solcher Liebe zu verschonen," sagte Hedwig laut und scharf. Sie war sehr bleich und ihre dunkeln Augen glühten von unterdrückter Erregung.

Der Junker, der noch immer vorgebeugt dasaß und die Augen auf die tanzende Spindel geheftet hielt, richtete sich erstaunt auf, als er die laute Antwort vernahm, auch die Blicke der übrigen Anwesenden kehrten sich der Jungfrau zu. Ihre Heftigkeit stand in gar keinem Verhältnis zu dem Gesagten und zu dem bis dahin ruhig geführten Gespräch. Die Wendung, welche die Unterhaltung genommen, war ihm leid, und er murmelte unverständliche Worte einer Entschuldigung oder Erklärung, auf welche niemand achtete. Weder gewandt im Reden noch schnell im Denken, aber von treuer, ehrlicher Gesinnung, hatte er nicht entfernt vermutet, daß er eine Beleidigung ausgesprochen, am wenigsten gegen jemand von den Anwesenden.

Götz suchte Hedwigs Blicke, und als es ihm gelang, ihrem Auge zu begegnen, glaubte er eine Thräne in dessen feuchter Tiefe schimmern zu sehen. Das Gefühl ihrer Verlassenheit und Schutzbedürftigkeit, welches ihn schon als Knabe bei der ersten

Begegnung mit ihr überschlichen hatte, überkam ihn mit der ganzen alten Gewalt. Er bog sich vor und ergriff ihre Hand mit warmem festem Druck. Sie zuckte unter der Berührung zusammen, vermochte aber nicht gleich, sie wegzuziehen, wie sie doch wollte.

„Für wen bist Du so beleidigt, Hedwig?" fragte er leise in zärtlichem Tone.

„Für jede Maid, der man mit solcher Liebe eine Beleidigung zufügt," antwortete sie ernst und sah ihm fast drohend in die Augen. Dann löste sie leise ihre Hand aus der seinen.

„Niemand kann und wird solches gegen Dich wagen, und stände er auf fürstlicher Höhe."

Das Gespräch wollte darnach nicht wieder in das frühere ruhige Geleise kommen. Hedwig blieb einsilbig und fühlte fort und fort Götzens treue Augen fragend auf sich ruhen. Ihm aber war es, als sei er jetzt dem Rätsel von Hedwigs Verhalten auf der Spur, doch konnte er es nicht lösen. Vergebens bemühte sich Frau Ursula, den Junker von Baumbach in ein neues Gespräch zu verwickeln; er blieb verstimmt, und es war allen eine Erleichterung, daß der Kämmerer mit dem warmen gewürzten Wein erschien, den man als Nachttrunk in manchen Häusern vor dem Aufbruch zu reichen pflegte.

Nachdem der Ratsherr mit seiner Hausfrau sich entfernt hatte, trennten sich auch die übrigen. Als Elben Hedwig mit gutem Wunsche die Hand bot, sagte er ihr in Anknüpfung an das Gespräch, dem er zugehört hatte:

„Seid versichert, Jungfrau, daß kein ritterlicher Mann eine Frau wahrhaft liebt, die er nicht höher schätzt und achtet als sich selbst und alles, was er hat, sie mag hoch oder niedrig geboren sein; denn die Liebe stammt von Gott und vor Ihm sind wir gleich. Der junge Knappe hat noch keine Erfahrung darin."

Sie antwortete nicht darauf und reichte nur stumm die Hand zum Nachtgruße hin.

„Es muß irgend jemand die Maid mit einer Äußerung über ihre Verwandtschaft oder Abstammung schwer verletzt haben,"

sagte Elben in der Kammer zu Gottfried. „Wenn sie sich nicht selbst von solcher Mißachtung getroffen fühlte, würden die Worte des Junkers von Baumbach sie nicht so beleidigt haben, und ich glaube fast, was sie sagte, galt mehr Dir als ihm."

„Mir?" rief Götz verwundert aus. „Aber selbst in Gedanken bin ich ihr niemals in solcher Weise zu nahe getreten. Der Weißensteiner war von eben so altem ritterbürtigem Geschlecht wie ich selbst. Wollte man alle geringer achten, welche nachts mit geschlossenem Visier ausreiten, so blieben wenige verschont. In jeder Sippe sind ja solche, die auf diese alten Rechte pochen."

„Und doch liegt da und nirgends anders der Grund ihres Verhaltens. Suche es zu erfahren. Ihre Erregung war groß, und ihre Blicke trafen Dich mit schwerer Anklage."

Neunzehntes Kapitel.

Die Ungewißheit der allgemeinen Zustände lag wie ein unsichtbarer Druck auf dem Lande und auf den einzelnen. Überall sehnte man sich nach Klarlegung der Verhältnisse, die der herannahende vierte Juni 1256, als Tag der Mündigkeit des Kindes von Hessen, nun endlich bringen mußte.

Den Markgrafen für diesen Tag zu einer Zusammenkunft in Eisenach zu bewegen, war schwer gewesen, aber angesichts seines Vertrags mit dem Erzbischof konnte er seine Behauptung, die Vormundschaft auf zehn Jahre übernommen zu haben, nicht aufrecht erhalten und sagte endlich sein Kommen zu.

Mit großem Gefolge brachen die Herzogin und der Landgraf dahin auf. Fast die ganze hessische Ritterschaft war in ihrer Begleitung, und ein zahlreicher Zug Gewappneter zu Fuß und zu Pferd folgte ihr. So lange man auf hessischem Gebiet weilte, wurde ihr viel Liebe und herzliche Begrüßung zu teil, aber schon in Kreuzburg, welches der Markgraf besetzt hielt, merkte man im Benehmen der Einwohner einen großen Unterschied.

Heinrich hatte ein feines Gefühl dafür und machte Götz aufmerksam, wie mancher Gruß ihnen nur gewinkt wurde, nachdem erst ein scheuer Blick zur Seite die Grüßenden überzeugte, daß kein Späher der Thüringe sie beachte.

„Nicht um meinetwillen," versicherte er, „nur um die Mutter ist es mir leid, weil sie an der Diener Weise des Herrn Gesinnung

erkennt. Die Treulosigkeit des Vetters bekümmert sie tiefer, als sie zeigen mag, und sie bereut, daß sie einst ihm vertraute."

„Aber damals hatte sie recht, es zu thun," versetzte Götz. „Auch diejenigen, welche dem Markgrafen niemals hold waren, rieten, so zu handeln, wie sie that, und meinen noch heute, daß die gewonnenen Jahre des Friedens ein Glück waren. Wie günstig ist es gerade jetzt, daß der Erzbischof mit dem Braunschweiger in Fehde liegt und daß ihn dieser gefangen nahm!"

„Er that das nicht selbst," verbesserte Heinrich, „sondern des Herzogs Amtmann, Wilke von Bodenhausen, führte den geschickten Schlag. Er überfiel den Bischof bei Weende und brachte ihn nach Braunschweig. Ich hoffe, man läßt ihm nichts mangeln, hält ihn aber gut in Haft."

„Dafür wird man sorgen," versetzte der Junker zuversichtlich. Und auf das frühere Gespräch zurückkommend, fügte er hinzu: „Warum die Herzogin aber um den Verrat des Meißener Herrn sich so grämt, verstehe ich nicht; die Schmach trifft ihn."

„Ich verstehe es," rief der Landgraf eifrig. „Sie hat ihn sehr geliebt und ist mit ihm als Kind zusammen gewesen. Ich fühle, daß es mich halb töten würde, wenn Du mir untreu werden könntest!"

„O Heinz," rief Gottfried ganz erschrocken, „wie wäre das möglich!"

„Nein, ich weiß es Götz, aber daran habe ich gedacht, als ich die Mutter so unglücklich sah, und verstehe deshalb, was sie fühlt. Und dann ... — — den Markgrafen trifft wohl die Schmach, aber meine lieben Hessen müssen es für mich ausfechten."

„Natürlich," sagte Götz einfach, „bis auf den letzten Mann!"

Je näher man Eisenach kam, desto mehr gewann die Fahrt den Anschein einer Reise durch feindliches Land. Die Ritter und Bewaffneten schlossen sich enger um Mutter und Sohn, und die Stimmung wurde ernster.

Als man der alten Wartburg ansichtig wurde, von welcher diesmal kein Banner grüßend herabwehte, hielt Sophie ihr Pferd

an. Sie senkte das Haupt, und ein heißes inbrünstiges Begehren stieg als Gebet zu Gott auf und forderte die Fürbitte der Mutter.

Der alte Romrod, der an ihrer Seite ritt, erkannte, was den Sinn der hohen Frau bewegte. Er hob die Hand und zeigte nach den altersgrauen Mauern und Zinnen, die aus dunkelm Waldesgrün mächtig emporstrebten und scharf vom heitern, blauen Sommerhimmel sich abhoben.

„Blickt heiter empor zur alten Feste, gnädige Frau,“ sagte er ermutigend. „Sie winkt Euch den ehrwürdigen Gruß Eures Geschlechts, und wenn Ihr aufschaut zur Stätte, an der Eure Wiege stand, so müßt Ihr Euch sagen, daß sie wohl eines Kampfes wert ist. Keiner von all denen, die hier um Euch sind, würde die Burg seiner Väter leichten Kaufes dahingeben, und auch Ihr sollt es nicht. Sehet um Euch, Ihr kommt nicht als eine Bittende; wir alle fordern Euer Recht mit Euch!“

„Ich danke Euch, Herr Hermann, für Eure Worte. Ja, ich weiß, daß keiner von allen, die um mich sind, ungern sein Schwert für meines Sohnes Recht zieht; aber könnt Ihr mir verdenken, daß ich von den Heiligen erbitte, es möchte ihm ohne Kampf zu teil werden?“

So kam man bis dicht an die Stadt heran. Ungastlich aber blieb das St. Georgenthor, an welchem die Führer des Zuges Einlaß begehrten, geschlossen, obgleich der Schöffe und Rat von Eisenach schon seit mehreren Tagen von der Ankunft der Herrin benachrichtigt waren, und die Stadt fort und fort der Fürstin ihre Ergebenheit hatte versichern lassen. Keine Bewegung auf den Mauern und Wällen, kein Hornzeichen des Wächters, kein Geläute der Glocken gab Zeugnis, daß man die Nahenden erwartete. Elben ritt voran und ließ gebieterisch im Namen der Herzogin von Brabant und des Landgrafen von Thüringen Einlaß fordern; es dauerte jedoch eine geraume Weile, bevor die Antwort erfolgte: man müsse sich gedulden, bis die Schlüssel vom Schöffen und Rat, welche sie aufbewahrten, gefordert seien.

Die Herzogin war in höchster Aufregung. Sie stieg vom Pferde und trat dicht an das Thor heran. Sie hörte die heftig streitenden Stimmen vieler Menschen herausschallen, und als ihrem lauten, heftigen Begehren um Öffnung keine Antwort wurde, nahm sie einem der neben ihr stehenden Knechte die schwere Streitaxt aus dem Arm und schlug sie, noch ehe Elben, welcher vorsprang, es hindern konnte, gewaltig ausholend, so wuchtig gegen das feste, eisenbeschlagene Thor, daß dies dröhnend erzitterte und ein großer Holzsplitter absprang.

Da endlich klirrten die Riegel; man hörte die Sperrketten fallen, der Schlüssel drehte sich im Schloß und langsam, knarrend und stöhnend, öffneten sich die schweren Flügel. Der Schöffe von Eisenach in seiner vollen Amtstracht, den Rat und viel Volkes hinter sich, stand unbewaffnet und unbewehrt der erzürnten Fürstin und ihrem kriegsbereiten Gefolge gegenüber. Langsam senkte sie das noch immer drohend empor gehaltene Beil und trat hoch aufatmend einen Schritt zurück.

Eine minutenlange Stille entstand, während deren sich die beiden Haufen forschend betrachteten und in bewegungsloser Unschlüssigkeit verharrten. Da erschollen mit einemal laute, freudige Rufe der Begrüßung aus den Reihen des Volkes und brachen den Bann, unter dem der Schöffe regungslos dastand. Gemessenen Fußes durchschritt er den kleinen Raum, der ihn von der Herzogin schied; doch noch bevor er sie erreicht, war Velsbach vorgeeilt und hatte sich vor der Fürstin und deren Sohn, der neben sie getreten war, auf die Kniee in den Staub des Weges geworfen.

Er stammelte aufgeregt unzusammenhängende Worte von Treue und Ergebenheit, von Recht und Falschheit, von Irrtum und Vorsorge und bedeckte Sophiens und des Landgrafen Hände mit Küssen.

„Stehet auf, Herr Heinrich!“ gebot die Herzogin mit ruhiger Würde, und man merkte der Stimme kaum noch die Erregung an, in der sie sich befand.

„Stehet auf,“ wiederholte sie dann nochmals strenger, als

der Ratsherr dem Gebot nicht gleich Folge leistete. „Nicht Euch geziemt es, hier zu knieen wie einer, der um Gnade fleht. An Eurer Treue habe ich niemals gezweifelt.“

„An keines Treue zweifelt, edle Frau,“ rief Velsbach, die Hände leidenschaftlich und beschwörend gegen die Fürstin erhebend, indem er aufstand. „Die ganze Stadt ist Euch ergeben, nur ein Irrtum war es, daß Ihr dies Thor verschlossen fandet, weil wir Euch bei St. Nikolai erwarteten. Auch der Markgraf hatte sein Kommen gemeldet, und ihm sollte das Thor gesperrt sein!“

„Der Markgraf ist meines Sohnes Vormund und kommt von mir gefordert und geladen. Schwerlich hat die Stadt, welche sich mir gelobt und die ich dem Fürsten zu getreuer Hand vertraute, das Recht, sich mir oder ihm zu verschließen!“

Nach diesen lauten Worten wandte sie sich ab; stolz und gebietend grüßte sie den Schöffen und die übrigen Ratsherren nur mit leichtem Neigen ihres edlen Hauptes.

„Nicht hier, Herr Schöffe,“ unterbrach sie die Anrede desselben, „will ich Entschuldigungsgründe Eures Verhaltens hören. Im Steinhof sollen mir die Herren willkommen sein, und es wird mich freuen, wenn das, was Ihr mir zu sagen habt, so ist, daß ich Euch mit dem alten Vertrauen die Hand reichen kann.“

„Ihr könnt es, gnädige Frau!“ beteuerte der alte Mann und neigte ehrerbietig sein graues Haupt; dann trat er zurück.

„So sorgt, daß der Markgraf bessern Empfang erfährt, wenn er einreitet!“ befahl sie kurz und winkte nach ihrem Pferde. Elben nahm es dem Knecht ab, um es ihr selbst vorzuführen.

In ernster Stimmung ritt Sophie in die alte Stadt ein, in deren Gassen die herzuströmende Bevölkerung sie laut und herzlich begrüßte. Aber den Unterschied zwischen diesem Kommen und dem festlichen Empfange, den man ihr vor Jahren hier bereitet, fühlte sie tief, und die lauten Zurufe konnten die Wandlung nicht verhüllen.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als der Thorwart des Landgrafenhofes seiner Herrin die endliche Ankunft des Mark-

grafen meldete. Als kurze Zeit darauf ein Kämmerer desselben der Herzogin die Begrüßung seines Herrn überbrachte, empfing er den Bescheid: die hohe Frau habe, ermüdet vom langen Ritte, sich schon zur Ruhe begeben.

Noch bis zur ersten Morgenstunde verhandelten Romrod und die Statthalter mit dem Erbtruchseß von Schlotheim, dem Marschall von Goldbach und andern Rittern. Sie vereinbarten die Zusammenkunft der Verwandten auf neun Uhr des nächsten Morgens und bestimmten für diese die St. Katharinenkirche, Heinrich Raspes Ruhestätte.

Die hessischen Ritter verhehlten sich nicht, daß die Äußerungen der Thüringer Herren, so vorsichtig sie auch gegeben wurden, wenig Hoffnung auf einen erwünschten Ausgleich gaben, und sahen mit Besorgnis dem Morgen entgegen.

Die Bürger der Stadt hatten sich erneut aufs entschiedenste dem Landgrafen gelobt, und Sophie konnte nach den Erklärungen, welche der alte, redliche Schöffe gegeben, nicht an der treuen Meinung der Bewohner zweifeln. Die Schwierigkeiten ihrer Lage waren allerdings groß. Der Markgraf hielt die Wartburg stark besetzt, während auf dem Methelstein und der Isenachsburg die Mannen der Herzogin lagen. Es fehlte nicht an Reibereien zwischen denselben; die Thüringe bewiesen sich den Ansprüchen Sophiens und ihres Sohnes durchaus nicht günstig, und die Stadt hatte von beiden Parteien beständig zu leiden gehabt. Der morgende Tag nun sollte — so hoffte man — all diesen Unzuträglichkeiten ein Ende machen.

* * *

In strahlender Pracht erhob sich die Sonne am sommerlichen Himmel. Glühend und langsam stieg sie hinter den sich nach Osten hoch erhebenden Bergen des Thüringerwaldes empor, rötete mit ihren ersten Strahlen die leicht bewegten Wolken, die zerteilt vor ihr entflohen und vergoldete die Gipfel der Berge. Majestätisch hob sie sich höher am Himmel und senkte ihr Licht tiefer in das Thal, in welchem unter ihrem belebenden Kusse der

Tag erwachte. Die Stimmen der Nacht verstummten eine nach der andern, und das Leben der Flur und des Waldes wurde laut. Jubelnd stiegen die Lerchen in die sonnenerfüllte Luft, mit flatterndem Stoße sich aufschwingend zu Höhen, in welche des Menschen Blick nicht hinanreicht; der Ruf der Wachtel ertönte im Saatfeld und weckte die Schafe, welche unter der Hut des Hirten und treuer Hunde im nahen Pferche lagen, und hoch oben am Rande des Gehölzes stand der Sauhirt und ließ seine Blicke auf dem erleuchteten Thale ruhen, bevor er seine borstige Herde unter die mächtigen Eichen der dunklen Waldung trieb. Auch die großen Glocken der Rinder erklangen und dazwischen die hellern Töne der Schellen, welche die Ziegen trugen, die an den steilen Hängen der Berge hinaufkletterten.

Aber mächtiger als alle diese Stimmen ertönten feierlich ernst die zahlreichen Glocken der Kirchen und Klöster des Thales, die Frommen zur Andacht rufend und die Fleißigen mahnend, den Segen des Höchsten für des Tages Last und Arbeit zu erflehen.

Auch Sophie folgte diesem Rufe und begab sich nach einer schlaflosen Nacht mit ihrem Sohne in die Kirche des Dominikanerklosters, wo sie vor dem Altar der heiligen Elisabeth die Messe hörte. Lange weilte sie dann noch im inbrünstigen Gebete vor dem Bilde der Kreuzigung Christi, welches von ihrem Bruder aus der Wartburg hierher geschenkt worden war. Vor diesem Bilde hatte ihre Mutter einst ihre Krone mit den demütigen Worten abgelegt: „sie wolle keine goldene Krone tragen, wo sie den Heiland in der Dornenkrone sähe,“ und dafür hatte sie die Himmelskrone der Heiligkeit empfangen. Aber die Tochter rang vergebens um die Kraft solcher Entsagung. Statt des Gelübdes, zu verzichten, wiederholte sie sich hier das Gelöbnis, mit aller Kraft und Macht nach dem Erbe der Väter zu ringen, und flehte Gott und die Heiligen um Beistand an.

So nahte endlich unter unruhevollem Sorgen und Bangen die neunte Stunde. In vollem fürstlichem Schmuck, die Krone

auf dem Haupte und den langen, mit kostbarem Pelzwerk verbrämten Samtmantel um die Schultern, begab sich Sophie mit dem Sohne an der Seite in die St. Katharinenkirche. Zum erstenmal in seinem Leben trug Heinrich den gezackten Goldreif des Fürsten über seiner klaren, jungen Stirn, und schritt stattlich und heiter aussehend neben der ernsten Mutter dahin, gefolgt von all seinen Getreuen.

Der Markgraf mit seinen beiden Söhnen, umgeben von seinen Grafen, Rittern und Herren, erwartete die Herzogin am Eingang des Gotteshauses und begrüßte Muhme und Vetter mit der ihm eignen herzgewinnenden, ritterlichen Weise, welche Sophien einen großen Teil ihres verlorenen Vertrauens zurückgab. Ihre sorgenvollen Züge erhellten sich, und sie vermochte mit freudigem Lächeln die dargebotene Rechte zu ergreifen. So von ihm geleitet, überschritt sie die Schwelle und folgte ihm zu den Sitzen, welche man für sie und den Sohn an der rechten Seite des Hochaltares aufgestellt hatte. Mit höflicher Verbeugung begrüßte sie der Markgraf und trat zu seinem Sessel, der dem ihren gegenüber an der andern Seite des Altars stand.

Heinrich war zwischen den finster und unfreundlich erscheinenden jungen Prinzen von Meißen den Voranschreitenden gefolgt und ebenso die hessischen und thüringischen Herren, immer zwei von jeder Seite, um dann mit stummem Gruße nach rechts und links auseinander zu gehen.

Neben der Herzogin saß zur Rechten ihr Sohn, zur Linken standen Hermann von Romrod und die Statthalter Werner von Bischoffshausen, Konrad von Elben und Heinrich von Gleiberg. Ihnen schlossen sich Sophiens Frauen, viele Geistliche aus Hessen und Eisenach, der Schöffe mit den Ratsherren der Stadt, die angesehensten Bürger sowie die Grafen, Ritter und Herren an, welche die hohe Frau aus Hessen hierher geleitet hatten. Es war eine zahlreiche stattliche und glänzende Versammlung, die hier die Fürstin umgab, und der enge Raum konnte kaum alle fassen.

Nicht minder glänzend, aber nicht so zahlreich, war die Begleitung Heinrich des Erlauchten. Seine beiden Söhne, sein Stiefbruder Hermann von Henneberg und Graf Berthold von Anhalt standen zu seiner Rechten. Der Erbtruchseß Hermann von Schlotheim, der Marschall Helwig von Goldbach und die Ritter Rudolf und Walther von Vargula, von Frankenstein, von Berlstadt, von Erffa, von Grumbach, von Hertha, von Wangenheim, von Seebach, von Heldrungen, von Wartberg und viele andere, die bei Übergabe der Vormundschaft gegenwärtig gewesen waren, befanden sich an seiner andern Seite und hinter ihm.

Vor dem Altare, auf welchem Sophie geweihte Reliquien ihrer Mutter hatte niederlegen lassen, standen der Prior des Klosters, der Probst von Fritzlar und der Abt von Reinhardsbrunn.

Nach einem kurzen Gebete des Priors und einer eindringlichen Ermahnung zum Frieden trat der Kanzler des Markgrafen aus dessen Begleitung hervor, verlas die bezüglich der Vormundschaft getroffenen Vereinbarungen und legte besonders starken Ton auf die Abmachung, daß dieselbe bis zur Mündigkeit des jungen Landgrafen dauern solle.

„Obgleich nun diese Mündigkeit, nach unserer Gewohnheit und Ansicht, erst mit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahr voll und ganz erreicht wird,“ ergriff Heinrich, sich zur Herzogin wendend, selbst das Wort, „so bin ich doch gewillt, Deiner Bitte nachzugeben, liebe Muhme, und die Vormundschaft über meinen Vetter Heinrich, das Kind von Hessen, nach Brauch des Landes zu Hessen schon heute, wo derselbe erst sein zwölftes Jahr vollendet, niederzulegen. Ich hoffe, Du erkennst daraus meine freundliche und vetterliche Gesinnung, und dem jungen Herrn entsteht dadurch, daß er in so großer Jugend zum Regimente kommt, kein Ärgernis.“

In des Markgrafen Umgebung war Überraschung und Mißstimmung ob dieser Bereitwilligkeit nicht zu verkennen, und ein

abfälliges Gemurmel wurde hörbar. Mit strengem Blicke wandte er sich um und heischte Schweigen.

Der Herzogin war es nicht aufgefallen, daß der Vetter vermieden hatte, seinem Mündel den ihm zukommenden Titel eines Landgrafen von Thüringen zu geben und daß er nur von Hessen sprach; glückstrahlend sah sie zu ihm hinüber und mit freudigem Winken der Hand bekundete sie ihre Zufriedenheit. Sie erhob sich, und mit warmen Worten dankend, forderte sie dann die Herausgabe der ihm zu getreuer Hand anvertrauten Wartburg, nebst Eisenach und dem dazu gehörigen Gebiete. Sie forderte es zurück, weil sie es ihm gelobt hatte, mit Handschlag und dem Schwur vor Zeugen.

Sie hatte den Handschuh abgestreift und war vorangetreten, um vor dem Altar die Hand des Fürsten zu empfangen, der auf seinem Platz verblieb und verlegen an dem Handschuhe seiner Rechten zerrte. Das Murren in seiner Umgebung war laut geworden, und als er zögernd den Fuß vorsetzte, sagte der Marschall von Goldbach mit erhobener Stimme:

„Die Vormundschaft war Eure Sache allein, Erlauchter Herr, doch jetzt erinnere ich Euch, daß Ihr den Anspruch an die Stadt und Feste ohne Zustimmung Eurer Grafen und Herren nicht aufgeben könnt. Glaubt Ihr, das Thüringer Land, welches sich Euch gelobt, würde ruhig zusehen, wenn Ihr seine schönsten Perlen an fremden Stamm vergebt?“

Und der Erbtruchseß von Schlotheim legte seine Hand schwer und gewichtig auf des Fürsten Arm, um ihn am Vorschreiten zu hindern und rief:

„O Herr, bedenkt was Ihr thun wollt. Seid Ihr doch von Eurer Frau Mutter her auch Erbe der Burg. Wie könnt Ihr daran denken, eine so reiche Stadt mit all dem fruchtbaren Land umher und die unüberwindliche Feste Wartburg herauszugeben? Wäre es möglich, daß Ihr einen Fuß gen Himmel hättet und einen gen Wartburg, so wollt' ich Euch

eher raten, den vom Himmel gen Wartburg zu ziehen, denn den von Wartburg gen Himmel!"*)

Lauter Beifall der Thüringe und ebenso laute gerechte und verächtliche Entrüstung der Hessen lohnte mit lang anhaltendem Getöse den treulosen Rat.

In des Markgrafen Augen blitzte freudige Genugthuung, und das feine Lächeln, welches unangenehm seine schönen Züge überflog und schon früher den jungen Heinrich mit unbesieglichem Mißtrauen gegen ihn erfüllt hatte, spielte wieder um seine Lippen, als er sich zur Herzogin wandte, welche bleich und regungslos ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte.

„Du siehst selbst, Muhme Sophie, daß ich Dein Begehren nicht zu erfüllen wagen darf. Ich muß abwarten, wie die Grafen und Edeln, die das Land in meiner Hand sehen wollen, es beschließen. Sie wissen am besten, was Dir und mir frommt."

Der Ton der Stimme, der scharf und höhnend an ihr Ohr schlug, weckte die Fürstin aus ihrer Erstarrung. Sie sah um sich, als wollte sie sich vergewissern, ob sie recht gehört, aber sie traf nur auf die schadenfroh lachenden Gesichter der Thüringe, welche vor ihr standen und an ihrer Überraschung sich weideten. Hinter ihr sagte Gottfried so laut, daß sie die Worte verstand:

„Ein feiges, verächtliches, vorher verabredetes Spiel, das keinem ritterlichen Manne geziemt, eine Schmach, die nicht auf Euch fällt, Heinz, sondern auf den, der sie Euch zufügt. Ich weiß nicht, was schändlicher ist, den Rat zu geben, wie der Erbtruchseß that, oder ihn zu befolgen!"

Die Herzogin wandte den Kopf und sah auf den Sohn, dessen Augen mit trauriger Zärtlichkeit auf ihr ruhten; das gab ihr die verlorene Spannkraft zurück.

„Du weißt sehr wohl, Heinrich von Meißen," rief sie langsam und deutlich, „daß ich Dir und nicht Deinen Edeln meines

---

*) Nach den Reinhardsbrunner Annalen des Erbtruchseß von Schlotheim eigne Worte.

Kindes Eigentum vertraute. Von Dir und nicht von ihnen fordere ich es zurück und mahne Dich an den Schwur, den Du mit Deinen Rittern geleistet!"

„Und den ich zu halten gedenke! Ich schwur mit zwanzig meiner Ritter, Eisenach und Wartburg mit dem umliegenden Lande, das in meiner Hand ist, zu behalten, bis der Spruch eines anerkannten Kaisers zwischen uns entscheidet."

„Du weißt, daß so Dein Schwur nicht lautete," erwiderte Sophie mit erzwungener Ruhe. „Hier stehen die Zeugen Deiner Worte!" Sie zeigte auf die Herren ihrer Umgebung, bei denen sich die Entrüstung und Erbitterung laut Bahn brach.

„Auch ich habe Zeugen, die nicht weniger glaubwürdig sind als die Deinen," gab der Fürst lachend zurück und zeigte mit derselben Gebärde wie die Herzogin gethan, auf die Ritter, die ihn umstanden und von denen allein der Erbtruchseß und der alte Schencke Rudolf von Vargula eine würdige Haltung bewahrten, wie sie dem Ernste der Sache angemessen war. „Ich sehe, Du hast Reliquien Deiner heiligen Mutter, unter deren besonderm Schutz und Schirm Du doch gewiß stehst, hier auf dem Altar niedergelegt. Kann es Dich beruhigen, so erbiete ich mich mit all meinen Rittern die Wahrheit meiner Behauptung zu beschwören und zweifle nicht, daß jener Wunderkraft den Meineid mit schwerer Strafe züchtigen würde."

„Wage es!" rief die beleidigte Frau. Ihr Auge flammte, ihre Gestalt schien zu wachsen und sie trat zurück, um dem Markgrafen, welcher keck vortrat, die Stufen zum Altar frei zu geben.

Der Prior nahm das Kissen von Samt, auf dem die geheiligten Andenken lagen, und hielt sie dem Markgrafen entgegen, der ohne Zaudern die Hand darauf legte.

„Ich sorge nicht, Muhme Sophie, daß die armen Sächlein zum Schwerte werden, welches mich durchbohrt," sagte er spottend und leistete mit sicherer Stimme den Eid, daß er die lautere Wahrheit geredet.

Ihm nach thaten es seine Zeugen. Wohl trat mancher zögernd heran, aber keiner weigerte sich, und lautlos sah und hörte die Versammlung den furchtbaren Frevel, der hier vor Gottes Altar begangen wurde. Viele darunter hatten erwartet, entsetzliches Gericht würde sofort die Meineidigen treffen, der Boden unter ihren Füßen würde sich öffnen, sie zu verschlingen, oder das Gewölbe zusammenbrechen, sie zu zerschmettern. Aber nichts von all dem geschah, und spöttisch sah der erlauchte Herr von Meißen zu seiner Muhme hinüber.

„Langmütig sind die Heiligen im Himmel und geduldig; aber Gott ist gerecht und seine Strafe wird den frechen Übelthäter treffen!“ rief Velsbach mit leidenschaftlichem, schwärmerischem Eifer, und Hermann von Romrod trat an die Herzogin heran, die weinend in Schmerz und Zorn des Sohnes Hand hielt.

„Faßt Euch, gnädige Frau!“ sagte er mit warmem, väterlichem Ton. „Faßt Euch und seid gewiß, daß auf diese Beleidigung die Euern mit dem Schwerte antworten! Was Ihr heute hier verloren habt, hängt Euch am Herzen, und wenn es zu gewinnen ist, so wollen wir es Euch mit blutigem Ringen zurück erwerben. Schätzt es aber nicht zu hoch und denkt daran, daß die Burg dem Hessenlande leicht ein leidensvoller Besitz werden kann. Was Markgraf Heinrich Euch heute hier zufügte, wird seinen erlauchten Namen schänden, so lange er genannt wird, und keine That wird diesen Flecken tilgen. Mögen die Heiligen für ihn oder für Euch entscheiden, es wird zu Euerm Nutzen sein. Er that sich selbst ein größeres Leid an als Euch; denn er brandmarkte seine Ehre!“

Die sänftigenden Worte des ehrwürdigen Greises thaten ihre Wirkung und beruhigten die Aufregung der schwer getäuschten Frau. Sie sah auf den Sohn, der, fast so groß wie sie selbst, neben ihr stand und sie heiter anlächelte.

„Wäre es eine Hufe nur vom Hessenland,“ — sagte er — „so würde es mich mehr schmerzen als alles dies, und ich

hoffe, auch Ihr, Frau Mutter, lernt es ertragen, wenn die Heiligen gegen uns entscheiden."

„So mag das Schwert richten und die Beleidigung rächen! Wie ungern ich dazu greife, dessen ist Gott und seid Ihr mir Zeugen," rief Sophie und ging festen Schrittes bis zur Mitte des Altars vor, streifte die Handschuhe von den Händen und warf sie in die Luft, dem Markgrafen entgegen, indem sie mit lauter Stimme rief:

„Gott, der Zeuge zwischen uns ist, sei auch Richter! Du Feind aller Gerechtigkeit, ränkeschmiedender Teufel, nimm meinen Handschuh, der Dir und Deinen schlechten Räten den Frieden kündigt!"

Stolz wandte sie sich ab von dem Fürsten, dem sie stets mit warmer verwandtschaftlicher Neigung zugethan gewesen war und dem sie bisher mit unerschütterlichem Glauben vertraut hatte. Ohne sich umzuwenden, schritt sie dann an der Seite des Sohnes und gefolgt von ihren Frauen, den Geistlichen, dem Schöffen mit dem Rat, der Bürgerschaft und all ihren Rittern, dem Ausgange zu.

Nur von seinem Gefolge umgeben, blieb der Markgraf zurück. Das erlauchte Haupt, von dem er selbst des Mannes höchste Krone, die treue Wahrhaftigkeit, herabgenommen, tief auf die Brust gesenkt, stand er da, mit dem Gefühle im Herzen, daß er es nie wieder mit dem alten freien Stolz erheben könne. So verblieb er lange unbeweglich. Keiner seiner Ritter wagte, ihn anzureden oder die umgebende Stille zu unterbrechen. Nur die schweren Atemzüge des Herrn und die lauten Rufe der Begrüßung, welche das Volk auf den Gassen der heimkehrenden Herzogin entgegen brachte, waren hörbar. Erst als die Rufe in der Ferne erstorben waren, hob der Erbtruchseß die Handschuhe der Herzogin auf und trat damit zum Fürsten. Dieser blickte auf, aber mit drohendem Stirnrunzeln wies er den Allzutreuen ab.

„Vernichtet sie, die Zeugen der Lü ....", befahl er finster, und im undeutlichen Gemurmel erstarben die Worte, welche dem Ritter wie: „der Lüge und des Verrates," erklungen waren.

Zwanzigstes Kapitel.

Nur noch kurze Zeit verweilte Sophie mit Heinrich in Eisenach, wo sie dem versammelten Rate und der Bürgerschaft die Lage nochmals klar darlegte und einmütige Zusage der Ergebenheit und Hilfe in allen Stücken empfing.

Die rücksichtslosen Räubereien der benachbarten Ritter, denen der Markgraf keinen Einhalt thun konnte, vielleicht auch nicht thun wollte, um ihre Hilfe nicht zu verlieren, hatten die Bürger dem Fürsten abgeneigt gemacht. Die geordnetern Zustände in Hessen, unter denen sich der Handel und das Wachstum der Städte gedeihlich entwickeln konnten, waren dagegen verlockend, und wenn auch dort Raub und Mord nicht ausgeschlossen war, so fand er doch einen Richter und gerechte Strafe. Diese Erwägungen zogen die Bürger ebenso sehr auf Sophiens Seite als ihr gutes Recht.

Die Feindseligkeiten brachen denn auch bald überall aus, wo Hessen und Thüringe aufeinander trafen, und verwüsteten das Land weit über die beiderseitigen Grenzen hinaus.

Die Kriegführung damaliger Zeit war die schlimmste von allen. Nur selten standen sich geordnete Heere gegenüber, um in entscheidender Schlacht Sieg oder Niederlage zu gewinnen; gering nur waren die Verluste, welche auf solche Weise erlitten wurden, aber unsäglich groß waren die Drangsale, welche in diesen Jahren das flache Land und die friedlichen Bewohner trafen. Von jeder Burg herab, aus jedem Hofe heraus führten die Ritter und

Vasallen den Krieg ihres Fürsten auf eigne Hand. Weggetriebene Herden, zerstörte Ernten, verwüstete Höfe, verbrannte Dörfer, erschlagene Männer, irrende hungernde Kinder und mißhandelte Frauen waren die Folgen dieses entsetzlichen Elends.

Sophie hielt die Burgen, welche um Eisenach her in ihrer Hand waren, stark besetzt. Die Einnahme der Wartburg war das höchste Ziel ihrer Wünsche, und um sie herum entbrannten die unablässigsten Kämpfe. Aber alle Anstrengungen waren umsonst, die alte Feste auf ihrer steilen Höhe blieb uneinnehmbar. Die Ausfälle und Raubzüge der Besatzung waren eine Heimsuchung der Stadt und Umgegend, welche die unglücklichen Bewohner mit bewundernswerter Standhaftigkeit viele Jahre hindurch ertrugen. Freilich entstand zuweilen Murren und Niedergeschlagenheit, wenn die Plage fast unerträglich wurde und die Hilfe nicht ausreichte. Dann war es Velsbach, der den sinkenden Mut seiner Mitbürger aufrecht zu erhalten verstand. Selbst ungebeugt, fachte er an der eignen Begeisterung die kleine Flamme der Hoffnung immer aufs neue an. Er wurde nicht müde, mit dem Hinweis auf die Leiden und die Erhöhung der heiligen Elisabeth die Verzagten aufzurichten und die Mutlosen zu stärken. Und wie jede wahrhafte, echte Überzeugung die Kraft hat, ihren Glauben auch andern, schwächern Gemütern einzuflößen, so gelang es auch Velsbachs unerschütterlicher Hingabe an Sophiens Sache, die Verzweifelnden mit der Hoffnung auf endlichen Lohn aufrecht zu erhalten.

Mit hohem Lösegelde hatte sich inzwischen der Erzbischof von Mainz aus des Braunschweigers Haft befreit und vermehrte durch ein Bündnis mit dem Grafen Berthold von Ziegenhain die Bedrängnis in Hessen. Durch die Abwesenheit vieler Ritter mit ihren Mannen, welche die Burgen um Eisenach besetzt hielten, entbehrte das Land mancher schützenden Kraft, und frech erhoben sich wiederum auf den kleinern Burgen verarmte Edelleute, um sich durch eigenmächtigen Krieg zu bereichern. Unablässig hatten die Landrichter zu reiten, Gericht

zu halten und als Vasallen des Landgrafen auf Befehl der Regentin traurige Fehden mit dem Schwerte in der Hand zu schlichten.

Seit vielen Jahren war die Verwirrung nicht so groß gewesen, und Meinhard durfte sich ob des allzutiefen Friedens nicht mehr beklagen.

In Marburg, wo die Herzogin mit dem Sohne weilte, ritt Gottfried von Rodenstein, noch immer als Knappe des Landrichters von Elben, auf der hochgelegenen Burg in verdrießlicher Stimmung ein, brachte Berichte und trug Befehle.

Die Angelegenheit um seine väterliche Burg Blankenstein war bisher noch unentschieden geblieben. Walther von Nordeck und Siegfried von Biedenfeld beriefen sich auf ihre wohlerworbenen Rechte, zögerten aber, die verlangten Beweise vorzulegen, und stützten sich auf ihr tapferes Schwert.

Gottfried hatte mit feierlichem Versprechen darauf verzichtet, sich selbst sein Recht zu verschaffen, und die Ausflüchte der Ritter auf die Anfragen der Herzogin verzögerten immer wieder eine Entscheidung und machten den Junker gereizt und unwillig.

Auch der Herzog von Braunschweig, der seit kurzem mit der liebreizenden Elisabeth vermählt war, zögerte, seine junge Gemahlin zu verlassen und antwortete auf Sophiens und ihrer Ritter drängende Mahnungen mit ausweichenden Versprechungen.

So erschien alles widerwärtig; überall herrschte Unsicherheit, Unzufriedenheit und Verstimmung, und von nirgends her war Erfreuliches zu berichten.

Heinrich erkannte, wie Gottfrieds Gemüt und Wesen, welches auf ein rasches, thatkräftiges Handeln gerichtet war, unter diesen Zuständen wahrhaft litt. Er, der seit früher Kindheit fast in allen Lagen des Lebens darauf angewiesen war, die Entwickelung der Ereignisse in Ruhe abzuwarten und künftiges Thun langsam vorzubereiten, hatte sich die große Kunst angeeignet, Geduld zu üben, und bestrebte sich eifrig, seinen ältern Gefährten zu solcher zu überreden.

„Geduld,“ rief Götz einmal dabei aus, „ist mir gerade

das Allerverhaßteste. Von Kindheit auf war mir kein Wort so widerwärtig und keines wurde mir öfter zugerufen. Wenn ich daran gedenke, wie es Anfang und Ende jeder Ermahnung war, so glaube ich fast, ich habe jeden Vorrat dieser Tugend bei der beständigen Anhörung ihrer Lobpreisung erschöpft. Bei allem, was ich begehrte, wünschte und erstrebte, rief man mir zu: „Gedulde Dich," und so verursacht gerade diese ewige Mahnung, mich zu der Ungeduld zu reizen, die man unterdrücken will!"

„Und doch ist das Einzige, was Du thun kannst, Dich zu gedulden," antwortete der Prinz lächelnd.

„Thun?" rief Götz. „Als ob es eine Arbeit wäre, bei welcher etwas zu vollbringen ist! Gerade das „Nichtsthun", welches sie verlangt, ist es, was mich so erregt. Die Arbeiten des Sisyphus und der Danaiden erscheinen mir gegen diese unerträgliche Forderung noch angenehm!"

„Aber Götz, wie kannst Du so unvernünftig reden? Es gehört doch mit Recht zu den Strafen der Hölle, Kräfte und Mühe in vergeblicher Arbeit zu verschwenden, während die Geduld eine Himmelstugend ist, die selbst das Schwerste überwindet. Betrachte sie als eine zu vollbringende Arbeit, dann wirst Du ihre Früchte ernten. Denke an Pater Walthalun. Nichts wird ihm so schwer, als Geduld zu üben, aber keine Tugend hält er höher. Je öfter sie ihm geprüft wird, um so teurer wird sie ihm, und er ringt danach, sie sich stets zu bewahren. „Nicht an dem, was uns leicht wird, prüft der hohe Himmelsherr unsern Gehorsam und unsere Stärke, sondern das, was uns schwer ist, schiebt er uns in den Weg, und daran stählt sich die Kraft und erweist sich unser fester Wille," pflegte er mir oft zu sagen."

„Ja wohl," versetzte Götz unwirsch und finster; „Pater Walthalun und Herr Konrad von Elben sind ein paar Brüder, die jegliche Tugend besitzen und jedem im Lande zum Muster dienen können. Mit beiden ergeht es mir demnächst wie mit der Geduld. Von allen Seiten werden sie mir als Vorbilder zur Nacheiferung empfohlen. Aber ich bin kein Pfaffe, und mich gelüstet

wenig, die Heiligen mit beständiger Zügelung meiner selbst zu bestechen. Auch verlangt es mich nicht, als vollkommener Ritter wie Herr Konrad auf alles zu verzichten, was persönliches Glück ausmacht. Wenn ich auch immer gern bereit bin, für das Wohl und Recht anderer einzustehen, so möchte ich doch darum das meinige nicht aufgeben. Ich will so gut wie jeder andere mein Schwert ziehen dürfen, denn ......" Er brach verlegen ab. Die feine Röte, welche auf des Prinzen Stirn trat, belehrte ihn, daß seine Worte wie ein Verwurf geklungen.

„Sprich nur aus, Götz, was Du sagen wolltest," sagte er, als jener schwieg. „Ich weiß sehr gut, daß Ihr alle um meiner Sache willen darauf verzichtet habt, Euch, wie bisher Brauch war, selbst Recht zu verschaffen. Ich gedenke täglich dieser Eurer Treue und mehr noch als ich thut es die Mutter. Sie sorgt für Dein Recht, des sei sicher. Es ist ihr selber leidvoll, daß sich die Klarlegung der Verhältnisse so verzögert; aber wenn sie Dir gerecht werden will, so darf sie darum jenen nicht ungerecht sein. Die Ritter hatten sich auf Beweise berufen, welche untersucht werden mußten. Sie haben keine von endgültiger Wichtigkeit erbracht, doch die ihnen gesetzte Frist mußte abgewartet werden. Da sie nun abgelaufen ist, wird die Herzogin mit erster Gelegenheit die Burg in Besitz nehmen."

„Und ich empfange als Lehn, was nach altem Recht mein freies Eigentum sein sollte!" erwiderte Gottfried mit Bitterkeit.

„Erscheint Dir das so schwer?"

Götz seufzte tief.

„Ich habe eingewilligt, es als Lehn der Herren von Hessen zurückzunehmen. Aber, Heinz, ein großer Unterschied ist zwischen freiem Erbe und verliehenem Gute. Von jeher war es der Stolz meines alten Geschlechts, frei auf freier Hufe zu sitzen. Nach eigner Wahl und Gesinnung führten wir unsere Mannen und Knechte den Heeren der Fürsten zu, keine Eidespflicht verband uns einem Herrn, unsere Burgen öffneten oder schlossen wir nach unserm eignen Gefallen. Schon als Knabe gedachte ich mit Stolz meines

Herrenrechts und ließ mir nicht träumen, daß ich derjenige sein würde, der auf dieses Vorrecht meiner Väter verzichtet."

„Aber die Burg ist Dir auf keine andere Weise zu ruhigem gesichertem Besitz zu gewinnen, und Du wirst doch nicht glauben, ich würde Dich den Herrn fühlen lassen?"

„Ich denke dabei nicht an Euch und mich, Heinz, sondern an kommende Zeiten. Auch ich hoffe, einst Nachkommen zu haben, denen ich das alte Erbe der Väter gern so hinterlassen würde, wie ich es ererbte. Zwischen uns beiden ist jedes Abkommen gleich, aber ich kann nicht wissen, ob ich die Enkel nicht durch meine Handlung schädige, indem ich ihnen die Freiheit nehme, ihre Waffendienste nach Wahl und Neigung zu leisten."

„Du sicherst ihnen den festen, unverlierbaren Besitz, solange einer Deines Blutes lebt. Das ist, sollte ich meinen, mehr wert, als jene Freiheit. Laß uns hoffen, Götz, daß auch die, welche nach uns kommen, in Liebe und Treue verbunden bleiben, und sei getrost in dem Gedanken, daß Du alles zur Wiedererlangung des Deinen thatest, was Du vermochtest. Jetzt aber erzähle mir, wie Du es in Kassel fandest."

„Hörtet Ihr es noch nicht? Von Münden war der Bescheid gekommen, daß der Herzog in den nächsten Tagen aufzubrechen gedenke. Man erwartet nun ungeduldig die Nachricht, wo wir uns ihm anschließen sollen."

„Über diese Dinge bin ich genau unterrichtet, aber wie fandest Du es auf dem Burghofe? Von Herrn Hermann, Hedwig und Meinhard hörte ich nur wenig. Du weißt, wie groß mein Anteil an allen ist."

„Der Großvater ist alt geworden, Heinz. Ich gewahrte es mit Schrecken, aber Hedwig und Frau Ursula wollten es mir bestreiten. Sie sehen ihn täglich, darum fällt es ihnen nicht auf; denn solche Veränderung kommt langsam. Für mich aber war sie deutlich sichtbar, und ich glaube, daß auch Meinhard sie wahrnimmt. Er merkt immer darauf, wie und wo er dem Herrn Hilfe leisten kann, ohne daß es gefordert wird oder auffällt.

„Er ist doch nicht krank?“ fragte Heinrich.

„Krank nicht, aber sein hohes Alter tritt deutlicher hervor. Ob schon seine Teilnahme für alles noch rege ist, so kann er doch lange Ritte nicht mehr ertragen und klagt zuweilen, daß er den Ärger von Eisenach noch in allen Gliedern fühle.“

„Das thun wir alle,“ sagte der Landgraf. „Darüber ist schon Jahr und Tag vergangen und wird noch manches Jahr vergehen, bevor er verschmerzt ist. Und Hedwig?“

„Sie trug Grüße für Euch auf. Sie ist wohl und wird immer schöner. Das findet vor allen Herr Heinrich von Baumbach, der abends in der Halle seinen Platz neben ihr hat und sie mit zartem Dienste umgiebt.“

„Bis der liebe alte Götz kommt und den gewohnten Sitz für sich fordert,“ nickte Heinrich.

„O nein, Ihr irrt, ich mache ihm dies Recht nicht streitig,“ versetzte Rodenstein gleichgültig.

„Götz?“ rief Heinrich verwundert. „Kannst Du auch untreu sein?“

„Wie so? Ich habe ihr niemals Treue gelobt.“

„Aber Ihr liebtet Euch.“

„Das glaubtet Ihr. Jetzt könnt Ihr erfahren, daß Ihr Euch geirrt habt. Vielleicht liebt sie den Junker von Baumbach. Soll ich mich deshalb um sie grämen?“

„Sprich nicht so,“ rief der Landgraf unwillig. „Du trittst Dir und ihr zu nahe mit solcher Rede. Erzähle lieber ehrlich, was es ist. Meine liebe, kleine, lustige Hedwig sollst Du nicht ärgern, Götz.“

Unwillkürlich war der junge Fürst in den Ton früherer Jahre verfallen. Er bemerkte es selbst und lachte:

„O Götz, wie oft habe ich Dir das zugerufen! Weißt Du es noch? Denn wirklich, Du quältest die Kleine über Gebühr, und sie war immer so bereit, alle Deine Wünsche zu erfüllen und Deine Launen zu ertragen. Quälst Du sie wieder?“

Ein flüchtiges Lächeln war bei Heinrichs Worten über des Junkers Gesicht geflogen, aber er war ernst, als er antwortete:

„Nein, ich schwöre Euch, Heinz, ich bin schuldlos an dem, was schon seit langer Zeit wie ein ungreifbares Etwas zwischen uns steht und mir alle Ruhe und Freudigkeit des Herzens nimmt. Ja, laßt mich Euch einmal sagen, da Ihr wißt, wie sehr ich Hedwig liebe, wie elend es mich macht, daß ich nicht ergründen kann, was sich zwischen uns stellt und über das hinaus unsere Herzen und Hände nicht zu einander gelangen können. Müßte ich glauben, sie liebe den Junker ....“

„Ist das Dein Ernst? Kannst Du das wirklich glauben?“

„Nein,“ schüttelte Götz traurig den Kopf, „ich kann es nicht glauben. Nein,“ rief er heftiger, „ich weiß, daß sie mich liebt, mich allein! Ihre Augen sagen es mir, so oft unsere Blicke sich begegnen; ich fühle es am Schlage meines eignen Herzens, wenn ihre Hand mich berührt, ihr Mund mich anlächelt; ich sehe es, wie ihre Sorge, ihre Teilnahme, ihre Liebe mich umgiebt. Sie rückt den Sitz, wie ich es am liebsten habe, sie würzt den Wein, wie er mir mundet, sie sorgt um alle meine Gewohnheiten, und so oft ich in ihrer Nähe weile, fühle ich all ihr Denken, all ihre Freundlichkeit mir nahe. Ihr Ohr lauscht meiner Rede, ihr Auge folgt mir, wohin ich mich wende, nur sie selbst ist so unnahbar für mich wie die heilige Jungfrau in der Kirche. Setze ich mich vertraulich zu ihr, so steht sie auf, folge ich ihr, so weicht sie aus; meine Fragen erhalten herbe Antworten, und meine Bitten Verweigerung. Und um alles dies, Heinz, liebe ich sie nicht weniger, nein, immer teurer wird sie mir, und immer heftiger verlangt mich, sie zu erringen!“

„Und Du kennst gar keine Ursache?“

„Nein, ich kann es nicht ergründen! Elben glaubte einmal, jemand habe verletzend zu ihr von ihrer Sippe geredet; denn sie sprach mit herben Worten gegen einen Ausspruch, der ihr nicht galt. Aber wenn auch, sie weiß, daß ich es nicht that und eine Frage von mir danach blieb ohne Antwort.“

Ehe Heinrich antworten konnte, öffnete sich die Thür und die Herzogin trat rasch ein.

Sie war in sichtlicher Aufregung und hielt eine größere Anzahl beschriebener Pergamente in der Hand.

„Endlich," rief sie den beiden sie ehrerbietig Begrüßenden zu, „endlich ist erwünschte Kunde eingelaufen! Wie das Unangenehme selten allein zu kommen pflegt, so geht es diesmal auch mit dem Guten. Die Boten, welche die schon lange erwarteten Nachrichten brachten, ritten fast gleichzeitig in den Hof. Habt Ihr es nicht vernommen?"

Die jungen Männer verneinten, und die freudig erregte Fürstin fuhr fort:

„So will ich das, was uns alle angeht, zuerst berichten. Der Herzog von Braunschweig ist aufgebrochen und zieht mit einem starken Heere von Münden aus im Werrathale herauf nach Thüringen. Er fordert uns zum Zuzug auf und wird die hessischen Ritter mit ihren Reisigen bei Witzenhausen erwarten."

„Endlich," riefen der Landgraf und Götz, und Heinrich setzte hinzu:

„Wir werden ihn nicht warten lassen. Lange schon ist alles zum Aufbruch bereit, und er wird ein kampflustiges Heer führen."

„Wann werden wir abreiten?" fragte Götz, für dessen Ungeduld jede Stunde des Verweilens als Zögerung erschien.

„Die Boten an die Landrichter sind schon abgefertigt, und die an die Städte reiten noch heute. Nach Kassel wollte ich Dich senden, um dem Schöffen Nachricht und einige Aufträge an den Großvater zu bringen, aber Du mußt nun hier bleiben; denn ich habe Besseres für Dich."

„Hier bleiben? Besseres?" rief Götz enttäuscht, und der Unmut färbte seine Stirn dunkler.

„Ja Götz, noch Besseres!" sagte die Herzogin freundlich. „Die zweite Nachricht, die ich erhielt, geht Dich besonders an und erfordert, daß Du noch einige Tage verweilst."

„Der Blankenstein? stammelte Götz und ward bleich.

„Der Blankenstein bei Gladenbach ist in meinem Besitze und ich gedenke ihn dem treuen Gefährten meines Sohnes, dem Junker Gottfried von Rodenstein, dessen Geschlecht ihn seit alten Zeiten besaß, für sich und seine Nachkommen zu Lehn zu geben," bejahte Sophie die Frage und hielt, dem Junker freundlich zunickend, die Schriften hin.

Götz bemerkte es nicht. Er hatte sich mit beiden Händen schwer auf die Lehne des Sitzes gestützt, vor dem er stand und atmete mühsam wie jemand, den eine unerwartete Kunde schmerzlich betroffen. Er konnte es nicht gleich überwinden, daß er sein Eigentum als eine Gunst empfangen sollte, und daß die Herzogin sich in Besitz gesetzt, ohne ihm einen Schwertstreich dabei zu gönnen. Es entstand ein minutenlanges Schweigen. Die Fürstin, welche einen andern Eindruck ihrer Nachricht erwartet hatte, sah erstaunt den Junker und dann fragend ihren Sohn an, dessen Augen mit zärtlicher Sorge auf dem Freunde ruhten.

„Laßt ihn einen Augenblick," beantwortete er laut die stumme Frage der Mutter. „Er hat so lange darauf gehofft, nun ist die Überraschung fast zu groß!"

„Sie sieht nicht aus wie Freude," versetzte Sophie. „Doch glaube ich, Dank verdient zu haben."

Der Tadel, welchen die Herzogin scharf aussprach, traf Götzens Ohr und rüttelte ihn auf.

„Ich danke es Euch auch, gnädige Frau," sagte er vortretend und ergriff der Fürstin Hand, um sie mit halber Kniebeugung zu küssen. „Zürnt nicht darum, wenn ich in diesem Augenblick daran gedenke, daß ich durch Eure Güte für mich und meine Nachkommen empfange, was meine Väter mir als freies Erbe hinterließen."

„Was Du aber als solches nicht zu wahren und zu halten vermochtest, und dessen Besitz Dir nun, so lange Dein Geschlecht blüht, durch die Herren des Landes gesichert ist. Was Du gewinnst, ist wahrlich nicht so gering, daß Du die Dankesworte sparen müßtest," erwiderte Sophie unzufrieden.

„Ich werde Euch und Euerm Sohne stets nach besten Kräften ein treuer Lehensträger sein," versicherte Götz mit fester Stimme; „doch es hätte dieses Bandes meiner Anhänglichkeit nicht bedurft," setzte er hinzu und konnte nicht hindern, daß der Zwiespalt, den er empfand, im Ton der Stimme zum Ausdruck kam.

„Ich wußte gar nicht, daß Ihr die Fehde schon begonnen hattet. Wie bekamt Ihr den Blankenstein in Eure Gewalt?" fiel Heinrich ein, der verhindern wollte, daß Götz seinem Widerwillen, die Burg als Lehn zu empfangen, weitere Worte lieh.

„Die Nachricht kam mir selbst überraschend. Ich hatte den Ritter Heinrich von Löwenstein beauftragt, den geeigneten Augenblick der Eroberung wahrzunehmen, dachte aber weder, daß die Gelegenheit sich so schnell finden würde, noch daß der Ritter die Burg ohne weitere Hilfe als die seiner Knechte nehmen könnte."

„Ich hätte so gern mein Schwert dafür gezogen," sagte Götz finster. „Schwer dünkt mir, die alte Halle nächst Eurer Gnade nun fremder Tapferkeit zu verdanken."

„Ich hätte Dir dies billige Verlangen auch gern gewährt," entgegnete die Fürstin. „Laß vom Löwensteiner selbst Dir erzählen, wie rasch und glücklich die Umstände sich fügten, und empfange nun mit fröhlichem Mut den Lehnsauftrag mit Brief und Siegel in Gegenwart der Zeugen. Du bist noch jung, und rühmlicher ist Dir, Du verdienst den Ritterschlag unter Herzog Albrechts Führung im größern Kampfe; denn es wird, fürchte ich, noch ein blutiges Ringen werden, zu dem wir ausziehen!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Burghofe in Kassel herrschte eine Thätigkeit und ein Leben, wie der alte Platz es lange nicht geschaut; denn seit Menschengedenken hatte Stadt und Landschaft nicht so allgemein sich zu einem Kriegszug gerüstet wie jetzt. Das große Eingangsthor war weit geöffnet, die Brücke gesenkt, und ein beständiges Kommen und Gehen bewaffneter Ritter, Knappen, Bürger und Knechte fand statt, welche des alten erfahrenen Landrichters Rat und Hilfe, Zuspruch oder Belehrung bedurften. Eine lange Reihe von Wagen und Karren stand aufgefahren, Waffen jeder Art, große Zeltstangen und Leinenballen, Kleidungsstücke, Lebensmittel und was sonst zur Unterhaltung eines großen Heerhaufens notwendig ist, lagen umher und sollten ihren Platz auf den Gefährten finden, auf welchen Knechte mit lautem Geschrei und vielen Worten die kunstgemäße Verpackung besorgten.

Bei den schlechten Wegen war es ein Haupterfordernis, daß die Wagen in gleichmäßiger Schwere beladen waren, damit sie nicht allzusehr ins Schwanken oder gar zu Falle kämen, wodurch dem nachfolgenden Haufen Stockung und bei einem Kriegszug nicht selten unheilvoller Zeitverlust entstehen mußte.

Mehrere Reihen starker Pferde standen angekoppelt vor den Ställen, in denen kein Platz mehr für sie war. Die Troßbuben,

die ihnen in einfache Holzkrippen den goldkörnigen, glänzenden Hafer schütteten und in großen Eimern das Wasser zum Saufen vorhielten, sahen bei diesem Geschäft besorgt nach dem grauen, regendrohenden Himmel und ersehnten ein schützendes Dach, mehr für die ihrer Pflege befohlenen Tiere als für sich selbst. Kommt doch in einem richtigen Reiterherzen erst die Sorge für das Roß und dann für den Mann.

Auch in den Herbergen der Stadt war, wie hier oben auf dem Hofe, jeder Raum benutzt und kaum noch ein leerer Platz zu finden. Und immer noch zogen von allen Seiten und auf allen Straßen neue Scharen hinter ihren Rittern und Führern in die kleine Stadt ein, die den Mannen des Fulda- und Diemelstromes zum Sammelplatz diente. Von hier aus wollte man auf der neuen, erst kürzlich vollendeten Brücke die Fulda überschreiten, um jenseits der trennenden Berge im Thale des Schwesterflusses, der Werra, dem vorrückenden Herzog Albrecht zu begegnen.

In diesen Tagen gab es nirgends müßige Hände; überall galt es rüstig zuzugreifen, und mancherlei Kräfte konnten sich nützlich machen, weil hier, wo für die verschiedenen Bedürfnisse so vieler zu sorgen war, es jegliche Art von Arbeit gab.

Die hohe Gestalt nach vorn gebeugt und das Haupt mit den weißgebleichten Haaren nicht mehr so stolz aufrecht tragend wie in den Jahren rüstiger Kraft, schritt Herr Hermann von Romrod durch das Gewirr, sah mit schnellem Blicke, wo es fehlte, ordnete, befahl und erteilte dem Unerfahrenen Rat. Wo er erschien, wurden Anliegen, Fragen und Bitten vorgebracht, seine Meinung und Hilfe begehrt; und mit freundlicher Milde suchte er allen Ansprüchen möglichst zu entsprechen. Entstand in dieser Enge unter den Knechten Zank und Streit: so genügten wenige entschiedene Worte des Ritters, den Frieden herzustellen. Wer ihn hier beobachtete, wie rüstig er sich bewegte und kurze bestimmte Befehle gab; mit welcher raschen Entschiedenheit er notwendige Maßregeln anordnete, und wer die Teilnahme erkannte, welche

er für jede vorkommende Angelegenheit bewies: der konnte leicht übersehen, daß die letzten Jahre dem edlen Antlitz und der ehrwürdigen Gestalt die Spuren des Alters aufgedrückt hatten.

Jutta van Schartenberg machte den Gemahl, der neben ihr in der Halle stand, darauf aufmerksam, wie frisch und heiter der Großvater im Hofe Anordnungen traf und wie seine teilnahmvolle Lebhaftigkeit doch die Hoffnung auf höheres Alter gewähre. Stephan, der in ernstes Nachdenken versunken da stand, blickte auf und sah aufmerksamer nach dem Greise hin, dann nickte er seiner Hausfrau freundlich zu.

„Wenn er sich schont und sorgsame Pflege gestattet, die er bis jetzt stets abweist, so hoffe auch ich, daß er uns und dem Lande noch lange erhalten bleibt. Sein Rat und seine Einsicht sind nützlicher als das Schaffen vieler anderer Herren, aber körperliche Anstrengungen kann er sich nicht mehr zumuten; Du darfst Dich darüber nicht täuschen, Jutta.“

„Warum glaubst Du das? Er klagt niemals über Schmerzen oder Schwäche, und scheint seine Kraft nicht gemindert zu fühlen. Noch gestern sprach er mit Meinhard davon, daß er gern mitreiten möchte und nur dem billigen Verlangen der Herzogin nachgäbe, welche das Land nicht schutzlos lassen könne.“

„Er sagte mir ähnliches; ich möchte wissen, ob er sich selbst so täuscht oder ob er uns nicht bemerkbar machen will, daß er sich ebenso den Forderungen des Alters, wie denen der Herzogin fügt,“ versetzte Stephan.

„Wie kannst Du das Täuschung nennen, Stephan, oder wie kannst Du denken, der Großvater habe die Absicht, uns zu hintergehen, er, dem sicher niemals eine Lüge die Lippen entweihte?“

„Ich gebe Deine Frage zurück. Wie kannst Du es eine Lüge nennen, wenn man aus Schonung seinen Lieben verbirgt, was ihnen Schmerz bereiten würde?“

„Ich nenne alles Lüge, was nicht streng der Wahrheit entspricht. Daß der Großvater uns manches verschweigt, weiß ich wohl, daß er aber niemals zu einer absichtlichen Täuschung und

Entstellung greifen wird, auch nicht in liebevollster Absicht, weiß ich ebenso gewiß," entgegnete Jutta scharf.

Der Ritter sah sein Weib, überrascht von ihrer ungewöhnlichen Heftigkeit, an. Sie senkte die Augen und die Frage: ob sie selbst den Gemahl niemals aus Schonung getäuscht habe, stieg vor ihr auf. „Nein," lautete die entschiedene Antwort, welche sie sich geben durfte. Niemals hatte sie sich zu einer Täuschung erniedrigt. Wenn sie manche Regung ihres Herzens verschwieg und unterdrückte, so war das die Erfüllung auferlegter Plicht. Ihr Vertrauen hatte Stephan nie gefordert, und was sie ihm an Liebe und Zuneigung gab, war ihm genügend. Geheuchelt hatte sie niemals. Sie hatte ihren Eheherrn lieben, noch mehr, achten gelernt; sie war ihm geworden, was sie gelobt, eine treue, gehorsame und ergebene Gefährtin; hatte aber in ihrem Thun und Reden das Maß ihrer Empfindungen nicht überschritten und durfte sich das Zeugnis geben, daß sie wärmer fühlte, als sie zu zeigen vermochte.

„Verzeihe," sagte sie, den klaren Blick zu ihm erhebend, „wenn ich heftiger sprach, als Dir gerechtfertigt scheint. Mein Wunsch, den Großvater in unverminderter Kraft zu sehen, ist so groß, daß ich fast von Dir die Täuschung für mich verlangte, welche ich eben so hart verurteilte. Niemand, Du weißt es, kann die Lüge mehr hassen und verachten als ich, aber sie lauert als Selbstbetrug in jedem Wunsche unseres Herzens, und Pater Walthalun hat recht, wenn er sagt, die Fallstricke des Teufels lägen nicht in der Welt, sondern in uns selbst!"

Schartenberg legte den Arm um sie und zog sie näher zu sich heran.

„In Deinem Herzen," sagte er, sich zärtlich zu ihr beugend, „hat der Teufel keinen Raum, und wenn von Verzeihung geredet wird, so habe ich darum zu bitten, nicht Du. Öfters schon fragte ich mich in diesen letzten Tagen, wenn ich an mein Ausreiten dachte, ob Du mir jemals verzeihen könntest, was ich Dir gethan?"

„Du mir gethan?“ fragte Jutta erstaunt, und sah, betroffen von dem ersten Ton, in die liebevollen Augen des Gemahls.

„Nein,“ schüttelte er vor der stummen Frage sein Haupt. „Mit einer Lüge habe ich Dich niemals beleidigt, wenn ich Dir wehe und unrecht that, so geschah es in Unwissenheit und Irrtum.“

„Und das, glaubst Du, sollte ich nicht verzeihen können? O Stephan, wenn es an die Abrechnung solcher Sünden kommt, wer kann da bestehen?“

* * *

Unterdessen war Hedwig in dem kleinen Küchengarten, der abgeschlossen zwischen dem Herrenhause und der Hofmauer lag, beschäftigt, trockene Kräuter auszulesen, aus welchen die Schaffnerin lindernden Trank in Krankheit, heilende Salben und Balsam für Wunden zu bereiten verstand.

Der sanfte Ernst und die ruhige Nachdenklichkeit, welche auf dem jugendlichen Antlitz lagen, erhöhten ihre Schönheit, und der etwas herbe Zug um den Mund minderte den Ausdruck des Weibchen, Kindlichen und gab ihrer reizvollen Erscheinung eine gewisse Würde. Sie sah in dem Gewande von feiner, weißer Wolle, welches sie heute und fast immer trug, schlank und zart aus; und ihre langsamen, müden Bewegungen waren sehr verschieden von der behenden Lebendigkeit, welche sie früher besessen.

Ihr gegenüber auf einer roh gezimmerten Bank saß der Junker von Baumbach und sah zu, wie ihre schlanken Finger die trocknen Blätter von den Stengeln pflückten, um sie in einem vor ihr stehenden Gefäße zu sammeln.

Die Schwüle eines trüben Sommertages lag auf dem kleinen Garten, zu welchem das Geräusch des Hofes wie ein fernes Brausen hereindrang, und bedrückte mit ihrer Schwere wohl auch die beiden jungen Leute, die sich lange stumm gegenüber saßen, bis der Junker endlich das Schweigen brach.

„Wozu wollt Ihr dies gebrauchen, Jungfrau Hedwig?“ fragte er.

Sie sah auf. Ihre dunkeln Augen, die gewöhnlich so lebhaft

blickten, hatten einen träumerischen Ausdruck, und ihre Gedanken weilten wohl in weiter Ferne, da sie langsam, in wenig veränderter Form, die Frage wiederholte, wie man es zu thun pflegt, wenn man die Aufmerksamkeit auf gleichgültige, dem innern Denken weitab liegende Dinge richten soll.

„Wozu ich die Kräuter gebrauche, fragt Ihr? O möchten die Heiligen geben, daß sie umsonst gesammelt sind; denn sie leisten ihren Dienst zur Linderung des Fiebers in Krankheit und zur Heilung von Wunden in trauriger Zeit."

Wieder entstand eine Pause; dann fragte Baumbach aufs neue:

„Ihr fürchtet den Kieg?"

Wäre Hedwig aufmerksamer gewesen, so würde sie bemerkt haben, daß der Junker sich vergebens bemühte, das rechte Wort für das, was er sagen wollte, zu finden, und wäre jener nicht so mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte er gesehen, wie weit ihre Gedanken davon entfernt waren, auf ihn zu achten. Sie empfand jede Unterbrechung derselben als eine unliebsame Störung und antwortete nur einsilbig auf seine Frage:

„Ja sehr!"

„So fürchtet Ihr einen schlimmen Ausgang?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie ungeduldig, setzte aber gleich darauf freundlicher hinzu:

„Ich habe eine Beklommenheit auf dem Herzen, wie man sie zuweilen vor einer frohen Erwartung, noch öfter aber vor einer ernsten Befürchtung fühlt. Mir ist, als müsse etwas Großes, Wunderbares, Glückliches geschehen, und dann habe ich wieder eine Angst, als würde plötzlich ein unsagbares Unglück hereinbrechen. Vielleicht ist es nur die ungewöhnliche Unruhe, welche dem lang ersehnten Aufbruch vorausgeht, und ich hoffe, mit der Ruhe in Hof und Halle kehrt auch mir die Ruhe des Gemüts zurück!"

Des Junkers gutes, freundliches Gesicht hatte sich unter diesen Worten mit dunkler Glut gefärbt. Hätte Hedwig aufgesehen, so würde der Blick, welcher auf ihr ruhte, sie belehrt haben, wie weit der junge Mann davon entfernt war, den Sinn ihrer Worte

richtig zu deuten. Er war aufgestanden und ging unruhig und aufgeregt in dem schmalen Wege des Gartens auf und nieder, bevor er neben die Jungfrau trat. Er atmete tief und schwer. Sie sah ihn an und sprang auf; denn sie erkannte plötzlich, was sie längst hätte wissen können.

Abwehrend streckte sie die Hände aus, und ein angstvolles: „Nein, nein!“ kam bittend über ihre Lippen.

In der heftigen Aufregung, in welcher Baumbach sich aber befand, beachtete er diese Bewegung nicht, und ehe das Mädchen sich besinnen konnte, hatte er ihre Hände ergriffen und bedeckte sie mit so leidenschaftlichen Küssen, daß es ihr erst nach einer Weile gelang, sie ihm unwillig zu entziehen.

„Ihr vergeßt Euch, Junker!“ rief sie zürnend und trat zurück.

„Hedwig!“ stieß er verzweifelnd aus. Vor dem schmerzlichen Klang seiner Stimme entwaffnete sich ihr Zorn und mit ehrlicher Trauer sagte sie:

„Ihr habt mich mißverstanden, Junker, und ich Euch. Verzeiht mir, daß ich die Täuschung, der Ihr Euch hingabt, nicht bemerkte, sonst, ich bitte Euch, glaubt es mir, hätte ich uns beiden diese Stunde erspart! . . . Ich weiß, wie weh ich Euch thue,“ setzte sie leiser hinzu, als er nicht antwortete und bleich und in gebrochener Haltung vor ihr stand.

„Ich habe Euch mehr geliebt als mein Leben!“ stammelte er, fast betäubt von der furchtbaren Enttäuschung, auf die er nicht vorbereitet war, und die ihn wie Vernichtung traf.

„Zürnt mir nicht, Junker Heinrich,“ bat Hedwig, welcher die eingetretene Stille unheimlich wurde, nach einer Pause. Sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen. In dieser Ratlosigkeit trat sie dem Junker näher und legte leicht die Hand auf seinen Arm. Er zuckte unter der leisen Berührung zusammen.

„Ich habe Euch so sehr geliebt,“ klagte er; dann raffte er sich zusammen und setzte fester hinzu:

„Wohl fürchtete ich zuweilen, daß Ihr mich nicht liebtet, wie ich Euch, aber ich vertraute, daß meine warme Liebe die Eure gewinnen könnte und daß sie Euch nicht ganz wertlos erscheinen würde."

„Sprecht nicht so, Junker," rief Hedwig verweisend. „Ihr wißt, daß Ihr mir sehr wert seid; denn nur dadurch ließet Ihr Euch zu solchem Irrtum verleiten. Laßt mich Eure Freundschaft nicht verlieren; es würde mir wehe thun, sie zu entbehren."

„Und wollt Ihr nicht versuchen, mich nur ein wenig zu lieben?"

„Ich kann es nicht, Junker Heinrich; Gott ist mein Zeuge, ich kann es nicht!" stöhnte sie.

„Darf ich niemals hoffen, Euch zu gewinnen, Hedwig?" bat er und ergriff ihre Hand. „Laßt mir die kleinste Hoffnung, und sei es für die fernste Zeit."

„Niemals," erwiderte sie fest und schüttelte sanft das Haupt.

„So liebt Ihr einen andern? fragte er dringend.

Sie stand schweigend und sinnend einen Augenblick vor ihm; dann hob sie den Blick, und während eine zarte Röte ihr bleiches Antlitz überzog, sagte sie mit einer leichten Verwirrung:

„Vielleicht entschuldigt es mich in Euern Augen, Junker, wenn Ihr die Wahrheit wißt. Ja, ich liebe einen andern. Ich habe ihn geliebt, lange, bevor ich Euch gekannt, ja fast, seit ich zurückzudenken vermag."

„Den Junker von Rodenstein!" nickte der Knappe. „Ich habe es oft gefürchtet, wenn ich sah, wie er Euch liebt, und wenn ich erkannte, wie auch Euer Auge an ihm hing. Aber wenn ich dann sah, wie kalt und unfreundlich Ihr ihm begegnetet, so hoffte ich, mich geirrt zu haben, und gern glaubte ich, was ich so heiß wünschte."

„Ja," nickte sie, „ich that es und muß es ferner thun. Habt darum Mitleid mit mir, und wenn Ihr denkt, daß ich damit an dem Junker eine Sünde begehe, so wißt, daß ich Qual und Pein darum trage."

„Aber warum thut Ihr es?“ fragte Baumbach erstaunt.

„Weil ich muß,“ sagte sie kummervoll und trat wieder an den Tisch zurück. Des jungen Mannes Blicke folgten ihr. Mit dem Auge der Liebe erkannte er, wie sie litt. Er fühlte in diesem Augenblick die Kränkung kaum, die ihn getroffen, sondern nur den Wunsch, sie zu trösten, ihr zu helfen und Anteil zu bezeigen und er trat näher an sie heran.

„Hedwig,“ beschwor er sie, und in seiner Stimme lag alle Tiefe des Gefühls, das er ihr nicht zeigen durfte, „sagt mir, was Euch quält, laßt mich Euch helfen, vielleicht daß ich Euch raten kann. Beweist mir, daß ich wenigstens Euer Freund sein darf.“

Sie schüttelte den Kopf, und Thränen fielen aus ihren Augen, Thränen, die zu trocknen von nun an das brennende Verlangen seines Herzens wurde.

„Nur die heilige Jungfrau kann mir helfen,“ antwortete Hedwig, „und sie verschließt ihr Ohr meiner Bitte.“

„So erleichtert Euer Herz, indem Ihr einem andern Ohr vertraut, was Euch drückt. O Hedwig, wenn Ihr mir nicht gewähren könnt, was ich ersehne, so gewährt mir, Euer Freund zu sein, und so wahr mir Gott helfe, Ihr könnt in jeder Stunde Eures Lebens auf mich zählen,“ bat der Knappe aufs tiefste ergriffen.

Sie sah ihn zweifelnd an, aber der innige, flehende Blick seiner treuen Augen sagte ihr deutlicher als jede Versicherung, wie teuer ihm ihr Vertrauen sein würde, und benahm ihr den Mut, ihn zum zweitenmale durch eine Abweisung zu kränken. Ihr übervolles Herz sehnte sich nach Mitteilung, und dringend empfand sie den Wunsch, dem Knappen, den sie wert hielt, ihren Kummer auszusprechen.

„Es ist nicht viel, was ich Euch sagen kann,“ erwiderte sie zögernd, „und Ihr werdet mich vielleicht verachten.“

Sie verachten! Es fuhr dem Junker durch den Sinn, für welches Verbrechen, wenn sie es begangen, seine Liebe wohl

keine Entschuldigung finden würde, aber er schüttelte nur das Haupt ohne weitere Versicherung und sagte leise:

„Wagt's darauf hin und seid sicher, daß, wenn ich helfen kann, mir nichts zu schwer sein wird.“

„Ihr könnt es nicht,“ seufzte sie. „Wißt Ihr wohl, wie ich schon mit Gottfried Rodenstein als Kind bekannt wurde, wie uns herzliche Zuneigung verband, bevor wir beide wußten, was Liebe war, und wie ich vor der Abreise der Herzogin nach Brabant zu Frau Jutta auf den Schartenberg kam?“

Der Junker nickte zu den Fragen, und das Mädchen fuhr verlegen und hastig fort:

„Nun, dann laßt mich kurz sagen, was Euch zu gestehen beschämend ist. Ich glaubte zu bemerken, daß Götzens Liebe zu mir nicht Frau Juttas Billigung fand. Ich wußte, daß ihr die Art verhaßt war, in welcher mein Großvater auf dem Weißenstein seine Ritterrechte gebrauchte, und daß sie die Abstammung meiner Mutter aus einem reichen, polnischen Geschlechte nicht für ebenbürtig anerkannte. Oft hatten mich ihre Äußerungen und Herrn Stephans Neckereien bitterer gekränkt, als ich es zeigte, und vielleicht hat sie niemals gewußt, wie tief ich diese Dinge fühlte. Lange Zeit waren es zufällige Worte gewesen, da aber hörte ich eines Tages, wie sie mit dem Gemahl offen über Gottfried und mich sprach, und deutlich vernahm ich, daß sie meinetwegen sein häufiges Kommen nicht wünsche. Es waren harte, grausame Worte. Erlaßt mir, sie Euch zu wiederholen, denn sie sind demütigend für mich.“

„Ihr horchtet?“ rief der Knappe und sein Gesicht bedeckte sich mit dunkler Röte.

„Junker von Baumbach?“ schrie Hedwig auf. „Wie könnt Ihr das von mir glauben? Was that ich, daß Ihr so niedrig von mir denkt?“

„Nein, nein, das thue ich nicht, gewiß nicht,“ versuchte Baumbach sie zu beruhigen; „aber wie kam es, daß Ihr hörtet, was nicht für Euch bestimmt war?“

„Ich mußte glauben, wenigstens dachte ich es damals, es sei für mein Ohr bestimmt, und die Worte wären in der Absicht gesprochen, mich davon zu unterrichten, wie Frau Jutta denkt. Ach, ohne diese Überzeugung hätte ich nicht gethan, was ich that. Ich saß auf meinem gewohnten Platz im Söller, während Jutta mit dem Gemahle dicht neben mir im offenen Fenster lehnte, so daß ich jedes Wort hören mußte, welches beide zusammen sprachen. Als sie in das Turmgemach getreten war, hatte ich ihr durch die offene Söllerthür zugenickt, beide wußten, daß ich oft an diesem Platze zu sitzen pflegte, und konnten mich vom Fenster aus sehen, sobald sie nur den Kopf zur Seite wandten. Jetzt glaube ich wohl zuweilen, daß beide meine Anwesenheit nicht bemerkt hatten, damals aber war ich fest davon überzeugt."

„Aber was geschah, was Euch verhindert, dem Junker mit der Liebe zu begegnen, welche er von Euch fordert?" fragte Baumbach immer erstaunter.

„Gedemütigt in meinem Stolz durch Frau Juttas Worte verletzt in meinem Ehrgefühl von Herrn Stephans Scherz, daß meine Liebe leicht genug zu erkennen sei, unfähig zu jeder ruhigen Überlegung, eilte ich auf meine Kammer, und vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau gelobte ich dieser mit heiligem Eidschwur; niemals Gottfried von Rodensteins Werbung Gehör zu geben, wenn nicht Frau Jutta von Schartenberg mich selbst darum bitte, ihres Bruders Weib zu werden!"

„Das thatet Ihr?" rief erschrocken der Knappe, der wohl wußte, daß nach Brauch der Zeit die Schwester nicht für den Bruder warb, und wie unwahrscheinlich nach Frau Juttas Wesen solche vertrauliche Bitte war.

„Das that ich und noch mehr," entgegnete Hedwig. „Das war mir nicht genug; denn ich mißtraute meiner Festigkeit und gelobte weiter, weder durch Buße noch Beichte Befreiung von dem Gelübde zu suchen."

„Wie konntet und durftet Ihr solches Gelübde leisten, Jungfrau!" rief Baumbach erschreckt und vorwurfsvoll; denn

auch er hielt ein Gelöbnis an die Jungfrau für unverbrüchlich heilig, und sein ehrenhafter Sinn lehnte sich auf gegen das Unrecht, welches damit seinem Nebenbuhler zugefügt war. „Dachtet Ihr gar nicht an Rodenstein?“

„Nein, Junker Heinrich,“ rief das Mädchen und schlug die Hände vor die Augen, und der Knappe sah, daß ihr aufs neue Thränen zwischen den Fingern hervorperlten. „Ich dachte nicht an ihn. O habt Ihr Euch jemals elend, einsam und verlassen gefühlt, hat Euch niemals unverdiente Mißachtung getroffen, seid Ihr nie in den tiefsten, verborgensten, heiligsten Gefühlen Eures Herzens so verletzt gewesen, daß Ihr nichts mehr fühltet als diesen einen brennenden Schmerz, und habt Ihr niemals in der ersten Aufregung eines solchen Gefühls etwas gethan, was Euch reute? Dann freilich wißt Ihr auch nicht, wie ich es konnte und durfte. Aber glaubt nicht, daß die Strafe meiner Handlungen ausblieb. Zuerst freilich hielt der Trotz an, aber bald genug erwachte mein Gewissen, und ich erkannte die Sünde, welche ich gethan. Tag und Nacht weicht dies Bewußtsein nicht von mir, es raubt mir Ruhe und Frieden, verbittert mir jede Freude und macht mir alles zur Pein. Ein Unrecht häufe ich dabei auf das andere. Wie ich, nur an das denkend, was man mir zugefügt, Gottfrieds vergaß, so war ich auch achtlos im Verkehr mit Euch. Verzeiht mir und erkennt in dem Vertrauen, welches ich Euch bezeige, wie wert Ihr mir seid!“

Der Junker antwortete nicht. In seinem Herzen wogten so viele widerstreitende Gefühle auf und nieder, daß er vergebens nach einem Ausdruck suchte. Innigere Liebe denn je, Mitleid und das Bewußtsein, daß er weder raten noch helfen konnte, auf der einen, und das Gefühl des großen, unwiderruflichen Unrechts, welches an Gottfrieds Lebensglück begangen war, auf der andern Seite ließen ihn mit seinen Empfindungen nicht ins Klare kommen.

Einmal fuhr es ihm durch den Sinn, daß, wo für Götz

gar keine Hoffnung sei, sie für ihn mit der Zeit wohl erblühen könnte; aber er verwarf den Gedanken, der ihm unedel erschien und unehrenhaft gegen den Junker und die Maid. Er sann auf einen Ausweg, der ihm nicht einfiel, und traurig und kummervoll sah er auf die trotz alledem Geliebte hin. — Sie sah zu ihm auf.

„Nun wißt Ihr, daß mir niemand helfen kann als allein die heilige Jungfrau selbst," sagte sie.

„Die heilige Jungfrau selbst?"

„Ja, kann sie nicht die Herzen der Menschen lenken wie Wasserbäche und auch Frau Jutta jene Bitte in das Herz und auf die Lippen legen? Unablässig flehe ich darum zu ihr. — Und Ihr, Junker Heinrich, könnt Ihr mir nun vergeben, was ich gegen Euch gefehlt habe? Ach, gegen Euch geschah es unwissentlich!"

Der Junker ergriff ihre Hand und küßte sie mit feierlicher Innigkeit.

„Fortan werde ich täglich zur heiligen Jungfrau um dasselbe flehen wie Ihr," gelobte er ernst.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wenige Tage später hatten die zum Kriegsdienste versammelten Ritter mit ihrem Gefolge Stadt und Burg Kassel verlassen und sich mit dem im Werrathal vorrückenden Herzog von Braunschweig vereinigt. Mit raschen Erfolgen unterwarfen sie sich die Landschaft, und der Herzog besetzte das neu erworbene Gebiet mit hessischen Waffenträgern als Vögten, bevor er weiterrückte.

Die Berichte, welche nach Hessen gelangten, waren daher günstig; dennoch wollte eine recht zuversichtliche Stimmung nicht überall einkehren, und auf der Burg in Kassel war es fast allein der alte Landrichter, der heiter war. Die Eroberung des Blankenstein für Götz hatte ihn förmlich belebt, und die Sicherung seines künftigen Besitzes durch die Belehnung seitens des Landgrafen erschien dem erfahrenen Ritter so günstig, daß ihm das Aufgeben des freien Verfügungsrechtes dagegen gar nicht in Betracht kam.

„Kindern und Kindeskindern wird dadurch die alte Heimstatt bis in die fernste Zukunft erhalten,“ sagte er zu Werner Wenigen, dem als Bürger und Kaufmann natürlich die freie Beweglichkeit der Habe als erstes und vorteilhaftestes Besitzrecht erschien. „In Trutz und Schutz mit dem Landgrafen hoffe ich, daß Götzens Geschlecht mit dem Heinrichs wachse, gedeihe und sich ausbreite.“

„Geb's Euch Gott, Herr Hermann,“ antwortete Werner, „daß Eure Urenkel noch Euern Segen empfangen. Es ist eine

alte Verheißung für die Gerechten: daß sie sollen ihre Nachkommen blühen sehen und sich ausbreiten im Lande, welches uns der Herr, unser Gott, gab. Wenn wir auch nicht ausgezogen sind wie die Juden, uns das Land zu suchen, so sind wir doch ausgezogen uns den Fürsten zu suchen, und so dürfen wir auch billig auf einen Teil der alten Verheißung hoffen."

Der Ritter lachte.

„Wenn Ihr mir also die Ehre anthun wollt, Werner, mich als einen andern Moses zu achten, so bedenkt, daß diesem nur verheißen war, das gelobte Land von ferne zu sehen, und mich dünkt, das habe ich schon gethan. Mag der Weg dahin auch noch rauh und voll Gefahren sein, so hege ich doch die Zuversicht, daß wir auf dem rechten Wege sind und zu dem Ziele gelangen werden, welches Gott einem Volke ebenso gut wie dem einzelnen bestimmte."

„So habt Ihr Eure Meinung geändert? Glaubt Ihr, daß dieser Krieg uns nützt und daß es gelingen wird, Eisenach und Wartburg zu gewinnen?"

„Das sind zwei Fragen, die verschiedener Antwort bedürfen," antwortete der Richter. „Daß der Krieg uns nützen wird, hoffe ich; doch wird es in anderer Weise der Fall sein, als die Ausziehenden glauben. Auch ein Krieg muß das Band festigen, welches Fürst und Volk vereint. Er wird uns eine festere Zusammengehörigkeit lehren und uns gewöhnen, Gut und Leben nicht nur für den eignen Vorteil, sondern auch für das Wohl des Landes und unseres Fürsten Macht einzusetzen. Um ihn geschart, werden wir erkennen, daß unseres Herrn Ansehen unsere eigne Sicherheit mehrt. Der gemeinsame Kampf, die Entbehrungen und Gefahren machen uns wertvoller, was wir verteidigen, und was uns wertvoll ist, das werden wir lieben. Solcher Art sind die Güter und der Nutzen, den uns dieser erste Krieg für *unser* Land und *unsern* Fürsten bringen soll: treue Gemeinsamkeit! Daß es gelingen wird, Eisenach und Wartburg dauernd mit Hessen zu vereinen, glaube ich nicht und wünsche es heute

so wenig als zu jener Zeit, wo der Ritter von Bischoffshausen zum erstenmal für dies Verlangen der Herzogin sprach. Was soll uns jene Stadt und Feste? Uns nützt sie nicht, und für die Thüringe ist sie in unserer Hand eine beständige Drohung."

„Und doch stimmtet Ihr für Aufrechthaltung des Anspruchs der Herzogin und sprachet dafür, die Waffen zu erheben?"

„Gewiß that ich das; denn Stadt und Feste sind das Recht und Eigentum der Herrin, und der Markgraf hat zu schmachvoll gegen sie gehandelt. Wir dürfen nicht dulden, daß man unserer Fürstin solches ungeahndet bietet; wir müssen lernen, daß fortan ihre Ehre auch die unsere ist. Dann aber auch müssen die Ritter und Herren — und es sind nicht wenige, welche jenen Besitz für wertvoll für Hessen halten, — wissen, daß zu seiner Erhaltung alles aufgeboten wurde, was möglich war. Sonst würde Herz und Sinn bei jeder Gelegenheit sich wieder dahin wenden, bei jeder Widerwärtigkeit würde der Vorwurf erhoben werden, man habe allzuleicht einen Vorteil aufgegeben, dessen Wert die Reue alsdann noch übertreibt."

„So mag das Gottesgericht des Krieges entscheiden, was dem Lande frommt," sagte Werner aufstehend und dem Ritter die Hand zum Abschied reichend. „Sei es Sieg, sei es Niederlage, wir tragen's allesamt mit und für Herrn Heinrich!"

* * *

Wie von jeher, so pflegte auch jetzt Pater Walthalun, wenn er nach Kassel kam, auf der Burg einzukehren, und gern lauschten Jutta und Hedwig den Gesprächen der beiden so ungleichen edeln Männer. Alles, was im Reiche und sonst in der Welt geschah und wovon Kunde nach der großen Abtei Hasungen drang, berichtete der Pater getreulich am Feuersitz in der Halle; so erfuhren die Frauen von allen Dingen, welche auf den einsamern Burgen des Landes nicht besprochen wurden, und reicher erschlossen sich ihnen die Zustände der Welt. Auch von dem, was einst gewesen, wußte der gelehrte Pater aus Büchern zu erzählen, und die Jugenderlebnisse Romrods, die letzten Kreuz-

züge, die Kämpfe der Waldenser, sowie die Vorzüge und Verirrungen ihrer Lehre gaben Gelegenheit zu vielfachen Gesprächen.

Den Pater hatten die Jahre wenig verändert. Noch immer war er lebhaft und geneigt, seine Meinung mit Heftigkeit zu vertreten; aber so edel war sein Denken, so rein sein Empfinden, daß schwerlich jemand lange verletzt sein konnte von den Ausbrüchen seines schnell aufflammenden und schnell verfliegenden Zornes.

Selten konnte er mit dem Ratsherrn zusammen treffen, ohne in Streit mit ihm zu geraten; aber wenige Männer schätzten sich gegenseitig höher als diese beiden.

Mit inniger, rührender Liebe hing er am jungen Landgrafen und an Götz, deren beider Erziehung er zum teil geleitet; es erfüllte ihn mit Genugthuung, wenn er einzelne rühmliche Züge hervorheben konnte, die für das besondere Wesen der beiden bezeichnend waren.

Über den Krieg gegen den Markgrafen dachte er als Mönch und daher anders als der Ritter. Glühend wünschte er, daß die Stätten, welche ihm durch das Leben der heiligen Elisabeth geweiht erschienen, dem Lande Hessen angehören möchten. Für die Einwände Romrods war er unzugänglich; denn wo die Kirche in Betracht kam, hörte für ihn jede Berechtigung weltlicher Denkungsart auf. Er war wie Velsbach fest überzeugt, daß Elisabeth durch ihre Fürbitte bei Gott den Krieg zu Gunsten Hessens entscheiden würde, und die raschen Erfolge des Heeres im Werrathale schienen auch längere Zeit hindurch seine Meinung zu bestätigen.

Da langte im Herbst die Nachricht an, daß die Stadt Kreuzburg den Angriff des Herzogs abgeschlagen, und daß dieser sich anschicke, den wohlbefestigten Ort zu belagern.

Bei den unzugänglichen Angriffsmitteln damaliger Zeit war das eine schwere Aufgabe. Die festen Mauern und Wälle machten eine Einnahme mit den Waffen fast unmöglich; ihre günstige Lage an der Werra, die nicht leicht ganz abzusperren

war, erschwerte ihre Bezwingung durch Hunger, und so blieb fast nur die Hoffnung, durch Ausdauer und List die Stadt zu überwältigen. Aber eine wohl vorbereitete, gut verteidigte Stadt konnte eine Einschließung viele Monate aushalten, und oft waren die Anstrengungen und Entbehrungen der Bedränger größer als die der Bedrängten. Von feindlicher Bevölkerung umgeben, hatten jene zuweilen Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln zu leiden; dazu nötigten die häufigen Ausfälle der Besatzung sie zur größten Wachsamkeit bei Tag und Nacht, und selbst ihr Lager war an vielen Stellen durch die Steinwürfe aus den großen Bliden der Türme gefährdet. Dagegen gab es weder Schutz noch die geringste Gegenwehr; denn eine Einschließung außerhalb des Bereichs der Wurfgeschosse hätte die eignen Waffen unwirksam gemacht, und auch ein größeres Heer erfordert als dasjenige war, über welches der Herzog verfügte.

Solche oft Monate andauernde Gefahren, Entbehrungen und Verluste erklären einigermaßen die Grausamkeit, mit der man häufig in endlich eroberten Städten verfuhr, und machen die Erbitterung der Sieger eher begreiflich. Es war daher natürlich, daß die Nachricht dieser Belagerung überall Schrecken verbreitete und die Hoffnung auf ein rasches Ende des Krieges herabstimmte.

Was noch an waffenfähigen Knechten im Lande entbehrlich war, zog dem Heere zu; auch die Herzogin und der Landgraf eilten in die Nähe, um durch ihre Anwesenheit den Mut und die Ausdauer der Truppen zu heben; denn mehr als Tapferkeit mußte hier Geduld nützen. Der Landgraf weilte oft im Lager und nahm auch mehrmals teil an Gefechten. Auch die Herzogin selbst war zuweilen im Verkehre mit dem Herzog Albrecht und ihren vertrauten hessischen Rittern gesehen worden, aber keiner der Mannen und wenige der Herren nur kannten die Burg, auf der sie mit dem Sohne und einigen Getreuen, unter denen auch die beiden Knappen Rodenstein und Baumbach waren, verweilte. Durch das Land ging die Sage, der Markgraf von

Meißen trachte dem Kinde von Hessen nach dem Leben, und wenn auch Heinrich der Erlauchte solches gewiß niemals im Sinne getragen, so erschien doch Vorsicht geboten.

Spärlich und spät kam Nachricht von dem, was beim Heere geschah, auf die Burg nach Kassel; aber die Stadt selbst hatte Bogenschützen entsandt, und Hedwig kannte bald alle Bürger und Hausväter, deren Söhne oder sonst Angehörige mit ausgezogen waren. Selbst Jutta zeigte einen Anteil an dem, was durch diese aus dem Lager verlautete, den sie zu anderer Zeit für die jungen Gesellen wohl schwerlich gehegt hätte. Dieselben hatten einen Boten mit genauen Berichten an den alten Schöffen gesandt, und bei diesem erfuhren die Frauen, wie die Haufen der Belagerer um die Stadt herlagen. Jutta hatte den Erklärungen so aufmerksam gelauscht, daß sie abends in der Halle dem Großvater und Walthalun, der eingekehrt war, ein Bild der Lage zu geben vermochte. Einige Kreidestriche, welche der alte Ritter mit Hilfe seiner Erfahrungen auf den großen Eichentisch zog, dienten zu größerer Deutlichkeit, und es erschien Jutta tröstlich, so im Geist die Stelle zu kennen, wo der Gemahl und die andern Freunde und Genossen sich befanden.

Auf einem Hügel, der zwischen Werra und Issa eine weite Aussicht auf die Stadt gewährte, waren Albrechts Zelte errichtet, und weiter rückwärts zogen sich die Gassen seiner Haufen, während die Bogenschützen von Kassel und Gudensberg davor und am Hügel abwärts lagen und den Zugang von dieser Seite sicherten. Fleißig — so hatte der Bote berichtet — lagen sie, von großen Holzschilden oder den Unebenheiten des Bodens gedeckt, im Hinterhalt, um den verwundenden Pfeil von der Senne zu schnellen, sobald sich ein Kopf über den Mauern sehen ließ. An ihrer Seite, oberhalb der Stadt, lag bis dicht an die Werra heran, die berittene Schar Stephan Schartenbergs, dessen Zelt die leicht von Fichtenzweigen erbauten Hütten seiner Mannen umgaben. Nach der andern Seite schlossen sich abwechselnd hessische und braunschweigische Haufen den Bogen-

schützen an und lehnten sich unterhalb der Stadt wieder fest an das Ufer der Werra. Hier hatte der Landrichter Werner von Bischoffshausen den Oberbefehl, während Konrad von Elben die Mitte des Lagers deckte und hier auch die Mannen von Romrod und Rodenstein unter seinem Befehle hatte.

Es war zwar einigemale gelungen, die zum Zerbrechen der Mauern dienenden großen Holzgerüste aufzurichten, in denen mächtige Eichenstämme, in schweren Ketten hängend, mit starken Schwingungen gegen die Mauer gestoßen wurden; allein bevor man damit einen Erfolg hatte erreichen können, waren durch wohlgezielte Steinwürfe der Bliden die mühsam aufgerichteten Bauwerke immer wieder zerstört.

Mit fortschreitender Jahreszeit wurden der Mangel und die Entbehrungen im Lager größer; aber auch in der Stadt schien der Mut des Widerstandes zu erlahmen. Der Wachtdienst auf den Wällen und Türmen geschah nicht mehr so aufmerksam als in den ersten Wochen, und die Kundschafter, welche Elben nächtlich unter die Mauern der Stadt sandte, berichteten, daß die Schritte der Wächter auf den innern hölzernen Umgängen jener immer nur vereinzelt zu hören seien. Die Bürger hatten sich an die Gefahr gewöhnt und vertrauten der Stärke ihrer Befestigungen. Darauf gründete der Herzog seinen Plan.

Er versammelte die vornehmsten Ritter des Lagers in seinem Zelte und teilte ihnen mit, daß er in einer der nächsten Nächte einen Schlag gegen die Stadt zu führen gedenke, und gab den Herren auf, zu diesem Zweck die Mannen aus den entfernter liegenden Zelten dichter nach beiden Enden der Stadt zusammen zu ziehen, die Lagerhütten aber stehen zu lassen; auch die Feuer abends zu entzünden, damit man in der Stadt keine Veränderung bemerke. Die Rosse sollen thunlichst nach der Mitte des Lagers zusammen gebracht werden. Albrecht ersuchte die Ritter, ihre Mannen zu Fuß und in leichter Rüstung bereit zu halten. Schweigend empfingen sie die Befehle des Fürsten, und nur einer der Anwesenden bat um Mitteilung des ganzes Planes,

der Herzog lehnte diese Zumutung jedoch ab und winkte Entlassung. Nur seine vertrauten Räte Elben, Bischoffshausen und Schartenberg hielt er zurück.

„Dicht am Ende der obern Stadt,“ teilte er ihnen mit, „wo zwischen dem festen Turme, der Werra und der Mauer der Wall in eine so schmale Spitze ausläuft, daß kaum drei Mann Raum zum Stehen hintereinander finden, haben meine Knechte in der Mauer eine schadhafte Stelle entdeckt, welche von der Stadt her nicht sichtbar ist. Geschützt von einem weit vorspringenden Pfeiler des Turmes, haben sie da nächtlicher Weile so viele Steine losgebrochen, daß es nur noch geringer Anstrengung bedarf, um mit einigen kräftigen Stößen fester Stämme einen Teil der Mauer nach innen zu werfen, um uns so einen Weg in die Stadt zu bahnen. Mit solcher Arbeit sind meine stiernackigen Sachsen vertraut, und werden sie schnell und sicher vollbringen. Was aber dann zu thun ist, kann nur durch rasche, besonnene Männer geschehen und ist auch für diese gefahrvoll. Ich erbitte mir daher Euern Rat, Ihr Herren, ob wir das Unternehmen wagen sollen; doch müßt Ihr bedenken, daß wir keine Aussicht haben, die Stadt je durch Hunger oder offene Gewalt zu bezwingen.“

„Was ist da also zu bedenken, Herr?“ rief Bischoffshausen. „Wenn Eure Sachsen uns die Stadt öffnen, wollen wir sie schon nehmen.“ Elben nickte zustimmend, und Schartenbergs Augen erglänzten, aber er hielt sich bescheiden zurück.

„Vieles ist zu bedenken,“ antwortete der Herzog. „Wie ich Euch schon sagte, das Unternehmen ist nicht nur gefahrvoll, sondern wir haben auch, wenn es uns mißlingt, keine weitere Hoffnung eines Sieges. Der Turm dicht neben der Bresche muß wegen seiner Lage stark sein. Verrät uns das kleinste Geräusch, bevor die Mauer gefallen und die Mannen eingedrungen, so sind wir gescheitert. Es ist unmöglich, von dieser Seite her die Stadt mit einer größern Macht anzugreifen. Es gilt also, mit wenigen entschlossenen Mannen einzudringen und jeden Widerstand, der sich findet, niederzuwerfen, um so schnell wie möglich das Thor

am Ende der Stadt zu gewinnen, die Wache zu überwältigen und dort den Eingang für die Unsern zu öffnen."

Die Ritter überlegten, dann sagte Elben:

„Laßt mich das Wagstück versuchen, Herr! Ich hoffe, es wird mir gelingen."

„Ihr müßt vor allen Dingen vollkommen sichere Knechte dazu haben, die Euerm Befehl gehorchen und nicht etwa versuchen, in die Häuser einzudringen."

„Es sind lauter erprobte Mannen, die ich führe," erwiderte der Ritter. „Sie gehorchen meinem Winke und haben seit manchem Jahre sich gewöhnen müssen, ihre Gelüste nach Beute im Zaum zu halten, bis ich selbst ihnen die Erlaubnis gebe, das Recht des Siegers zu gebrauchen."

„Ich dachte es, daß Ihr Euch erbieten würdet, Herr Ritter, und vertraue Euch gern das Wagnis. Schlagt aber meine Warnungen nicht in den Wind und sucht Euch unter Euern Braven diejenigen aus, von denen Ihr wißt, daß sie auch einen Schwertstreich oder Stoß hinzunehmen verstehen, ohne ihn zu erwidern. Tapfere, die jeden Schlag, den sie empfangen, erst zurückgeben wollen, könnt Ihr auf diesem Gange nicht gebrauchen. Vergeßt in keinem einzigen Augenblick, daß es vorerst nur gilt, das Thor zu erreichen, bevor sich Bürger zu seiner Verteidigung sammeln konnten. Die Wache wird leicht dreißig Mann betragen. Ihr könnt höchstens mit ebenso vielen eindringen und müßt auf Verluste gefaßt sein."

„Sorgt nicht darum, edler Herr. Ich weiß, um was es sich handelt, und wenn Eure Mannen die Mauer so geschickt brechen, daß, bevor sie stürzt, kein Lärm entsteht, so werde ich die Meinen so leise durch die Gassen führen, daß uns die Thorwache nicht bemerken soll, bevor wir unsern Kriegsruf ihr ins Ohr geschrieen."

„Ich selbst werde Euch den Rücken decken. Denkt aber daran, daß wir auf Seite der Bresche nur wenige Mannschaft hinüber zu bringen vermögen, daß Ihr daher von dieser Seite nicht auf

Hilfe rechnen könnt'. Seht Euch auch den Graben genau an. Er kann an dieser Stelle nur schwer durchwatet werden, obgleich er schmal ist; auch sind seine Wände so steil, daß Ihr für geschickte Kletterer und Stricke sorgen müßt. Der schmale Wall unter der Mauer bietet so wenig Raum, daß ein Teil der Leute sich am Grabenrande halten muß, bis die ersten hinein sind."

„Das macht mich nicht besorgt. Meine Knechte haben steilere Wände erklettern und tiefere Gräben durchwaten müssen, wenn es in unserm Berglande galt, eine hochgelegene Burg zu ersteigen."

„Nun wohl! So öffnet das Thor so rasch wie möglich der Schar, mit welcher Ihr, Herr Werner von Bischoffshausen, eindringen werdet, die Stadt in Besitz zu nehmen. Seid auf Euern Posten, Ihr Herren, wenn das Zeichen ertönt und die Stunde da ist. In der ersten dunkeln Nacht, die anbricht, gedenke ich den Tanz zu beginnen, der den Bürgern wenig Lust bereiten wird." Der Herzog erhob sich. „Wählt also Eure Helden sorglich aus, Ritter von Elben," mahnte er nochmals, „und laßt noch einen andern Ritter dabei sein, damit die Schar nicht des Befehlshabers entbehrt, wenn ein Pfeil oder ein scharfer Schwerthieb gut gezielt trifft. Auf den Führer so kühner Eindringlinge werden die erschreckten Bewohner zuerst ihre Waffen richten, aber die Gefahr mindert sich, wenn sie sich verteilt."

„Laßt mich Euer Gefährte sein, Konrad," rief Stephan Schartenberg und trat näher hinzu. „So manche Ehre, die Euch allein gebührte, habt Ihr mit mir geteilt, laßt mich nun auch einmal eine Gefahr mit Euch teilen!"

„Müßte ich sie an meiner Seite für größer erachten, als anderswo, Stephan, so würde ich Euch an Euern Gemahl mahnen und Euch erinnern, daß ich ein einsamer Mann bin. Ihr aber würdet doch die Stelle suchen, wo es für Euer Schwert die meiste Arbeit giebt, und ich kämpfe gern mit

dem Freunde neben mir; drum sei es, wie Ihr wollt," antwortete Elben und schlug in die dargereichte Hand des Ritters ein.

* * *

„Könnt Ihr einen sichern Mann entbehren, Stephan, der sich klug durch die feindlichen Späher zu schleichen vermag?" fragte Elben den Ritter, als die beiden später durch die langen Zeltreihen längs des Grabens hinschritten. „Ich möchte der Herzogin Botschaft von dem, was hier vorgehen soll, senden, kann aber keinen meiner Knechte missen. Der Bote muß klug und verschwiegen sein; denn es ist ratsam, den Aufenthaltsort Frau Sophiens und des Landgrafen geheim zu halten."

Schartenberg sann einen Augenblick nach, bevor er antwortete.

„Mein Marschall Odo würde die erforderlichen Eigenschaften haben. Ich habe ihn jedoch nach Eisenach an Velsbach gesandt und erwarte ihn erst morgen abend zurück. Wann gedenkt Ihr den Boten abzusenden?"

„Er muß sich bereit halten, damit er, wenn wir aufgebrochen sind, beim ersten Schimmer des Tages abreitet. Drei Stunden führt ihn sein Weg meist durch Wald im engen Thal der Iffa hinauf, dann wendet er sich steil um den Bergkegel herum bis zu der Höhe, wo auf dem Brandenfels die Herzogin und der Landgraf im Schutze des Ritters von Boineburg sicher weilen."

„Sie ist wohl geborgen da oben," bestätigte Stephan. „Dennoch meine ich, sie wäre besser ruhig in Marburg geblieben. Auch auf der Burg in Kassel wäre sie inmitten treuer Hessen sicher gewesen. Es war des Landgrafen dringender Wunsch, sie möchte das thun und ihn mit ausziehen lassen; aber sie hat keine Liebe zu der alten Stätte, und die kleine Stadt mit ihrem winkligen Gewirr von Gassen ist ihr verleidet."

„Ihr Herz hängt an Eisenach und noch mehr an der Wartburg, wie ja natürlich ist; auch in Marburg fühlt sie die Verknüpfung mit ihrem Geschlecht. Dagegen vermißt sie diese in Kassel; der Ort ist ihr neu, sie fühlt sich fremd dortselbst und das Gefühl der Zugehörigkeit läßt sich nicht erzwingen. Daß sie nicht in Marburg verblieb, war klug. Der Erzbischof von Mainz übt starken Einfluß auf die deutschen Herren von St. Maria, mit denen sie sich ebensowenig verfeinden will, als sich oder den Landgrafen deren Vormundschaft unterwerfen. Zu dem einen oder andern dürfte es aber leicht kommen, und das würde die Schwierigkeiten vermehren. Deshalb that sie recht, von dort fortzugehen, und auch, daß sie ihren Aufenthalt geheim hält, muß ich loben."

„Ihr glaubt doch nicht an die Sage, der Markgraf trachte dem Kinde von Hessen nach dem Leben?" rief Stephan mit Entrüstung.

„Gewiß nicht," entgegnete Elben rasch, „so tief ist der erlauchte Heinrich nicht gesunken. Daß man es ihm aber im Volke zutraut, kann Euch Beweis dafür sein, wie viel sein treuloses Verhalten in Eisenach ihm geschadet hat. Und wahrlich, es ist dem stolzen Herrn nicht leicht geworden. Ich sah wohl, wie die Scham ihm die Röte ins Gesicht trieb, da er dem Drängen seiner Ritter nachgab. Fast bewegte Mitleid mir das Herz, als ich sah, wie er, der so gern frei und stolz sein Haupt erhebt, meinem Blicke auswich."

„Mitleid mit ihm, der vor unser aller Augen und Ohren den Treubruch beging?" rief Stephan verächtlich.

„Er vermeinte, damit dem Thüringerlande die Treue zu halten. Ach, Stephan, wenn Ihr mehr mit den Großen dieser Welt verkehrtet, würdet Ihr wie ich erkennen, wie schwer der Zorn der Heiligen, vielleicht als Sühne für ihre Erhebung auf den Fürsten liegt. Selten können sie echte Mannestreue halten. Wollen sie dem einen gerecht sein, so müssen sie dem andern ungerecht werden. Fast niemals vermögen sie zu er-

füllen, was sie vor Jahren mit ehrlicher Meinung gelobt; denn ihre Gedanken müssen sich wandeln wie die Zeit. Nach anderm Maße wie uns werden die Himmlischen dereinst die Gewaltigen der Erde richten, welche nicht die Freiheit der einfachen Ritter haben, sich selbst getreu zu bleiben. Glaubt mir, die Herzogin hatte gutes Recht, dem Manne von Meißen zu vertrauen, aber sie vergaß, daß derselbe auch Markgraf und beliehener Erbe von Thüringen war und daß niemand zweien Herren dienen kann, sondern daß er dem einen anhangen muß und den andern verachten, wie Graf Elger von Hohenstein sagte."

„Aber jetzt mißtraut sie ihm um so mehr und schenkt jenem Gerüchte Glauben. Niemals noch sah ich sie so besorgt um die Sicherheit des Sohnes."

„Nein," gab Elben mit einiger Heftigkeit zurück, „so niedrig kann sie von dem Manne nicht denken, den sie einst so hoch hielt. Daß dies Gerücht sie mit Sorge erfüllt, glaube ich; denn leicht kann es einen der treulosen Gesellen aus den Haufen der Fahrenden zu dem Glauben verleiten, er könne sich klingenden Dank beim Markgrafen verdienen. Könnte man nur die Künste und Späherdienste dieses lästigen Gesindels beim Heere entbehren!"

„Sie sind ganz unentbehrlich," sagte Stephan. „Auch in ihrem wüsten Haufen habe ich schon Männer und Frauen gefunden, die ihre Zusage hielten."

„Dann war es ihr Vorteil, aber nimmermehr Liebe zur Ehrlichkeit."

„Wäre es nicht einem Wunder gleich, wenn diese Unglücklichen, denen niemand Treue hält, ihr Wort hielten? Wie sollten die nicht ihre Hand erheben, gegen die jedermanns Hand erhoben ist. Und doch, Konrad, Euch und mir haben sie schon ehrlichen Dienst geleistet."

„Ha," lachte Elben, „weil sie wußten, wie weit mein Arm reicht."

„Nein, weil sie wußten, daß auch Ihr und ich ehrlich gegen sie handeln würden. Laßt mir den Glauben!"

Unter diesen Gesprächen hatten die Ritter einen großen Teil des Lagers durchschritten, in welchem der wüste Lärm des kriegerischen Lebens unangenehm und betäubend auf sie eindrang. Um die Feuer saßen, lagen und kauerten in allen Stellungen gewappnete Knechte, schwangen die Wein= und Würfelbecher mit Geschrei und zankten unter Flüchen und wilden Drohungen um Gewinn oder Verlust. Andere lagen daneben, in ihre weiten, braunen Wollenmäntel eingehüllt, und schliefen so fest, als herrsche die tiefe Stille eines traulichen Gemaches um sie her. Ermüdung und Gewohnheit sind zwei gute Gesellen, die vereint sich ihr Recht zu verschaffen wissen und das Behagen zu entbehren verstehen. Laut singend und halb trunken, taumelten Reisige durch die Gasse, welche zu den Hütten der Spielleute führte. Ritter und Knappen, die weiten Mäntel über dem Waffenkleide, um unerkannt zu sein, gingen denselben Weg, der in eine tiefere Senkung des Thales führte, in welcher die Fahrenden ihren Platz noch durch Karren, Wagen und Verhaue von rohen Stämmen befestigt hatten. Sie waren unehrliches Volk, ein Haufen wüsten Gesindels, standen außerhalb des Schutzes der Gesetze und mußten selbst für ihre Sicherheit sorgen, da ihnen der Heerhaufen, dem sie gleichwohl unentbehrlich waren, eine solche nicht angedeihen ließ. Bei ihnen herrschte zu allen Tages= und Nachtstunden ein tolles Treiben, und die wildesten Ausschreitungen des Lagerlebens machten sich hier breit.

Der Lärm des Platzes, Gesang und rohes Gelächter, dazwischen die schrillen Töne der Pfeifen und Fiedeln, drang weithin hörbar durch die Nacht, und beim rötlichen Scheine der Flammen sah man Männer und Weiber in abenteuerlichem Putz mit wilden Sprüngen um die Feuerstätten tanzen.

Die Ritter wandten sich seitwärts und bogen höher am Hügel hinauf in die stillern Gassen, wo zwischen den Hütten

von Baumzweigen Schartenbergs Zelt stand. Vor demselben war neben Stephans Pferden auch Elbens Roß angepflockt; den Kommenden trat einer der Troßknechte entgegen und berichtete: der Ritter von Bischoffshausen sei hier gewesen und lasse den Landrichter bitten, ihn zu erwarten.

„So tretet bei mir ein," nötigte Stephan. „Erquickt Euch mit einem Becher Wein und laßt uns unser Vorhaben noch einmal als gute Gesellen beraten."

Elben kam der Aufforderung nach. Er bückte sich, um unter dem Leintuche, welches Schartenberg hoch hielt, in den bescheidenen Raum einzutreten, der dem Ritter zur Wohnung diente.

Es war zu später Nachtstunde, als Bischoffshausen endlich kam und das vertrauliche ernste Gespräch der beiden Ritter unterbrach.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wenige Tage später war der Mond vom Himmel verschwunden, und dunkle Nächte waren eingetreten. Das Wetter, welches bisher heiter und ruhig gewesen, hatte sich geändert und zeigte die ganze Rauheit des späten Herbstes. Der Wind trieb schwere Wolkenmassen heulend vor sich her, und wenn er aufhörte, sie in rasender Eile über die Erde dahin zu fegen, so entsandte ihr dunkler Schoß Ströme von Regen, der die leichten Hütten und Zelte der Belagerer durchdrang, ihre Feuer löschte und die Unbehaglichkeit steigerte.

Dennoch erhob sich unzufriedenes Murren, als Bischoffshausen den Befehl zur Räumung der letzten Hüttenreihen gab. Man wollte nicht alle Entbehrungen so lange willig getragen haben, um nun bei den ersten Unbilden des Wetters unrühmlich abzuziehen.

Aber der Ritter beachtete dies nicht. Er zog die Scharen in gedrängtem Haufen dichter an dem abwärts gelegenen Thore zusammen und ließ nur die Pferde mit den nötigen Knechten im mittlern Lager stehen. Das sah freilich nicht wie Abzug aus, und williger folgte man seinen Anordnungen.

Die Bewegung war so vorsichtig ausgeführt worden, daß man sie in der Stadt nicht bemerkt zu haben schien. Die Feuer wurden wie immer entzündet, und das Lager bot, aus der Entfernung gesehen, den gewöhnlichen Anblick.

Mittlerweile hatte auch Elben seine sorgfältig ausgewählten Mannen im Schutz des frühen abendlichen Nebels gesammelt. Schartenberg und der braunschweigische Ritter Wilke von Bodenhausen, ein beherzter Mann, der die Sachsen befehligte, schlossen sich ihm an. Als die Dunkelheit vollständig niedergesunken war, begannen die kühnen Männer ihr gefahrvolles Werk. Nur vom Scheine der etwas weiter vorgerückten Wachtfeuer geleitet, stieg Elben zuerst selbst den steilen Rand des Grabens hinab und klomm mit Gewandtheit an der andern Seite hinauf, um zu beobachten und zu erhorchen, was hinter der Mauer in der Stadt vorging. Alles war ruhig, und er vernahm kein Anzeichen einer Gefahr, und so folgten ihm die breitschulterigen Niedersachsen mit den schweren Eichenstämmen, welche ihnen zum Durchbrechen der Mauer dienen sollten. Mit einer Geschicklichkeit und Behendigkeit, wie Elben sie noch nicht gesehen, schleiften, schoben und zerrten sie die Stämme hinab und wieder hinauf. Doch war es unmöglich, jedes Geräusch dabei zu vermeiden. Mehrmals mußte der dicht an der Mauer horchende Ritter das verabredete Zeichen zum Stilliegen geben, weil sich die Schritte des Wächters hören ließen, der auf der Holzgallerie der innern Mauer herankam. Er mochte ein Geräusch vernommen haben; denn zweimal beugte er sich über die Zinnen herab und leuchtete mit seiner Harzfackel auf den schmalen Wall hinunter, auf dem Elben im Schutz eines Pfeilers stand. Es waren bange Minuten für die Männer, welche im Graben und am steilen Rande desselben hingen, sowie für den Ritter, der jeden Augenblick entdeckt zu werden glaubte. Aber der Sturm heulte und pfiff sein unheimliches Lied und wehte die Flamme der Fackel unsicher hin und her, so daß Schatten und Licht in Bewegung gerieten und nichts erkennen ließen.

Der Mann schritt hinweg. Er mußte nichts bemerkt haben; denn es blieb still in der Stadt. Während der Pausen, in denen der Sturm ruhte, konnte Elben das Reden und Lachen der Beatzung im Wachtraume des Turmes hören. Sein Auge hatte sich allmählich an das Dunkel gewöhnt, alle seine Sinne waren

angespannt, und vorsichtig gab er den Gefährten die notwendigen Zeichen.

Am äußersten Grabenrande, flach auf der Erde liegend, mußten die tapfern Männer mehrere Stunden ausharren, bis alle glücklich hinüber, und die nötigen Vorbereitungen der Braunschweiger getroffen waren. Schartenberg hatte sich neben Konrad gestellt und hielt dessen Hand gefaßt. Beiden schien es fast unmöglich, daß das Geräusch einer fallenden Kette nicht in der Stadt gehört worden sei, zumal der Sturm gerade schwieg. Mit einem Händedruck hatten sich die Ritter verständigt, was auch geschehen möge, den Durchbruch nun um jeden Preis zu versuchen. Es blieb indessen ruhig hinter der Mauer, und die schweren Stämme lagen endlich richtig in den starken Ketten, in denen die Knechte sie rüstig hin und her schwangen. Durch die Schwere des Holzes waren die Ketten straff angespannt, so daß sie nicht klirrten, und das Geräusch, welches durch ihre Bewegung erklang, tönte nur wie verstärktes Heulen des Sturmes. Die Schwingungen wurden nach und nach weiter und gleichmäßiger, wie wenn eine schwere Glocke angezogen wird, bis sie mit mächtig erschütterndem Stoß gegen die Mauer anprallten. Dicht neben der Stelle, wo sie getroffen wurde, standen die Ritter mit dem gezogenen Schwert in der Hand und ihren Knechten hinter sich, bereit, den Sprung in die feindliche Stadt zu thun, sobald die Öffnung groß genug sein würde, sie hindurch zu lassen. Es war nur ein Augenblick furchtbarster Spannung, dann kam die Entscheidung.

Mit entsetzlichem Krachen stürzte schon nach wenigen Stößen ein Teil der Mauer ein und riß die Holzgallerie, welche unter den Zinnen lief, so glücklich mit herab, daß der Wächter, welcher von der andern Seite kam, die Kluft nicht überspringen konnte, um die Nachricht von dem Geschehenen in den Turm zu rufen.

Freilich hatte man auch hier das entsetzliche Getöse gehört, aber im ersten Schrecken nicht gleich richtig begriffen, daß mit dem Einsturze der Mauer ein feindlicher Überfall verbunden war. Ehe die Besatzung recht zur Besinnung kam, hatten die Einge-

drungenen die Gasse gewonnen und eilten beflügelten Schrittes mit hochgeschwungener Waffe dem fernen Thore zu.

Schauerlich erklangen die Rufe zur Wehr und Verfolgung durch die wilde Nacht; aus allen Häusern eilten Bewaffnete, warfen sich den Vordringenden entgegen und versuchten mit verzweifelter Tapferkeit, an der zerbrochenen Mauer die Eindringenden in den Graben zurückzuwerfen. Wie oft ihnen das auch gelang, so mußten die tapfern Bürger doch weichen, als nach einer Stunde wahrhaft heldenmütiger Verteidigung Bischoffshausen auch von der andern Seite vordrang und mit seiner Übermacht jeden Widerstand niederwarf.

Es war ein grauenhaftes Bild der Verwüstung, welches der trüb und unheimlich heraufdämmernde Morgen beschien. Verwundete und Sterbende lagen in den blutgedrängten Gassen und jammerten vergebens um Hilfe. Die Thüren der Häuser waren erbrochen, die Fenster eingeschlagen, der Hausrat lag zertrümmert umher. Weder Weiber noch Kinder waren von Mißhandlungen verschont geblieben, und ihr Weinen und Wimmern klang herzzereißend in die Ohren der Männer und Väter.

Das war so das gewöhnliche Schicksal einer eroberten Stadt, und keiner der Ritter und Anführer hatte die Macht oder auch nur den Willen, der Plünderung Einhalt zu thun und die Grausamkeiten zu verhindern. Ungerührt und mit reicher Beute beladen, gingen die Sieger an den bejammernswerten Einwohnern vorüber, die elend, mißhandelt und verstümmelt auf den Schwellen ihrer brennender Häuser lagen und deren Hilfeflehen ungehört verhallte.

Bleich, voll Gram und Entsetzen in seinem edlen Gesicht, ging Elben an der Seite eines Mönches über den Platz, auf dem die alte Kirche stand. Zwischen Fliehenden, Verwundeten und Toten, Herdenvieh, zertrümmertem Hausrat, Karren, Reitern und Bewaffneten im wüsten Durcheinander, umhüllt von dem Qualm der ringsumher brennenden Häuser, gefährdet von den stürzenden Balken, bahnte er sich mühsam den Weg zu einem

Hause an dem entfernt liegenden Thore. Sein Herz erbebte vor dem Elend, auf welches hier überall sein Blick fiel, und doch waren die Greuel der Verwüstung nicht schlimmer, als er sie im Krieg zu schauen gewohnt war. Schon oft war sein Fuß leicht über Blutlachen hinweg geschritten, und sein Auge hatte sich ruhig von den Verstümmelten abgewandt, die um den letzten Todesstoß flehten. Damals war sein Herz ihm leicht gewesen und im Gefühle eigner Kraft und Gesundheit hatte er über die schweren aber unabänderlichen Folgen des Krieges nicht lange getrauert. Man sieht leichter auf fremdes Leid, wenn keine Sorge und kein Gram das eigne Herz bedrückt. Auch er hatte schon aus Wunden blutend, ermattet, kraftlos und lechzend dagelegen, dem ernsten Tode ins Auge geschaut und in der Qual des Schmerzes sich nach der barmherzigen Hand gesehnt, welche mit einem neuen Stoß der Pein ein Ende machen würde; aber die Wunden waren geheilt, die Schmerzen vergessen, die Kraft war zurückgekehrt, das Leben hatte wieder Reiz gewonnen, und er trug die Narben mit dem Stolz des tapfern Mannes.

Heute aber konnte er diesen Gleichmut des Krieges nicht finden; sein Herz war mit zu scharfem Streiche getroffen; denn dicht an seiner Seite war Stephan Schartenberg schwer verwundet zusammen gebrochen.

Der letzte Steinwurf aus der Höhe des Turmes über dem Thore, durch welches er den Freunden die Bahn gebrochen, hatte den jungen, lebensfrohen Ritter getroffen und ihm die Schulter samt dem rechten Arm zerschmettert. Mit dumpfem Ächzen hatte er sein erhobenes Schwert fallen lassen und war neben Elben nieder gesunken, dessen schnell zur Hilfe dargereichte Hand mit dankbarem Blicke ergreifend und haltend.

Die nächsten Häuser standen noch unversehrt. Zu dem ansehnlichsten erzwang sich Elben mit dem Freunde im Arm den Eingang und bettete den Bewußtlosen auf bequemem Lager; dann war er gegangen, um nach einem der Heilkunst kundigen Mönche zu forschen. Lange hatte er suchen müssen; denn viele waren,

die Hilfe heischten, und klein nur war die Zahl derer, die sie leisten konnten; aber endlich war es ihm gelungen, und er kehrte mit einem der hilfreichen Klosterbrüder zurück.

Nachdem dieser den Verwundeten untersucht, durch festen Verband die Blutung gestillt und mit linderndem Balsam die brennenden Wunden gekühlt hatte, führte ihn Elben an ein entferntes Fenster des großen Gemaches und vernahm auf seine leise, dringende Frage von dem Mönche die Bestätigung seiner Befürchtung: daß menschliche Kunst hier nicht mehr zu helfen vermöge.

„Der zerschmetterte Arm und das zerrissene Fleisch mag heilen," sagte der Arzt, „aber der Stein, welcher die Schulter traf, hat tiefer verletzt, und das wenige Blut, welches ich von der Lippe des Kranken wischte, ist ein schlimmeres Zeichen, als alle die Mengen, die Euch erschreckten."

„Giebt es gar keine Hoffnung mehr?" forschte Elben, und seine Bewegung hinderte ihn, mehr zu sagen; denn es erschien ihm unmännlich, die Qual, die er litt, dem andern zu zeigen. Doch wer viel an Krankenbetten gestanden, vermag auch Unausgesprochenes zu verstehen, und der Mönch las im Auge, was der Mund verschwieg.

„Hoffnung," sagt er, „ist immer bei Gott. Fleht, daß die Fürbitte der Heiligen dem Kranken werden möge. Sie sehen ins Verborgene, und mit ihrer Hilfe sind auch schon Wunden geheilt, die dem menschlichen Auge nicht zu erkennen waren. Ich sehe nur, was offenbar ist, und kann Euch nur davon künden. Aber auch über den Heiligen steht der Wille Gottes; das vergeßt nicht, Ihm müßt Ihr Euch ergeben!"

„Und kann gar nichts geschehen?"

„Doch, Herr, viel kann geschehen, dem Kranken die Leiden zu lindern. Sorgt vor allen Dingen um Ruhe; erfüllt seine Wünsche, soweit Ihr vermögt, damit ihn keine Ungeduld peinige; gebt ihm kühlenden Trank, wenn des Fiebers Durst ihn quält, und legt ihm kalte, nasse Tücher auf das Haupt, wenn die Hitze

zu Kopf steigt und die Gedanken sich ihm verwirren. Jetzt stört ihn die Ermattung nicht, in der er die Schmerzen nicht fühlt und in der ihm die Kräfte am ehesten zurückkehren. Im übrigen vertraut auf Gott und gedenket, daß wer die Kriegsfackel durch die Lande trägt, auch darauf gefaßt sein muß, sich an ihrer Glut zu schädigen."

Damit ging der Mönch und nahm die Hoffnung, die Elben bisher gewaltsam in sich festgehalten, mit hinweg. Was in seiner Seele vorging, als er auf den bewußtlos Daliegenden sah, konnte er sich selbst kaum klar machen. Ein gramvoller, leidenschaftlicher Schmerz durchdrang ihn vor allem um den Mann, der einst das höchste Glück seines Lebens ihm geraubt, auf dessen Haupt um seines Weibes willen er glühende Kohlen hatte sammeln wollen, und den er dann um seiner Treue, Redlichkeit und Güte willen geliebt hatte wie ein Vater den Sohn. Eine brennende Reue empfand er, ihm den Kampf an seiner Seite gestattet zu haben, und daneben im tiefsten, tiefsten Herzensgrunde eine Hoffnung, vor der er sich schaudernd abwandte.

Er erlag fast der Qual dieser verschiedenen Gefühle. Der Mann, der so voll im Leben stand, nur mit Thaten rechnete und niemals zauderte, eine noch so schwere Pflicht zu erfüllen, verstand nicht, dem Kampfe widerstreitender Gedanken zu begegnen. Er mußte fort aus dem Gemach, dessen Wände ihn zu ersticken drohten, und in Sorge um andere vor sich selber fliehen.

An dem Lager saßen der Marschall und zwei Knechte des Kranken, denen er die Obhut über ihren Herrn wohl anvertrauen konnte, und so eilte er hinaus, um vor allen Dingen das Haus, darin Stephan lag, vor der Brandfackel und Plünderung zu schützen.

Es war schon gegen Abend, als er endlich wieder bei dem Verwundeten eintrat. Er hatte draußen viel Arbeit gefunden und unter ihr vergessen, was ihm die Gedanken so ungewohnt bedrückt hatte.

Der Herzog wollte den Schrecken, den sein Erfolg ver-

breitete, und die gute Stimmung seines Heeres benutzen und vorwärts eilen. Noch viele Burgen und feste Plätze waren zu brechen, bevor der letzte Kampf um die Wartburg entbrennen konnte, und Elben hatte mit den Vorbereitungen zum Abzug den ganzen Tag zu thun gehabt.

Stephan war wach geworden und schlug die Augen auf, als der Ritter eintrat. Das alte freundliche Lächeln, welches über seine Züge flog, zeigte, daß er den Freund, der sich über ihn neigte, erkannte. Er schien sehr schwach, aber eine friedliche Ruhe lag auf seinem Antlitz, und die Frage, ob er leide, beantwortete er mit einer verneinenden Bewegung und flüsterte leise:

„Jutta!“

Elben verstand seinen Wunsch.

„Der Bote an sie ist schon abgefertigt, und wenn die Wege frei sind, wird sie sicher kommen,“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte Stephan lauter als vorhin, und das eine Wort drückte alle Liebe, Zuversicht und das feste Vertrauen aus, welches er für die Heißgeliebte hegte.

Konrad setzte sich an das Lager, um die andern von ihrer Wache abzulösen. Der Verwundete hielt die Augen geschlossen, und bei der tiefen Stille, die ringsumher herrschte, versank auch der ermüdete Elben in jene sanfte Ruhe, die nicht Schlaf ist, in welcher aber nach Anstrengungen des Leibes und der Seele das Denken aufhört und alles, was das Hirn gemartert und gequält hat, wie in weiter sanfter Ferne zu verschwinden scheint und das Bewußtsein nur noch so leise berührt, wie die Erinnerungen ferner Vergangenheit.

* * *

Als sechs Tage später Jutta von Schartenberg, von dem alten Meinhard geleitet, in Kreuzburg ankam, war der Herzog mit dem Heere abgezogen, und sie fand die Stadt, welche sie einst wohlhabend und blühend gekannt, fast als Trümmerhaufen wieder. Nur wenige Häuser waren unversehrt, aber die Bewohner waren schon wieder rüstig dabei, den Schutt aufzuräumen und sich ihre

Wohnstätten neu zu errichten, um bei dem kommenden Winter das schützende Obdach nicht zu entbehren. Der hessische Ritter Rudolf von Helfenberg, den der Herzog als Vogt eingesetzt hatte, war mit einer Anzahl Bewaffneter zurück geblieben, um die Stadt vor einem Gewaltstreich der Thüringe zu schützen. Er ließ die zerbrochenen Mauern ausbessern und auch sonst den vorher so arg mißhandelten Bewohnern seine Hilfe zu teil werden, so daß Jutta die Stimmung nicht so feindlich fand, als sie gefürchtet hatte.

In dem Hause, wo ihr Gemahl lag und dem seine Anwesenheit Schonung gewährt hatte, trat ihr die Hausfrau in der Thür mit höflichem Gruße entgegen, und echtes Mitgefühl war es, was aus ihren Worten sprach, als sie die Angekommenen die Treppe hinauf geleitete. Selbst jetzt hatte der Ritter sich die Liebe und Zuneigung derer gewonnen, die um ihn waren.

Jutta war vollkommen vorbereitet, den Gemahl hoffnungslos krank, vielleicht nicht mehr lebend zu finden. Elben hatte in der Botschaft, welche er ihr gesandt, die Wahrheit nicht verhehlt und die tröstenden Worte des Arztes zugefügt, aus denen sie zuweilen glaubte, Hoffnung schöpfen zu dürfen.

„Wenn noch etwas auf Erden dazu beitragen kann, edle Frau, Euern Gemahl gesunden zu lassen, so ist es die Freude, Euch wiederzusehen,“ hatte die Hausfrau ihr gesagt, und auch diese Worte hatten ihren Mut belebt. Allein als sie dann eingetreten war und vor dem Schlummernden stand, als sie die furchtbare Veränderung gewahrte, welche diese wenigen Tage in dem frohmütigen Antlitz hervor gebracht, da sank ihr die Zuversicht und sie war darüber erfreut, daß der Schlaf ihm die Erschütterung dieses ersten Wiedersehens verbarg.

Ruhig trat sie dann nach seinem Erwachen an das Lager, und die geliebte Frau bei dieser Begegnung so gefaßt zu erblicken, gab ihm Hoffnung, nicht auf ein ferneres Leben, aber doch auf eine Weile friedvollen Beisammenseins, und das dünkte ihm jetzt köstlicher als jedes andere Gut.

Die Geduld, mit der er seine Leiden ertrug, verlängerte

dieselben. Selten war ihm die Brust so frei, daß er anhaltend sprechen konnte; doch schien es ihm kein Entbehrnis zu sein. Ihm genügte, seine Hausfrau zu sehen und ihre immer wache Sorge und Liebe zu fühlen. Seine Augen folgten all ihrem Thun, und die wenigen Worte, die er zu ihr sprach, ließen immer seine innige Liebe zu ihr erkennen. Ob er bemerkte, daß seine Kräfte abnahmen, der Atem kürzer wurde, blieb zweifelhaft. Er beklagte sich über nichts und war zufrieden, wenn er laut- und bewegungslos daliegen konnte, während Meinhard und Jutta neben ihm saßen und von vergangenen Zeiten sich unterhielten, von ihrer Kindheit und sonstigen kleinen Begebenheiten ihres Lebens, die ihm neu waren und die der Alte im treuen Gedächtnis bewahrte.

Dazwischen kamen Tage und Stunden, wo er selbst kräftiger war; dann redete er heiter und sorglos von der Vergangenheit, aber niemals von der Zukunft. Das Schicksal des Landes lag ihm immer am Herzen, er sprach von dem Landgrafen und mit besonderer Liebe von Pater Walthalun. Es fiel Jutta auf, daß er diesem jeden guten Einfluß auf sein Leben zuschrieb, jede Erkenntnis, die ihm geworden, jede Anregung, die er empfangen, rechnete er ihm in Dankbarkeit an und bedauerte, daß er kein besserer Schüler gewesen sei. Elben erwähnte er nicht, auch sprach er nicht über seine Verwundung, und Jutta glaubte zuweilen, die Begebenheiten der letzten Wochen seien ihm entfallen, obwohl er vollständig klar in seinem Denken war.

An einem der letzten Oktobertage war er besonders heiter gewesen und schien nun sanft zu schlafen. Jutta legte ihr Haupt neben ihm auf ein Kissen, wie sie öfter that, wenn sie müde war und sich nicht entfernen wollte. Als er erwachte, erhob er mühsam seine gesunde Hand und legte sie lächelnd wie zum Segen auf ihren blonden Scheitel.

„Wohl dem, der ein tugendhaftes Weib hat,“ sagte er flüsternd. „Sie ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sei reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich. Es ist nichts Lieberes auf Erden

denn ein züchtiges Weib und nichts Köstlicheres denn ein keusches Weib."

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er, langsam und leise sprechend, fort:

„Bin ich nicht glücklich, daß mir dies alles gegeben ward in Dir? Siehe, ich bin keiner der Klugen der Erde und habe nicht viel von den hohen Dingen gelernt, von denen bessere Männer als ich zu sagen wissen. Aber diese Worte, die mir Walthalun einst aus dem großen Buche des Klosters erklärte, habe ich mir im Herzen gemerkt und oft in Gedanken bewegt; denn der Gottesgabe, die sie preisen, kann ich mich rühmen!"

Jutta vermochte nicht zu antworten. Sie ergriff die Hand, die von ihrem Haupte herabgesunken war, und drückte ihre Lippen darauf.

Lange blieben beide schweigend, und nur die mühsamen Atemzüge des Kranken unterbrachen die Stille.

„Ich bin zufrieden, daß ich sterbe," flüsterte dieser dann. „Wenn ich gegangen bin, soll Elben nach der Hand greifen, die ich jetzt halte!"

„Stephan!" schrie Jutta auf, und wahrer, tiefer Schmerz klang aus dem Ton.

„Still, mein Lieb," bat er und neigte sein Haupt näher zu ihr hin. „Nicht Du hast gefehlt. Ich beging das Unrecht, daß ich Dich begehrte, ohne nach Deines Herzens Wahl zu fragen. Aber, als ich erfuhr, daß längst, bevor Du mich gekannt, Deine Liebe dem Bessern, Edlern gehört hatte, war es zu spät. Ich konnte dann den Schmerz, den ich wohl darüber empfand, ertragen, weil ich schon wußte, daß ich doch auch einen Platz in Deinem Herzen besaß, und weil ich meine Ehre Dir und ihm sicher anvertrauen konnte. Wenn ich je Leid trug, daß ich nicht jener Würdigere war, heute freut es mich. Ruhig gehe ich von hinnen und weiß, daß nach Tagen der Trauer eine Zeit reichern Glückes für Dich kommen wird."

„Stephan!" rief Jutta wieder und richtete sich auf,

„Du kannst nicht glauben, daß ich Dich vergessen könnte. Nie, nie! ...“

„Still doch, meine Jutta,“ flüsterte er matt und zog sie mit sanfter Gewalt zu sich herab.

„Nicht er, nicht Du wirst mich vergessen. Ich weiß, daß ich in Euern Herzen leben werde, solange sie schlagen, und daß ich für Euer Glück im Himmel flehe, daran gedenke, wenn die Stunde kommt, in der er Dich zum Eigentum begehrt.“

Mit Anstrengung hatte Schartenberg gesprochen. Leiser und leiser waren die Worte geworden, oft hatte er sich unterbrechen müssen, und nur schwer verständlich waren die letzten in das Ohr der Weinenden gedrungen.

Der Atem kam mühsam über die halbgeöffneten Lippen, und es schien Jutta, als ob die Finger der Hand, welche die ihre umfaßt hielt, mit leisem Beben sich löſten. Langsam richtete sie sich auf, um den ermattet Eingeschlafenen nicht zu wecken; aber die Veränderung, die sie gewahrte, erschreckte sie. Die Lider waren niedergesunken und verhüllten die freundlichen Augen, die selbst in Schmerz und Krankheit so liebevoll nach ihr geblickt. Eine fahle Blässe hatte sich über das Gesicht gebreitet, und der Atem ging lauter, kürzer, von Stöhnen unterbrochen.

Ein ihr sonst fremdes Entsetzen senkte sich in das Herz der einsamen Frau; sie schritt zur Thür und winkte Meinhard und Odo herbei. Leise traten beide heran, und mit einem Blick erkannte Meinhard die Hand des Todes, die sich ausgestreckt hatte. Er sprach nicht, doch seine Augen suchten die Herrin.

„Das ist das Ende,“ sagten sie ihr deutlich. Der Glaube: das Ohr des Sterbenden erfasse den leisesten Ton und die Klage der Trauernden mehre die Qual, verbot jedes Wort.

Jutta beugte sich auf das Lager herab und faßte die kühle, feuchte Hand, die unruhig auf der Decke zuckte. Inbrünstig küßte sie dieselbe und hielt angstvoll die Augen auf den Gemahl gerichtet: ob nicht ein letzter Blick sie suchen würde.

Odo war hinausgegangen und kehrte nach kurzem Verweilen mit einem Priester zurück. Hinter ihm traten die Knechte Scartenbergs und die Bewohner des Hauses leise ein. Wie im Nebel gewahrte Jutta, daß auch ihr Bruder Gottfried und der Landgraf Heinrich unter ihnen stand, aber sie war unfähig, sich darüber zu verwundern oder nachzudenken, woher diese so plötzlich und jetzt gerade kamen. Sie kniete nieder, als sie die andern knieen sah, und wie aus weiter Ferne drangen die Fragen des Priesters und die Antworten der Anwesenden in ihr Ohr. Sie vernahm die Fürbitte für Sterbende und dann das Gebet für die Toten. Sie wunderte sich, daß der Geistliche um Vergebung der Sünden für den Gestorbenen bat. Vergebung, für ihn? Waren sie es denn nicht, denen er zu vergeben hatte? Doch das war nur ein einzelner flüchtiger Gedanke, der rasch, wie er gekommen, verflog; dann blieb sie sich des einzigen Gefühls bewußt, welches sie jetzt zu empfinden fähig war.

„Nie wieder!“ Nie wieder sollte sie seine Stimme hören, nie wieder in sein frohes Auge sehen und an dem heitern Lachen sich erfreuen, nie wieder neben ihm sitzen im trauten Gemach und Freude und Leid mit ihm teilen dürfen.

O, wer einmal an einem Totenbett gestanden, der weiß es, welch' furchtbaren bittern Schmerz solch' ein: „nie wieder!“ in sich birgt. Sie hätte aufschreien mögen in der Qual dieses Wehes, aber kein Laut drang über ihre Lippen. Erst, als alle längst gegangen und nur Gottfried mit Meinhard allein bei ihr zurückgeblieben waren, löste ein Strom von Thränen die Beklommenheit, die ihre Sinne gefangen hielt.

Götz nahm sanft die Hand des Toten aus der ihren und zog sie in die Höhe.

„Komm fort von hier,“ sagte er, sie liebevoll umfangend und versuchte mit sanfter Gewalt sie hinauszuführen, aber sie widerstrebte.

„Laß mich hier,“ bat sie, und als Götz den Kopf schüttelte, fragte sie, indem sie nach dem Toten zeigte:

„Würde er gegangen sein, wenn ich da läge?“

Der Junker stand unschlüssig, aber Meinhard mischte sich ein:

„Er war ein Mann, dem es geziemt hätte, die Totenwache zu halten, edle Frau. Doch schwerlich würde er wünschen, daß Ihr es thut. Auch ist es des Marschalls Odo und mein Amt, und ungern würden wir uns die letzte Ehre, die wir dem Herrn erweisen dürfen, schmälern lassen.“

„Du mußt auch Ruhe haben, Jutta, und Kräfte sammeln,“ fügte Götz hinzu. „Wir haben einen Todwunden gebracht, der Deiner Pflege bedarf.“

„Einen Todwunden?“ fragte sie und faßte nach der Stirn. Ihr war plötzlich, als ob ihre Gedanken sich verwirrten und sie eilte zur Thür.

„Komm,“ gebot sie laut, „führe mich zu ihm, ich habe Kräfte.“

„Nein, heute nicht mehr,“ wehrte der Bruder. „Der Arzt ist bei ihm und auch die Hausfrau sorgt um den Junker, der heute nur noch der Ruhe bedarf, die auch Dir not thut!“

„Der Junker?“ und sie atmete fast beruhigt auf und ließ sich hinwegführen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie Jutta die nächsten Stunden verbrachte, darüber konnte sie sich niemals Rechenschaft geben; denn die Ermattung, welche einem heftigen Schmerze folgt, macht für alles andere in der Welt fast fühllos. Seit Wochen hatte sie gewußt, daß diese Stunde kommen würde, und dennoch hatte dieselbe sie unvorbereitet gefunden und mit ihrem furchtbaren Ernst tiefer erschüttert, als sie selbst gefürchtet hatte. Das Einzige, dessen sie sich bewußt blieb, waren Stephans letzte liebevolle Worte und die Sehnsucht, die sie ihr erweckten, ihm nur einmal noch ein Wort der Liebe sagen zu können. Wer von denen, die verloren haben, kennt nicht diese Sehnsucht?

Gottfried war bei ihr in dem kleinen Gemach geblieben, neben welchem Stephan seinen letzten Schlaf schlief. Im Laufe der Nacht hatte er ihr dann den Grund seiner plötzlichen Ankunft mitgeteilt, und daß der Junker von Baumbach der Verwundete sei, den sie gebracht.

Juttas Teilnahme erwachte, als sie erfuhr, daß dem Brandenfels eine Belagerung drohe, und daß ihn die Herzogin deshalb heimlich verlassen habe und glücklich in Rotenburg angelangt sei.

„Der Landgraf, welcher der größern Sicherheit wegen nicht mit der Mutter zugleich abgeritten war, hatte im Werrathal hinunter und dann nach Kassel herüberreiten wollen, und dabei hat Baumbach diesen Überfall erfahren,“ berichtete Gottfried.

„Welchen Überfall?" fragte Jutta.

„Nun, den er erlitten und bei dem er so tödlich verwundet wurde."

„Ist er tödlich verwundet? Ach ja, Du sagtest es schon. Ich vergaß es wieder; es ist doch so natürlich, Götz, daß ich nur an Stephan denken kann," sagte sie mit einer rührenden Entschuldigung im Ton, „aber erzähle nun, ich höre zu."

„Es ist nicht viel zu erzählen," erwiderte der Bruder. „Das meiste ist Vermutung; denn Baumbach kann nicht sprechen, wenigstens nicht im Zusammenhang. Er ist vor uns zu früher Morgenstunde heimlich von der Burg abgeritten und ließ uns durch den Thorwart sagen: er erwarte uns vor dem Walde, der schöne Morgen locke ihn hinaus."

„War er allein?"

„Nein, er hatte drei Knechte bei sich. Seinen Hut und Mantel hatte er auffallender Weise zurückgelassen und den des Landgrafen dafür mitgenommen. Nun mußt Du wissen, daß die Herzogin die ganze Zeit her sehr besorgt um Heinzens Sicherheit war und ängstlich vermied, ihn vor dem Ingesinde als Sohn zu bezeichnen. Da beide, der Landgraf sowohl wie Baumbach, Heinrich heißen, so gab auch dies vielleicht den Anlaß zu Irrungen; kurz, wir hatten oft bemerkt, daß die Knechte und Mägde der Burg Baumbuch für den Fürsten hielten."

„Aber warum das?"

„Vermutlich veranlaßte die Bezeichnung: Kind von Hessen sie dazu. Er ist kleiner als der Prinz und durch seine weiße, frische Gesichtsfarbe, sowie sein blondes Haar sieht er auffallend jung aus. So mag die Bezeichnung: „Kind" den Leuten viel passender für den Junker als für den Landgrafen erschienen sein, und wir hatten ihn, seit wir dies bemerkten, oft im Scherz Kind genannt. Als ich nach dem Mantel suchte und einen der Knechte danach fragte, erhielt ich die Antwort: der Prinz sei in demselben fortgeritten und gleich nach ihm habe auch eine der Mägde die Burg verlassen. Es fiel mir damals

nicht auf, giebt uns aber jetzt die Erklärung, die wohl richtiger ist als unsere anfängliche Annahme: Baumbach habe im Dunkel des Ganges die Mäntel verwechselt."

„Aber warum erzählst Du mir das? Was geht das mich an? Wollte er vor der Dirne als Fürst erscheinen? Unwürdig wäre es doch durchaus."

„Und darum auch unmöglich; denn wer hat je Unwürdiges von ihm gesehen? Was hätten auch die Knechte dabei gesollt? O nein, die Dirne war es, die ihn verriet."

„An wen?"

„An die Thüringe. Wir können nur vermuten, daß er durch Zufall einen Mordanschlag erlauscht, und um die Gefahr vom Landgrafen abzuwenden, benutzte er die öftere Verwechslung mit ihm, vermehrte sie durch den Tausch der Mäntel und führte so die Mörder irre. Wir fanden ihn am Rande des Waldes nahe der Issa liegen. Dicht vor ihm lag einer der Knechte der Burg erschlagen und neben ihm ein wüst aussehender Gesell im braunen Lodenrock der Thüringe mit Baumbachs Messer in der Brust. Der zerwühlte Boden und die Blutspuren gaben Zeugnis des stattgehabten heftigen Kampfes, doch die andern Knechte und die Pferde waren verschwunden. Der Junker lebte und erkannte uns. Ein Strahl höchster Freude flog über sein Antlitz, als Heinz sich zu ihm beugte. Als ich ihm danach den Mantel abnehmen wollte, um nach der Wunde zu sehen, hielt er ihn fest und stammelte mit äußerster Anstrengung: „ich das Kind!"

„Ist die Wunde gefährlich?"

„Ich glaube. Es ist ein tiefer scharfer Dolchstich am Hals und hindert ihn am Sprechen, was ihn mit Unruhe erfüllt; denn offenbar will er etwas sagen. Der Landgraf weicht nicht von ihm; denn er glaubt wie ich, daß er für ihn getroffen sei, und ist unglücklich über alle diese Opfer."*)

*) Nach einer alten Sage in der Familie von Baumbach und nach der handschriftlichen Geschichte der von Baumbachs von Collmann, auf der Landesbibliothek zu Kassel befindlich, wurde Heinrich von

Jutta versank in Schweigen. Der Bericht des Bruders hatte ihren Anteil erregt, aber da er schwieg, war es ihr unmöglich, ihre Gedanken länger bei fremdem Leid verweilen zu lassen. Sie wandten sich ihrem eignen Schicksal zu, und Götz, der wohl erkannte, wie nötig ihr die Ruhe war, stand auf, rief eine ihrer Frauen herbei und verließ sie.

Die Nacht verging ihr in einem dumpfen Zustande zwischen Wachen und Schlafen, indem sie sich ihres furchtbaren Verlustes immer wie eines Druckes, den sie nicht abschütteln konnte, bewußt blieb.

Mit dem ersten Schein des Tages, der durch die Spalten der Holzläden fiel, welche die Fenster verschlossen, erhob sie sich und öffnete eines derselben. Sie sehnte sich nach Luft und Licht wie ein Gefangener, dem beides versagt ist. Die hellen Strahlen der aufgehenden Sonne, die rosig und vergoldend auf dem herbstlich gefärbten Wald und den nahen Wiesen lagen, thaten ihrem Auge und Herzen so wehe, wie der lachende Mund und der frohe Blick eines Glücklichen, der unteilnehmend an dem Kummervollen vorübergeht. Sie sah zum Himmel hinauf und legte die Hände in frommer Gewohnheit zum Gebet ineinander. Aber sie konnte nicht beten; sie wußte nicht, um was sie bitten sollte. Ihre Seele war so erfüllt von dem Einen, der ihr nun genommen war und für den allein seit vielen Wochen sich ihre Hände gefaltet hatten, daß jetzt, da er ihres Gebetes nicht mehr bedurfte, sie keine andere Bitte in ihrem Herzen fand. Über den Wolken, in dem unendlichen Blau, welches sich so heiter über ihr wölbte, wie sein Auge geblickt, dort mußten fortan ihre Gedanken ihn suchen. Unsichtbar für sie, würde er doch unablässig bei ihr sein, und seine Liebe, deren sie sich so gern bewußt gewesen, würde ihr auch ferner gehören, also ging es ihr durch die Gedanken.

Baumbach, ein treuer Anhänger Heinrich des Kindes, für diesen ermordet, nachdem er mit ihm die Kleider vertauscht. Vergleiche auch: Landau, Ritterburgen, Bd. III, S. 106.

Erschrocken ließ sie die Hände sinken, als sie inne ward, daß sie zu ihm ihr Gebet gerichtet, mit der Bitte, ihr nahe zu bleiben.

Sie wandte sich und öffnete die Thür des Zimmers, in dem er gestorben war, und in welchem Meinhard und Odo die Totenwache hielten.

Als sie die Schwelle betrat, sah sie beide am entferntesten Fenster stehen, dessen schwerer Vorhang nur halb zurück geschlagen war. Bei dem ungewissen Licht, welches hereinfiel, gewahrte sie, daß ein Mann am Lager des Toten kniete, und sein Gesicht tief auf die Hand gebeugt hielt, welche in der ihren erkaltet war. Sie konnte nicht sehen, wer es war, aber beim Geräusch ihrer Schritte wandte er das Haupt und nun erkannte sie den Landgrafen, der sich langsam erhob und zurück trat, um ihr den Platz zu geben, der ihr vor andern gehörte.

„Ich habe ihn geliebt,“ sagte er leise, wie um Entschuldigung für sein Hiersein bittend, „und er ist für mich gestorben.“

Der Ton, in dem er diese wenigen Worte sprach, ergriff Jutta mehr als alles, was er noch hätte hinzufügen können. Sie wußte, daß es die Wahrheit war.

Sie reichte ihm stumm die Hand und er beugte sich und küßte sie mit Ehrerbietung.

„Ich hatte gehofft, ihm einst beweisen zu können, wie teuer und wert er mir seit den Tagen meiner Kindheit war,“ setzte er hinzu. „Nun ist er von uns gegangen, ohne daß ich seine Treue ihm lohnen konnte; aber nie, nie werde ich ihn vergessen, den frohen Guten, der so gern lebte.“

Jutta schüttelte sanft den Kopf.

„Er war bereit zu sterben,“ entgegnete sie. „Er vertraute fest, daß Gott und die Heiligen ihm den Himmel erschließen würden, und daß nach kurzer Trennung wir ewig beieinander sein sollen. Er hat überwunden. Sein ist die Freude, unser der Schmerz.“

„Und mein ist die Schuld an all diesem Leid,“ fügte der junge Fürst hinzu und senkte das Haupt wie unter einer schweren Last.

„Nein,“ antwortete Jutta und richtete sich höher auf, „so

dürft Ihr nicht sprechen, edler Herr, und so nicht denken; denn das würde Eure Kräfte lähmen und an eurer Seele zehren. Nicht das Gefühl der Schuld, sondern das der Liebe soll Euch aus dem Blute erwachsen, das vergossen wurde. Gut und Leben hatten die Männer des Hessenlandes gelobt, um dem Lande einen Fürsten zu gewinnen, der in Liebe und Gerechtigkeit unter uns wohnte, den Getreuen ein Vater, den Ungetreuen ein Richter, den Verlassenen ein Beschützer, den Armen ein Helfer. Wenn sie daher Euer Fürstenrecht mit ihrem Leben beschützten, so tilgten sie die angelobte Schuld, aber sie luden damit keine auf Euer Haupt. Hoch und stolz sollt Ihr es vor den Menschen tragen, denn das Blut der Edlen heiligt Euer Recht. O, laßt es Euch dadurch teuer und wert sein, vor Euch und allem Volke. Laßt daraus die Liebe erwachsen, die Euch und Euer Geschlecht mit uns und unserm Lande für immer verbindet!"

Jutta hatte mit einer ihr sonst fremden beredten Eindringlichkeit gesprochen. In dieser ernsten Stunde und Umgebung war sie erfüllt und gehoben von dem Gefühl, welches seit so vielen Jahren das Leben der edelsten Männer des Landes bewegte, und fast flehend, feierlich und beschwörend klang dem jungen Fürsten ihre Stimme wie eine Mahnung des Toten entgegen, der so gehandelt hatte, wie sie sprach. Er fühlte, daß sie ein Recht hatte, so zu ihm zu reden.

Nicht niederbeugen durften ihn diese Opfer, sondern erheben und anspornen mußten sie ihn. Seine Aufgabe war, das Vertrauen und die Hoffnungen zu erfüllen, für welche ein hochherziger Stamm freudig in Kampf und Tod ging.

„Ihr habt recht, Frau Jutta, mich mit hohem Worte an die Pflicht zu mahnen, welche die Männer von Hessen von mir erwarten dürfen," versetzte der junge Fürst, und seine dunkeln Augen leuchteten auf. „Nicht umsonst sollen dieses Toten Worte aus Euerm Munde zu mir gedrungen sein. Nicht das Leben der Treuen kann ich dem Lande zurückgeben, aber meine Liebe, meine Sorge, meine Arbeit und meine ganze Kraft soll

ihm gehören, so lange ich atme. Das habe ich geschworen und schwöre es Euch nochmals in die Hand dieses, den ich geliebt!"

Er trat noch einmal neben Jutta an den Toten heran und legte seine warme Hand auf die erkaltete; dann wandte er sich zurück.

„Denkt nicht gering von mir, daß Ihr mich kleinmütig sahet und selbstsüchtig dem Schmerz hingegeben. Aber drüben im Gemach liegt noch einer, der den Todesstoß statt meiner empfing, und der mir teuer war. Es ist schwer, zwei Freunde auf einmal zu verlieren, und auf dem Wege, den ich zu gehen habe, zwei Getreue auf einmal zu entbehren."

„Die Trauer um die Edlen ehrt Euch, Herr, und die, denen sie gilt, sind ihrer wert! Wann starb der Junker?"

„Vor wenigen Stunden; sanft und friedlich schlief er ein."

„Kehrte ihm das Bewußtsein zurück?"

„Auf kurze Augenblicke wohl, doch bald verwirrten sich ihm immer wieder die Gedanken durch die Anstrengung, die ihm das Sprechen machte. Undeutlich und verworren blieb das meiste, was er sagte; doch ich weiß, daß er den Tod für mich erlitt, daß er durch seine Flucht die Mörder, die mir auflauerten, auf sich zu locken versuchte, und daß er darum meinen Mantel trug. Bedarf es mehr? Zu den Heiligen des Himmels flehe ich, daß sie diese seine That ein unzerreißbares Band sein lassen zwischen seinem und meinem Geschlecht, so lange unser Stamm auf Erden blüht!"

„Sie werden es gewähren," sagte Jutta feierlich und schritt mit leisem Neigen des schönen Hauptes an dem Fürsten vorüber der offenstehenden Thür ihres Gemaches zu. Erstaunt gewahrte sie, daß der Landgraf ihr folgte und die Thür hinter sich schloß.

„Verzeiht, Frau Jutta," bat er, „wenn ich Euch noch länger lästig falle; doch ich gab heute Nacht dem Sterbenden ein Versprechen, welches die Erfüllung seines letzten Erdenwunsches bildet. Werdet Ihr mir zürnen, wenn ich gelobte, was Euch vielleicht zu halten seltsam dünkt?"

Verwundert schüttelte sie sanft das Haupt.

„Ungerechtes, Herr, würde der Junker nicht gefordert und

Ihr nicht gelobt haben," erwiderte sie, „und könnt Ihr fürchten, daß mir leid sein würde, zu erfüllen, was Ihr zu geloben für recht hieltet?"

„Nein, ich zweifelte nicht, aber verwunderlich war mir die Bitte, und schwer begreiflich wird sie auch Euch sein. Ich hatte den Junker gefragt, ob es nicht in meiner Macht sei, ihm noch einen Wunsch zu erfüllen, da antwortete er nach kurzem Kampfe mit höchster Anstrengung: „Sagt Frau Jutta, sie solle Hedwig bitten, Götz von Rodensteins Weib zu werden! Er legte besonders Nachdruck darauf, daß Ihr es thun möchtet, und ich versprach dem mit flehendem Blick zu mir Aufschauenden, nicht nur den Auftrag Euch auszurichten, ich versprach auch, daß Ihr, edle Frau, die Bitte erfüllen würdet. Gelobte ich zu viel?"

„Gewiß nicht, gnädiger Herr," entgegnete ruhig und fast lächelnd Frau von Schartenberg. „Verwunderlich wie Ihr sagt, ist die Bitte, aber leicht die Gewährung, und sicher werde ich danach handeln, wenn es auch nur der fieberkranke Wahn eines Halbbewußten ist, der aus diesem letzten Wunsche spricht."

„So dachte auch ich einen Augenblick; doch hättet Ihr wie ich die Freude, Zufriedenheit und Ruhe gesehen, welche mein Versprechen der Erfüllung hervorrief, so würdet Ihr mit mir glauben, daß die Worte eine tiefe Bedeutung besitzen. Alle Angst und Unruhe war geschwunden und der Friede, der noch jetzt auf seinem Antlitz ausgebreitet liegt, senkte sich nach meinem Versprechen auf ihn herab. Deshalb bitte auch ich im Namen des Toten noch einmal: laßt diese Worte nicht unbeachtet."

„Verlaßt Euch darauf, Herr, daß ich sie nicht vergessen werde. Wenn eine Einmischung von mir in solchen Dingen auch ungehörig erscheint, so werde ich doch die Bitte aussprechen, sobald sich mir Gelegenheit dazu bietet. Schwereres hätte ich gern für Euch und ihn vollbracht."

„Schwereres, Ihr? Die Ihr für mich das Glück Eures Lebens verlort!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter 1261 hatte mit Schnee und Eis seine strenge Herrschaft begonnen. Die Feindseligkeiten ruhten, jedoch der Friede war nicht geschlossen. Bitterer denn je entbrannte der gegenseitige Haß zwischen den alten Stämmen der Thüringe und Hessen. Was vordem nur ein Streit der Fürsten um das Herrenrecht gewesen war, wurde nun zum erbitterten Kriege der Parteien.

Mit Schmerz und Gram sah es der junge Landgraf, der jetzt selbst die Regierung führte und seinem Hessenlande so gern in Frieden und Ruhe den Wohlstand gefördert hätte. Da sich Eisenach aber hartnäckig zu seinem Eigentum erklärte, so war es für Heinrich unmöglich, die Stadt von so heldenhafter Treue der Bürger aufzugeben und die Mutter damit zu kränken. Auch der Erzbischoff von Mainz verharrte in seiner feindlichen Stellung und ein großer Brand, der im Frühjahr Marburg zum großen Teile zerstört hatte, erhöhte die Sorgen und mehrte die Not.

Der Tod der jugendlichen Herzogin Elisabeth von Braunschweig hatte deren Gemahl vom Heere abgerufen und die Herzogin mit schwerem Schlage getroffen. An Heinrichs verdoppelter Aufmerksamkeit und an der großen Liebe, von der sie allseitige Beweise erhielt, richtete sie sich wieder auf. Mit Rat und That unterstützte sie den Sohn bei dem Werke, welches sie für ihn begonnen und das er nun, trotz vieler und großer Widerwärtigkeiten, doch dem Ziele näher führte.

Sich gänzlich und für immer von Thüringen zu trennen, die Landschaft Hessen zu einem unabhängigen, selbständigen Fürstentum zu erheben, dem alten, tapfern Stamm der Chatten wieder eine achtunggebietende Stellung unter den Stämmen des deutschen Reiches zu verschaffen, war das Hauptaugenmerk des Fürsten. Es war daher wichtig, daß die eroberte Landschaft an der Werra bei Hessen verblieb, während dagegen der Besitz Eisenachs ein zweifelhaftes Gut war. Der Markgraf verweigerte jedoch jeden Frieden unter dieser Bedingung, und so war nur Ruhe, aber keine Sicherheit eingetreten.

Der Landgraf und seine Mutter weilten auf der Marburg und ein Teil der Ritter, die aus Thüringen zurückgekehrt waren, um während dieser Waffenruhe daheim für Land und Leute zu sorgen, ritten fleißig auf der alten Feste ein und aus. Vor allem hatten die Landrichter häufig mit dem Fürsten zu beraten, Berichte zu bringen, Befehle zu empfangen und bei den öffentlichen Gerichten, welche der Landgraf regelmäßig auf dem Kampfrasen halten ließ, den Vorsitz zu führen, so oft Heinrich dies nicht selbst that. Auch viele der andern Ritter und Herren kehrten mit Frauen und Töchtern öfters auf der Burg und in der Stadt ein, so daß dort eine stetige Abwechselung und ein reges Kommen und Gehen stattfand.

In dem kleinen Kassel dagegen verging das Leben einförmig und still. Der alte Landrichter von Romrod verließ nur noch selten den Burgsitz. Seine Enkelin Jutta und Jungfrau Hedwig von Weißenstein, die bei ihm wohnten und für seine Behaglichkeit sorgten, verkehrten nur mit den Bewohnern der kleinen Stadt und freuten sich, wenn Freunde und Bekannte von auswärts einsprachen und mit Berichten von dem, was draußen vorging, die langen Abende verkürzten.

Von Götz wußten sie nur, daß derselbe nach der Einnahme von Kreuzburg mit dem Herzog weiter nach Thüringen gezogen war, und sich dort in einem der häufigen Gefechte den Ritterschlag erworben hatte. Sein gegenwärtiger Aufenthalt war ihnen unbe-

kannt. In der guten Jahreszeit hatte er einigemale durch Knechte Botschaft gesandt und auch Spielleute hatten Berichte von ihm zugetragen. Aber diese letztern hielten jetzt zur Winterszeit Rast in Dörfern, auf Höfen und Burgen, wo sie gern gesehene Gäste am Feuerherd der Hallen waren und sich durch allerlei Künste, wie durch ihre Sagen und Lieder beliebt zu machen verstanden.

So schlichen die Tage in Einförmigkeit hin. Je weniger man aber erlebt, um so rascher scheint die Zeit zu enteilen. Einzelne Tage und Stunden, langsam dahin geschwunden, scheinen davon geflogen zu sein, wenn sie sich erst zu Wochen und Monden aneinander gereiht haben. Nicht an der Zahl der Tage messen die Gedanken die Vergangenheit, sondern an den Ereignissen und Veränderungen, die sie bringt. Den Frauen auf dem Burghofe fehlte es an solchen so gänzlich, daß die verflossenen Monate ihnen kaum Wochen gewesen zu sein schienen. Mehr als ein Jahr war nun schon seit dem Tod Schartenbergs vergangen; die Zeit hatte Juttas gerechten Schmerz gemindert und sein Andenken verwehrte ihr nicht die Teilnahme am Leben.

Es war in der zweiten Hälfte des Dezember, als Hedwig eines Tages mit lebhaft geröteten Wangen in die Halle trat, hastig den pelzverbrämten Mantel von den Schultern warf und das warme Kopftuch, in welches sie eingehüllt war, abstreifte.

„Heute bringe ich zwei gute Nachrichten mit nach Hause," sagte sie zu Frau Jutta. „Aber kommt mit herein zum Großvater. Es sind Neuigkeiten, an denen auch er sich erfreut, und wenn ich mich nicht eile, sie zu berichten, so kommt die Überraschung, bevor ich die Freude hatte, sie kündigen zu können.

„Woher hast Du sie denn?" fragte Jutta, während sie die Spindel, die vor ihr auf dem Boden tanzte, an dem langen Faden in die Höhe zog und sich anschickte, Hedwig zu folgen, die schon vor der Thür zu Herrn Hermanns kleinem Zimmer stand.

„Von Ursula. Sie ging auch zur Messe und erzählte es mir vor der Kirchenthür. So lief ich eilig wieder herauf, um hier die erste Verkünderin zu sein," gab sie zurück und öffnete

das Gemach, in welchem der Ritter an einem nach dem Hofe gehenden tiefen Fenster saß. Er konnte von diesem Platz aus bequem sehen, was draußen vorging und beobachtete soeben die Pferde, welche unter Aufsicht Meinhards und einiger Knechte frei herumliefen.

Ein großer Ofen, wie sie erst neuerdings in Gebrauch gekommen waren, stand an der Stelle des frühern Kamins und verbreitete behagliche Wärme in dem Raume, der durch schön geschnitzte Gerätschaften und hohe, mit warmen Pfühlen und Decken belegte Sessel etwas ungemein Trauliches hatte. Auf einem Tische, der vor Herrn Hermann stand, lagen sorgfältig ausgewählte Stücke eines weichen, weißen Holzes und einige fertige Figuren, wie man sie, ziemlich roh geschnitzt, zum Brettspiel gebrauchte; einige Messer verschiedener Größe und Form ließen annehmen, daß der Ritter mit Anfertigung der erstern sich beschäftigt hatte.

Beim Öffnen der Thür wandte er den Kopf und begrüßte mit freundlichem Nicken die Eintretenden.

„Nun, was bringst Du Gutes, Hedwig?“ rief er der Maid entgegen. „Denn daß Du Gutes und Neues bringst, sah ich schon, als Du so eilig über den Hof kamst.“

„Ja, Großvater, ich bringe zwei Nachrichten auf einmal, die Euch erfreuen werden, und nur um die erste damit zu sein, bin ich so eilig herauf gelaufen.“

„Und soll ich mit Dir wetten, daß mindestens eine davon Götz betrifft?“ fragte lachend der Alte.

Sie wurde dunkelrot und sah verlegen auf den Ritter und die gleichfalls lachende Jutta.

„Ja . . . .!“ — stammelte sie, — „aber ich weiß wirklich nicht . . . ., wie könnt Ihr wissen?“

Romrod lachte laut auf.

„Was soll Dich denn sonst in solchen Eifer versetzen? . . . Und überdies, sieh einmal hinaus,“ sagte er und zeigte mit der Hand in den Hof, wo Meinhard stand und mit freudestrahlendem Gesicht unter lebhafter Bewegung der Arme zu einem andern

Knecht sprach. „Dem riefst Du zu, als Du eben über den Hof kamst, und was denkst Du denn, wie viele Dinge es noch auf Erden geben kann, die den Alten in solche Freude und Aufregung versetzen? Kommt Gottfried?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Hedwig, etwas herabgestimmt und mit einer leichten Verlegenheit kämpfend. „Ich weiß nur, daß es überhaupt eine Nachricht von Götz ist.“

„Ach Walthalun,“ rief Jutta, die gleichfalls durch das Fenster geschaut hatte und eben den Genannten in den Hof treten sah.

„Ja, Pater Walthalun ist es,“ fiel Hedwig ein. „Er kommt von Marburg. Das ist die eine Neuigkeit, und er bringt Nachricht von Götz, das ist die zweite. Aber sehr, sehr gute Nachricht, sagte Ursula. Sie wußte selbst noch nicht, was es ist, weil der Pater gesagt hat, der Großvater müsse es zuerst hören; doch hat er sie aufgefordert, mit Herrn Werner nach dem Mittagsmahle heraufzukommen, damit beide teil haben sollen an der Freude.“

„Nun, hat er sich die Hausfrau geworben?“ fragte Jutta leichthin und bereute in demselben Augenblick die unbedachten Worte. Denn wie mit einem Zauberschlag wich jede Freude aus Hedwigs Antlitz; sie ward bleich wie eine Tote, schwankte und griff nach dem Tisch, vor dem sie stand, um sich zu halten. Ein solcher Gedanke war ihr nicht in den Sinn gekommen; in der Freude und Eile hatte sie überhaupt nicht darüber nachgedacht, was es sein könne, und jetzt plötzlich erschien ihr eine solche Nachricht die einzig mögliche. Sie schwindelte, es brauste ihr wie ein tosender Sturm vor den Ohren und sie würde hingefallen sein, hätte Jutta sie nicht umfangen und an sich gezogen.

„Kind, Kind,“ sagte sie, sich zärtlich zu ihr neigend, „wie kannst Du so erschrecken? Fasse Dich und denke doch, daß ich weniger von dem Herzen meines Knaben weiß wie Du. Es war ja unter tausend Möglichkeiten nur eine, die ich aussprach.“

„Aber eine . . . .,“ stammelte Hedwig und brach unter Thränen ab. „Die mich töten würde,“ hatte sie sagen wollen,

als ihr einfiel, daß sie zu solchen Worten kein Recht hatte. Denn war sie es nicht allein, die Götz von sich trieb? Alles, was sie an Reue, Qual und Eifersucht — ja Eifersucht — in diesen Jahren durchkämpft hatte, stürmte verzehnfacht in diesen Augenblicken auf sie ein, und vor ihrer Seele stand das Bild der verlockend schönen Hildegunde von Wolff mit ihrem goldigen Haar und den feucht schimmernden Augen, von welcher sie wußte, daß sie in Marburg weilte.

„Komm, Hedwig, nimm Dich zusammen,“ sagte Jutta mit strengerm Ton; denn auch ihr war eingefallen, wie wenig Hedwigs Betragen ihr ein Recht gab, Rücksicht zu erwarten. „In wenigen Minuten wirst Du wissen, was es ist, und ertragen mußt Du es, was es auch sein mag.“

Der Ritter hatte erstaunt auf die Frauen gesehen, er begriff nicht recht, was vorging; jedoch, bevor er eine Frage thun konnte, hatte Meinhard die Thür geöffnet, und der Mönch stand auf der Schwelle.

„Willkommen, herzlich willkommen, Pater Walthalun,“ rief ihm Herr Hermann entgegen und beugte das Haupt, um den Segen zu empfangen, den der Pater mit dem Zeichen des Kreuzes allen Anwesenden erteilte.

Erst dann trat er weiter vor und grüßte mit freundlichem Neigen die Frauen und den Ritter, der ihm die Hand bot und sich erheben wollte, woran der Pater ihn aber verhinderte.

„Ihr seid uns schon als Überbringer guter Nachrichten verkündet, und Ihr wißt ja, daß ein Glücksbote zwiefach willkommen ist und doppelten Lohn zu erwarten hat. Spannt uns nicht auf die Folter. Was ist's mit Götz? Hat er sich, wie Jutta denkt, die Hausfrau erwählt, welche neben ihm den Herrensitz der Halle teilen soll?“

„Ich glaube, Herr, das würde hier keine Neuigkeit sein; denn das that er wohl schon vor langer Zeit, und er wartet nur auf den Frieden, um sie heimzuführen. Es würde der jungen Herrin auf der hohen Burg auch allzu einsam sein,

wenn der Gemahl im Felde liegt und sie allein den Herd hüten müßte," erwiderte launig der Pater. „Doch wer von uns hätte wohl dem Hasser der Geduld diese Tugend zugetraut? Nun freilich, die Liebe soll die Lehrmeisterin zu allem Guten sein, und so wird sie auch bei ihm dies Wunder gewirkt haben. Mich hat er darüber nicht zum Vertrauten gemacht und that klug daran; was weiß der Mönch von Liebe und Eheglück? Nein, was ich zu künden habe, ist anderer Art!"

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich Hedwigs Lippen. Sanft machte sie sich aus Juttas Umschlingung los; doch die unbefangene frohe Freude, welche vorhin aus ihren Augen geleuchtet, kehrte nicht zurück; sie blieb bleich und verlegen.

„Nun, was Ihr auch Gutes bringt, Pater, Ihr sollt willkommen sein," sagte Romrod. „Aber willst Du nicht Meinhard aus der Halle hereinrufen, Jutta? Ich kann den alten Genossen, der seit einem Menschenalter getreulich Freude und Leid mit mir getragen hat, nicht so von ferne stehen sehen, wenn ich weiß, daß sein Herz sich ebenso wie das meine sehnt, zu erfahren, was Götz Gutes zu teil wurde."

Jutta willfahrte dem Wunsche des Großvaters. Während sie zur Thür schritt, um den Marschall hereinzurufen, kredenzte Hedwig dem Gaste den Trunk, der nach Landessitte gleich bei seinem Eintritt von dem Truchseß hereingebracht war.

„Was sagst Du dazu, Meinhard," rief gut gelaunt der Ritter seinem alten Marschall entgegen; „was sagst Du dazu, daß Götz die Wartburg gebrochen hat? Er ganz allein!"

„Was ich dazu sage, Herr? — Nun, daß es ihm ähnlich sehen würde, und daß, wenn er es nicht that, er es nur aus sonderlicher Bescheidenheit unterließ. Es würde den Landgrafen verlegen machen, weil ihm die Mittel fehlen würden, solchen Dienst so zu belohnen, wie es doch einem ansehnlichen Fürsten zukommt," erwiderte vollkommen ernsthaft der Geneckte.

Alle lachten und Romrod rief belustigt:

„Was sagt Ihr zu solchem Zutrauen, Pater? Was soll

ich alter Mann nun noch erwarten, um doch dem Enkel die Liebe des Ahnen zu erweisen, wenn mein Marschall ihm schon zutraut, was ich nicht überbieten kann, und wenn er ihm sogar ein Verdienst aus dem macht, was er nicht leistet?"

„So macht es mit ihm, wie Gott es mit uns macht, Herr," versetzte der Pater. „Erkennt seine Fehler und liebt ihn dennoch! Damit, dünkt mich, überbietet Ihr Meinhards Liebe, wenn es Euch darum zu thun ist."

„Als ob der Junker ..., wollte sagen der Ritter Götz Fehler hätte!" rief der Marschall mit verstellter Entrüstung. „Könnt Ihr solche Verleumdung anhören und schweigen, Jungfrau Hedwig?"

„Und noch dazu, wo Ihr doch gekommen seid, uns Gutes von ihm zu erzählen, uns also einen neuen Beweis seiner Vortrefflichkeit zu geben," scherzte Jutta.

„Das schlägt mich gänzlich," entgegnete mit kläglicher Miene Walthalun. „In der That ist dem gestrengen Herrn Ritter eine neue Belohnung zu teil geworden, unzweifelhaft für seine Tugend: der Landgraf hat ihn zu seinem und des Landes zu Hessen ersten Marschall ernannt." *)

Der Pater hatte zuerst scherzend gesprochen, aber ohne daß er es wollte, war seine Stimme bei der wirklich großen Auszeichnung, welche er kündete, ernst und feierlich geworden.

„Heil dem Landgrafen Heinrich von Hessen, der die Tugend zu erkennen vermag, und Heil dem Marschall Gottfried von Rodenstein!" rief Meinhard mit lautem Jubel und schwang in selbstvergessener Freude die flache Lederkappe, welche er seit seinem Eintritt in der Hand hielt.

„Das ist wahrlich eine gute Botschaft, die Ihr mir da heraufgetragen habt, Pater Walthalun," sagte der Ritter mit

*) Gottfried von Rodenstein war der erste Marschall von Hessen. Die Würde war noch nicht erblich. Nach ihm ward Heinrich von Romrod Marschall.

bewegter Stimme. In seinen freundlichen blauen Augen standen Thränen, und er legte die Hände im Gebet zusammen.

„Ich danke Gott und allen Heiligen, daß sie es mich erleben ließen, solche Ehre auf meines Kindes Kind Haupt zu sehen. Gott möge ihn segnen und bewahren, auf daß er sich des hohen Amtes, welches seines Fürsten Gnade ihm gewährt, immer würdig erweise!“

Eine kurze Stille trat ein, als der Alte schwieg; denn gleich wie er hatten auch die andern die Hände gefaltet und das Haupt zum stillen Dankgebet geneigt.

„Amen!“ sagte dann der Priester leise und schlug das Zeichen des Kreuzes über Haupt und Hände des Greises. Dieser richtete sich auf:

„Gehe hinaus, Meinhard,“ befahl er, „künde allen Mannen im Hofe, welche Freude dem Hause Deines Herrn widerfahren ist, und sage dem Truchseß, daß er ein Festmahl richte für alle Genossen und Knechte. Heute soll jeder mit mir fröhlich sein!“

„Ist es so hohe Ehre, die Götz widerfuhr?“ fragte Hedwig schüchtern.

„Ja Kind, es ist große Ehre,“ antwortete der Ritter, „Ehre, Auszeichnung und ein Beweis des Vertrauens, den der Landgraf nur einem Ritter geben konnte, den alle achten. Nicht nur, daß Gottfried fortan meist in der Nähe des Fürsten zu verbleiben hat, auch die Führung der Adelsfahne ist mit diesem Amte verbunden. Bei allen feierlichen Gelegenheiten hat er sie den Rittern aus den alten Geschlechtern des Landes voranzutragen, den Vorsitz auf den Landtagen zu führen, und die Gerichtsbarkeit über alle Diener des Hofes ist damit in seine Hand gelegt. Nur einen Ritter, den alle gleichmäßig hochschätzen, konnte der Fürst auf diesen Platz erheben, und daß Götz sich ein solches Vertrauen erworben, das ist es, was mir vor allem das Herz bewegt!“

„Der Landgraf,“ — nahm Walthalun das Wort — „kann gar nicht ohne seinen „lieben Götz“ sein. Er fehlte ihm die ganze

Zeit schmerzlich; das erkannten alle, die um ihn waren. Es ist merkwürdig, wie diese beiden Naturen sich ergänzen. Heinrichs bedenkliches Zaudern bekommt einen Sporn durch Götzens Heißblütigkeit, und hinwiederum mäßigt des Landgrafen Besonnenheit des Ritters Hitze. So geht es in allen Dingen, und jeder kann leicht sehen, wie notwendig beide Freunde einander sind. Daher kam es, daß fast alle andern Ritter dem Fürsten rieten, Götz zum Marschall zu ernennen. Die Herzogin hätte gern einen ältern Mann in diesem Amte gesehen, und viel wurde auf der Burg mit dem Landgrafen, und in den Herbergen mit den Herren darüber verhandelt, bis Heinrich von Gleiberg, der alte Statthalter, und mein Bruder Konrad den Ausschlag gaben. Sie sagten, daß neben einem jungen Fürsten wohl auch ein junger Marschall gebieten könne, und zeigten an den Herren in der Versammlung umher, daß ja auch die grauen Bärte im Rate des Fürsten nicht fehlten. So wurde mit Zustimmung aller Gottfried von Rodenstein zum Marschall erwählt."

„War er denn in Marburg anwesend?" fragte Jutta.

„Nein, er weilte auf dem Methelstein bei Eisenach und hatte dort durch die beständige Bedrohung von der Wartburg viel Ungemach zu erleiden. Der Landgraf ertrug nur mit Ungeduld seine lange Abwesenheit und drang darauf, daß er sein Marschallamt antrete. Hans Diede vom Fürstenstein löste ihn ab; Götz ist seit einigen Tagen in Marburg und kommt morgen hierher."

„Kommt morgen hierher?" riefen der Ritter und die Frauen mit freudigem Erstaunen.

„Und das sagt Ihr uns erst jetzt?" fügte Jutta vorwurfsvoll hinzu.

„Wann hätte ich es denn schon sagen können?" verteidigte sich der Pater. „War denn während der ganzen Zeit, die seit meinem Eintritt hier vergangen ist, ein Augenblick ungenützter Stille?"

„Das muß Meinhard wissen," sagte Hedwig und erhob sich.

Sie trat in die Hallenthür und rief ihn herbei. Mit raschen Worten teilte sie ihm die Nachricht mit, dann flog sie die Treppe hinauf in ihr Gemach und suchte die Einsamkeit, um zu verbergen, was in ihr stürmte. Morgen! Morgen mußte sie ihn nach so langer Zeit wiedersehen! Jedes Hindernis schien hinweggeräumt. O Gott, und sie? Wie konnte, wie durfte sie ihm begegnen? Sie sank in die Knie und barg ihr Haupt in den Kissen ihres Lagers; schluchzende, verzweiflungsvolle Bitten stiegen zu der Jungfrau auf, sie bat kaum noch, sie forderte Erhörung, und es schien ihr selbst unmöglich, daß sie solche nicht finden sollte.

* * *

Festlich verlief das Mahl in der Halle, die Heil- und Jubelrufe der Mannen und Knechte fanden kaum ein Ende, und jede neue Kanne, die der Truchseß aufstellte, gab neue Veranlassung zu Hochrufen und Trinksprüchen, deren Erfüllung für Jahrhunderte das Wohl des Fürstenhauses von Hessen und das der Geschlechter Romrod und Rodenstein würde gesichert haben.

Die Halle hatte sich noch nicht geleert, als der Ratsherr Wenigen und seine Hausfrau eintraten, um dem Ritter und Jutta ihre wohlgemeinten Glückwünsche zu sagen. Durch Knechte, welche in der Stadt zu thun gehabt hatten, war die Nachricht von dem, was geschehen, schon in derselben verbreitet, und Jutta entbehrte nun die Freude, der teilnehmenden Ursula die ersten Mitteilungen machen und sich an dem Erstaunen der Freundin ergötzen zu können. Jedoch die Aufregung der kleinen Frau hatte sich noch nicht gelegt, und sie, der die Worte doch sonst reichlich zu Gebote standen, wiederholte nur ihren ersten Ausruf:

„Ich habe es Euch immer gesagt!“

„Was hast Du eigentlich immer gesagt?“ fragte endlich Jutta neckend die beharrliche Freundin. „Wußtest Du, daß Götz Marschall von Hessen werden würde?“

„Nein, ... und doch .... wenn auch nicht gerade Marschall, so wußte ich doch immer, daß er es zu etwas Großem bringen würde,“ verteidigte sie sich lachend. „Das müßt Ihr

doch noch wissen, Jutta, wie oft ich ihn in Schutz nahm, wenn Ihr unzufrieden mit dem Knaben waret?"

„Nun freilich, für Dich war's leicht genug, für mich aber war es keine kleine Aufgabe, den eigenwilligen Trotzkopf zur Geduld zu bringen."

„Ach, Ihr waret damals selbst recht ungeduldig und hattet durchaus nicht die stattliche Ruhe von heute. Wie oft mußte ich Euch mahnen!"

Alle lachten laut und fröhlich auf bei der Versicherung der lebhaften Frau, daß sie jemals Jutta hätte zur Ruhe mahnen müssen, und sie lachte selbst am lautesten und fröhlichsten mit.

„War wirklich Jutta jemals unzufrieden mit Götz, Frau Ursula?" forschte der Ritter belustigt. „Seht, das erfahre ich heute zum erstenmale. Sie war selbst noch ein Kind, da nannte sie ihn schon: mein Knabe, rühmte seine Vortrefflichkeiten und suchte ihn vor jeder Bestrafung zu wahren. Damals war sie in ihrer Liebe fast noch thörichter wie Meinhard; aber es gelang ihr, sein Selbstbewußtsein und seinen Eigensinn zu brechen. Oft habe ich darüber gestaunt und mich gefragt, mit welchen Mitteln sie wohl dies Wunder wirkte?"

„Ich war eben schon früh sehr weise," nickte die junge Frau heiter lächelnd, „und meine Ermahnungen waren, wie Ihr seht, sehr eindringlich, sie trugen fast immer Frucht. Mein lieber Knabe," setzte sie dann mit einem so zärtlichen Tone hinzu, wie sie ihn nur für Götz hatte. „Er war immer so gut und so verständig!"

„Nun, nun, Jutta," warnte der Großvater. „War der Trotz und Eigenwille, den selbst ich nicht immer brechen konnte, verständig?"

„O Großvater, wie Ihr meinen Knaben verkennt. Er gehorchte stets, wenn man ihn nur zur richtigen Einsicht brachte."

„Also einsichtig war er auch?" spottete Herr Hermann.

„Gewiß, das war er," versicherte Jutta mit einem Ernst und einem Zug von Festigkeit um die Lippen, der lebhaft an den Bruder mahnte. „Von jeher war er einsichtig, wahrhaft, treu und stolz auf Ritterwort und Ehre, und wenn er dabei

eigensinnig, ungeduldig und heftig ist, so könnte er jenes nicht in so hohem Grade sein, wenn er dies nicht wäre. Auch darum liebe ich ihn; denn alles dies zusammen macht ja meinen lieben Knaben. Würde er „Er“ sein, wenn er anders wäre?“

„Ist es nicht erstaunlich,“ mischte Pater Walthalun sich ein; „wie gern wir uns bei einem Menschen, den wir lieben, der unsere stolzesten Hoffnungen erfüllt, seiner kindlichen Unarten mit Zärtlichkeit erinnern und besonderes Wohlgefallen daran finden? Auch mir ergeht es so mit meinem Bruder Konrad. Wenn man rühmt, was er leistet, wenn ich selbst sehe, wie er nur für andere zu leben scheint, so gedenke ich mit vermehrter Liebe seiner Fehler und der Thorheiten, die er als Knabe beging. Wenn ich ihn mir so hoch über meinen eignen Verdiensten denken muß, so ziehe ich ihn an diesen Erinnerungen wieder zu mir herab und fühle mich ihm dadurch näher. Und so geht es nun auch mit Götz. Mit Vorliebe gedenke ich seiner Knabenzeit, als er bei uns in Hasungen weilte. Ihr hattet ihn gebracht, Herr Hermann, und da Ihr weggeritten waret und ich ihn suchte, fand ich ihn endlich am Halse seines Pferdes hängend. Widerwillig folgte er mir zu den Büchern; mißmutig führte er den Schreibstift, den er: das unritterliche Ding benannte, und mühsam lernte er, was er im Herzen verachtete, von dessen Nützlichkeit er aber die von Frau Jutta gerühmte Einsicht hatte!“

Der Ratsherr, welcher neben Hedwig saß und bisher nur leise mit dieser gesprochen hatte, mischte sich jetzt in das Gespräch und sagte lächelnd:

„Bürgerliche Hantierung nannte Junker Götz die Kunst des Schreibens und entschuldigte es förmlich bei mir, daß er sie lerne. Er sah es lange Zeit als Kränkung seiner Ritterehre an, wenn man nach den Fortschritten seines Fleißes fragte, und schätzte den Gewinn des Friedens gering.“

„Jetzt urteilt er anders,“ sagte Herr von Romrod.

„Gewiß,“ bestätigte Werner. „Vieles haben die Jahre im Urteil der Herren gewandelt, und nicht weniges trugen die

Patres in Hasungen dazu bei. Ich muß Euch rühmlich nachsagen, Pater Walthalun, daß Eure Schüler gute Lehre und Sitte im Lande verbreiten helfen, und daß sie auch anderes achten, als rohe Gewalt."

Der Pater winkte dankend und geschmeichelt dem Bürger mit der Hand.

„Wir suchen nach Vorschrift des heiligen Benedikt die Gesittung, so weit wir können, durch Lehre und Beispiel zu verbreiten und den Nutzen, den die friedliche Pflege des Ackers bringt, anschaulich zu machen," sagte der Pater. „Vieles ist schon geschehen; doch bleibt noch weit mehr zu thun übrig. Die Liebe zu den Schriften der Alten und der Kirchenväter zu erwecken, lasse ich mir besonders angelegen sein. Aber noch ist viel Platz unter meinen Zuhörern, und selten finde ich so freudige, ausdauernde Teilnahme, als ich sie mir wünsche. Euer Gemahl, Frau Jutta, hörte gern zu, wenn ich ihm vorlas, und immer bedauerte er, daß er nicht mit auf der Schülerbank gesessen hatte."

„Herr Stephan von Schartenberg gehörte in allen Dingen zu den Besten des Landes," versetzte Werner. „So lange ich lebe, werde ich seiner nicht vergessen, und niemals sitze ich hier am Feuer, ohne zu wünschen, er möchte mit uns sein!"

„Mein Gemahl?" fragte Jutta. „Ich glaube fest, daß er unter uns ist und sich mit uns freut. Er war oft abwesend während seines Lebens, aber niemals hatte ich dann so das Gefühl, daß er mir im Geiste nahe sei, wie ich dies jetzt habe. Er ist von uns gegangen, aber wir haben ihn nicht so verloren, wie man Lebende verlieren kann, und je längere Zeit vergeht, um so mehr fühle ich mich ihm nahe und verbunden. Seiner Gegenwart und Teilnahme an allem, was mich bewegt, bin ich mir beständig bewußt; seiner Liebe bin ich immer gleich sicher; von seinem Wunsche, daß ich glücklich und froh sein möchte, bin ich ebenso überzeugt, wie davon, daß ihm die Seligkeit des Himmels gewährt ist. Wohl entbehre ich ihn, aber ich ersehne ihn nicht zurück; denn ich weiß, daß er das bessere Los hat."

„So sprecht Ihr recht, edle Frau," sagte der Pater. „Das ist die rechte Trauer um die, welche von uns gegangen sind, die aber in Zeit und Ewigkeit die unsern bleiben. Wenn Gott unsern Geliebten die ewige Seligkeit gewährt, so fordert er doch von uns, die wir leben, daß wir voll und ganz des Lebens Pflichten erfüllen, und irdisches Glück und Leid auf uns nehmen, so lange wir hienieden wandeln. Legte nicht Christus selbst, da er am Kreuze hing, Maria einen andern Sohn ans Herz, auf daß der Platz nicht leer bleibe, und forderte er nicht von dem, den er am meisten geliebt, daß er fortan an seiner Stelle stehe?"

Das Gespräch verstummte und brach ab; denn noch andere Gäste kamen aus der Stadt herauf, die dem angesehenen Ritter ihren Anteil bezeigen wollten. Mit Freuden sah Jutta, wie heiter und frisch der Großvater an allem teilnahm. Nur Hedwig war ernst und oft ganz unteilnehmend an dem, was vorging. Vergeblich hatte Frau von Schartenberg versucht, einige vertraute Worte an sie zu richten; sie war während des ganzen Tages so sehr in Anspruch genommen, daß sie die Zeit dazu nicht wohl fand, trotzdem es schon seit dem Morgen ihre Absicht war, dem Mädchen endlich jene Bitte auszusprechen, welche der sterbende Baumbach von ihr hatte fordern lassen. Schon öfters hatte sie daran gedacht, aber immer hatte der schickliche Anlaß gefehlt. Als sie am heutigen Morgen durch Hedwigs auffallendes Benehmen lebhafter an ihre übernommene Verpflichtung erinnert wurde, hatte der Eintritt Walthaluns sie verhindert, derselben gleich nachzukommen.

Heute aber, das hatte sie sich gelobt, sollte das verpfändete Wort eingelöst werden. Als schon alle zur Ruhe gegangen waren, trat sie deshalb noch einmal in Hedwigs Kammer ein.

Es fiel dieser nicht auf; denn oft war sie irgend einer vergessenen Frage wegen zu der Jungfrau gekommen, Jutta jedoch war im Bewußtsein ihrer Absicht verlegen und wußte nicht recht, wie sie ihre Bitte, die ihr mit einemmale wieder ganz ungehörig und widersinnig erschien, einkleiden sollte.

Hedwig saß noch angekleidet auf ihrem Lager und sah aus ihren großen schwarzen Augen fragend zu der vor ihr Stehenden auf. Langsam strich sie die Haare, die ihr über die Stirn gefallen waren, zurück und schien eine Anrede zu erwarten. Das machte Jutta noch befangener. Sie stellte das Licht, welches sie in der Hand hielt, auf einen Tisch und setzte sich neben Hedwig, die immer noch schweigend verharrte.

„Hedwig, ich habe Dir eine Bitte auszusprechen," klang es endlich von den Lippen der Frau an das Ohr des Mädchens.

„Sprecht!" antwortete diese mit gepreßtem Ton und wußte selbst nicht, warum ein Gefühl von angstvoller Erwartung ihr den Atem zu jedem weitern Wort benahm.

„Ich komme, Dich zu bitten, meines Bruders Gottfried Weib zu werden, wenn er . . . . .!"

Jutta konnte nicht vollenden, was sie noch hatte zufügen wollen; denn mit einem leisen, fast jubelnden Schrei war Hedwig an ihrer Seite herab auf die Kniee geglitten und lag, das schöne Gesicht von dunkler Glut übergossen, die vorher so ernsten Augen in Freude strahlend, die Arme mit gefalteten Händen hoch erhoben, neben ihr, wie eine von schwerem Bann Erlöste. Sie schien zu beten, doch nur die Worte:

O heiligste Jungfrau! Gnadenreiche Jungfrau!" drangen verständlich an Juttas Ohr, welche mit sprachlosem Erstaunen über die Wirkung ihrer Worte dasaß.

Es dauerte eine geraume Weile, bis Hedwig ihrer Anwesenheit sich wieder bewußt wurde und scheu aus großen Augen zu ihr aufsah. In lieblicher Verwirrung stand sie auf, und zu ihr hintretend, fragte sie leise, ihre Hand fassend:

„Ihr bittet mich darum, Frau Jutta, Ihr? Ist das Euer Wunsch?"

„Wußtest Du das nicht seit langer Zeit?" fragte diese sanft, die glühende Wange des Mädchens streichelnd, das ihr niemals reizender erschienen war.

„Ich weiß nicht mehr, ob ich es einmal gewußt. Es ist so lange her seit ......“ Sie brach beschämt ab.

„Was ist lange her? Zweifeltest Du daran? Haben wir es Dir je an Liebe fehlen lassen, Hedwig? Haben wir Dir nicht immer gezeigt, was wir wünschten?“

„Immer? Auch als ich bei Euch auf dem Schartenberg weilte?“

„Gewiß, auch damals. Erkläre doch deutlicher, was Du meinst. O Kind, Du warst mir ein Rätsel seit manchem Tag; doch was konnte ich thun?“

Hedwig schüttelte leise das Haupt.

„Erklären,“ sagte sie —, „kann ich es Euch nicht. Sagt doch, war es Euch nicht unerwünscht, wenn Götz so oft nach dem Schartenberg kam, Euch und Herrn Stephan?“

„Unerwünscht, wenn Götz nach dem Schartenberg kam?“ fragte, sich besinnend, die Edelfrau und legte die Hand an die Stirn. „Damals,“ fuhr sie dann nach kurzem Besinnen langsam fort, „warst Du halb noch ein Kind, mir von der Herzogin anvertraut und eine reiche Erbin. Meines lieben Knaben Besitz war fast ganz in fremder Hand, und ich erinnere mich, daß ich den Schein vermeiden wollte, ich hätte Dich, die reiche Maid, dem armen Bruder verhandelt. Ich wollte Dir die Freiheit bewahren, bis die Herzogin zurückgekehrt war und Gottfried Dich von ihr fordern konnte. Doch Stephan dachte nie so eng; er lachte über mich und glaubte, Deine Liebe würde meiner Rechnung spotten. Du selbst aber machtest später Götz jede Werbung unmöglich.“

Hedwig stand beschämt.

„Ja, ich wußte seit lange schon,“ seufzte sie, „daß mein, mein ganz allein die Schuld ist. Aber Gott und der heiligen Jungfrau sei Dank, nun kann ja noch alles gut werden.“

„Willst Du mir nicht sagen, welche Schuld Dein war, und was meine wenigen Worte gut zu machen vermögen?“

„Erlaßt es mir,“ bat Hedwig und setzte sich auf einen

Schemel zu Juttas Füßen, schmeichelnd ihre Hände streichelnd. „Ich kann es Euch nicht sagen. Laßt es Euch genügen, daß ich glücklich bin.“

„Nein, Hedwig, Du irrst, meine Bitte kann Dir gar nichts helfen. Ich sprach nicht in Götzens Auftrag; die Bitte kam allein von mir, und wenn Götz nicht selbst die Frage stellt, so können Dir meine Worte gar nichts nützen.“

„Ich weiß es,“ nickte Hedwig von neuem errötend und die Augen senkend. „Ich weiß es, und dennoch ist sie für mich Erlösung von einer großen Schuld. Die heilige Jungfrau, die sie Euch in den Sinn gab, wird auch das andere fügen, ihr vertraue ich fest!“

„Die heilige Jungfrau?“ fragte Jutta aufstehend. Sie wollte etwas hinzufügen, doch sie schwieg. Ihr widerstrebte, zu sagen, wer jene Bitte ihr auf die Lippen und ans Herz gelegt hatte.

„Ja, es ist gut und heilsam, sich in aller Not an die gnadenreiche Mutter zu wenden. Sie nehme Dich immerdar in ihren heiligen Schutz,“ sagte sie, Hedwig zu sich heraufziehend und umarmend. Dann griff sie nach ihrem Leuchter, und mit einem herzlichen Wunsch für die Nacht schritt sie hinaus, um ihre eigne Kammer aufzusuchen.

* * *

Es war noch frühzeitig am andern Morgen, als der neue Marschall von Hessen, Ritter Gottfried von Rodenstein, am südlichen Thore der Stadt Kassel Einlaß begehrte und nach kurzer Begrüßung mit dem alten, wohlbekannten Thorwart die kleine Gasse durchritt und über den Kirchplatz hinüber den Weg zum Burghof einschlug, dessen Thor zu seinem Empfang schon weit geöffnet stand. Er war seinem kleinen Gefolge gewappneter Knechte vorausgeeilt. Im Hofe hatte man das Herankommen des einzelnen Reiters nicht beachtet, so daß er schon abgestiegen war und die Zügel seines Pferdes einem Knechte zugeworfen hatte bevor Meinhard mit andern Mannen zu seiner Bewillkommnung herbeieilte.

Darüber hatte der Alte die feierliche Rede vergessen, die er sich zur Begrüßung des jungen Ritters ersonnen, und in dieser Verlegenheit fand er nur die Worte der alten vertrauten Anrede.

„O Junker Götz, einem so über den Hals zu kommen," rief er, halb lachend, halb weinend die dargereichte Hand ergreifend. „Reitet so der erste Marschall von Hessen in den fürstlichen Burghof ein und verdirbt den Mannen alle Freude des Empfanges? Doch es sieht Euch gleich. Immer mußte alles nach Euerm Kopfe gehen, und mir, das wißt Ihr, seid Ihr willkommen, wie Ihr auch kommt!"

Gottfried lachte.

„Mein alter Meinhard," sagte er herzlich, „wäre es nicht traurig, wenn es wirklich etwas geben könnte, was zwischen uns einen Unterschied machte?"

Unterdessen waren die Reisigen und Knechte von allen Seiten herbei geeilt, und ihre lauten Zurufe tönten freudig über den Hof. Auf der Schwelle zur Halle erschien, auf die Enkelin sich stützend, der alte Landrichter. Er war mit der vollen ritterlichen Kleidung geschmückt, in welcher man besonders geehrte Gäste auf den Burgen zu empfangen pflegte. Über dem kurzen, reich gestickten Waffenrock von dunkelm Samt trug der Ritter am weißen Gurt sein breites Schwert, dessen kreuzförmiger Griff, reich vergoldet und mit blitzenden Edelsteinen geziert, ihm vorn über der Brust lag. Der mit dem Wappenschild bestickte Mantel, welchen eine breite goldene Tassel schloß, deckte ihm die Schulter, und eine Samtkappe mit langer, im Nacken herabhängender Klappe die spärlichen weißen Haarlocken. So trat er dem Enkel entgegen, der rasch voran eilte, um den Greis zu verhindern, in den kalten Hof hinaus zu treten.

Aber bevor Götz herankam, stand Herr Hermann schon unten, und die Hand ihm entgegen reichend, rief er:

„Sei willkommen, Du erster Marschall von Hessen!"

Der stattliche junge Ritter hatte den Eisenhelm vom blonden Haupte genommen, und vor dem Großvater ange-

langt, beugte er das Knie, um mit dem gebräuchlichen Kusse auf die Stirn den Gruß des Ahnen zu empfangen.

Der Alte aber hob die Hand und legte sie auf den vollen blonden Scheitel des Jünglings.

„Sei gesegnet, Du Freude meines Alters!“ sagte er bewegt.

Götz faßte nach der Hand, um sie zu küssen, und zog dann stumm den Arm des Ritters in den seinen, ihn zur Halle zurück zu führen. Sprechen konnte er nicht. Schon in den Tagen, da er noch ein Knabe war, fand er keine Worte, wenn ihm das Herz bis zum Überfließen voll war; er reichte auch der Schwester nur schweigend die Hand.

„Nein,“ sagte Herr Hermann und wandte sich weiter in den Hof hinaus, wo nach der Mauer hin sich der freie Blick ins offene, schneebedeckte Land darbot, „nein, nicht in der engen, düstern Halle, sondern hier unter Gottes freiem Himmel, angesichts des Landes, dem wir uns gelobt und dem Du dienen wirst in Ehren und Treue, will ich Dich begrüßen und mahnen. Hier, wo wir häufig beieinander gestanden haben, wirst Du meiner gedenken, so oft Du hierher zurückkehrst. Wenn Du Dich alsdann mancher Stunde und manchen Wortes entsinnen wirst, das wir hier miteinander geredet haben, so wünsche ich, daß auch diese Stunde Dir im Gedächtnis lebe, in der ich Dir sagen will, daß Du meine Hoffnungen erfüllt hast und daß ich meine Liebe belohnt sehe.“

„Großvater, ich danke Euch,“ flüsterte der junge Ritter erschüttert und legte seinen Arm um die Schulter des alten Mannes, der fortfuhr:

„Die Halle wird sich wandeln, andere werden darin weilen, andere Zeiten und Sitten werden das Gewohnte verrücken, und wenn Du nach Jahren zu ihr zurückkehrst, so wird sie Dir vielleicht kaum noch als die vertraute Stätte erscheinen, die sie uns so lange gewesen ist. Hier aber wird sich nichts wandeln. Unverändert treu wirst Du wiederfinden, was Du heute verläßest. Wie viele Jahre auch vergehen mögen, ehe Du wiederkehrst, die-

selben Berge mit ihren Wellenlinien werden Dir den Blick begrenzen, unablässig wird der Fluß seine Wasser durch das Thal strömen lassen, sei es durch Sommersgrün, sei es unter Eis und Schnee. Er wird seine Bahn ziehen in beständiger Unbeständigkeit, unwandelbar im Wandel. Die Wiesen werden grünen und blühen, die Wälder sprossen und welken, auf den Äckern wird man säen und ernten. Das alles wird das Gleiche bleiben immerdar. So oft Du den Blick von hier auf dem Lande wirst ruhen lassen, dem Du angehörst, dem Du dienen sollst und welches Du lieben mußt, wirst Du es geschmückt finden mit all der unvergänglichen Schönheit, die Gott ihm schenkte von Anbeginn der Erde an, die mein Herz gewann und festhielt, und die auch das Deine halten soll!"

„Die Liebe Deines Fürsten," fuhr der alte Mann nach kurzer Pause fort, nicht Dein Verdienst hat Dich zum Marschall dieses Landes erhoben. Das Vertrauen Deiner Genossen hat die Wahl gutgeheißen. Wie Heinrich der erste Fürst dieses Landes ist, so bist Du sein erster Marschall. Noch in fernen Zeiten wird man von Euch singen und sagen; denn ob die Ersten dem Lande zum Heil oder Unheil gelebt, davon hängt Gedeihen oder Verderben ab. O, wenn Du beitragen kannst, Götz, so laß es zum Gedeihen sein!

„Siehe, ich war noch nicht so alt, wie Du jetzt bist, da rüstete 1196 Landgraf Hermann I. von Thüringen seinen Kreuzzug. Mein Vater, der gern einen der Seinigen bei dem frommen Werk beteiligt sehen wollte, bestimmte mich dazu und brachte mich selbst hierher auf die Burg, von der aus des Landgrafen Bruder die Lande von Hessen verwaltete. Hier an dieser Stelle nahm er Abschied von mir, und ich sah ihn zum letztenmale; denn als ich heimkehrte, war er in die ewige Heimat gegangen. Aber, wie auch seitdem das Leben alles gewandelt hat, unverändert wie damals liegt das Land vor meinen Augen, und so oft ich hierher trete, gedenke ich des Vaters und des Spruches, den er mir in jener Abschiedsstunde

zur Richtschnur des Lebens mitgab, und der mir Führer blieb in aller Fährlichkeit.

„Mehr als heute waren damals die Sprüche der heiligen Schriften gekannt und den Menschen vertraut. Die Kreuzzüge, sowie die langen Kämpfe der armen Waldenser hatten die Herzen gewaltig bewegt, und Worte aus dem heiligen Buche Gottes waren Wehr und Waffen geworden, auch im Munde des Laien. Nicht nur die Priester kannten sie, sie lebten auch im Volke und wurden hoch und heilig gehalten von Geschlecht zu Geschlecht. Darum sage auch ich Dir heute den alten Spruch, mein Götz, und bitte den Himmelsherrn, daß er ihn Dir sein lasse, was er mir mein ganzes Leben war, ein Stab auf allen meinen Wegen und eine Stütze in jeder Not: Mein Sohn, Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigst, noch thust gegen Gottes Gebot! So lautet er."

Eine längere Stille folgte den eindringlichen Worten des Greises, der mit einer aus dem Herzen kommenden Bewegung und Wärme gesprochen hatte. Je seltener es vorkam, daß der alte Ritter aussprach, was ihm im Gemüt lebte und den Sinn bewegte, um so gewaltiger war auch der Eindruck, den er damit auf seine beiden Zuhörer gemacht hatte. Götzens schnelle, laute Atemzüge verrieten seine Aufregung, und Jutta wehrte den Thränen nicht, welche ihr langsam über die Wangen rollten. Beide hatten eine Hand des Großvaters gefaßt, der sie vor sich zusammen hielt, und so vereinigt standen diese drei so innig verbundenen Menschen da, ein Bild der edlen Vergangenheit inmitten der hoffnungsreichern Zukunft.

„Lieb und vertraut vor allen andern war mir immer dieser Platz," unterbrach endlich der junge Marschall das Schweigen. „Hier zumeist haften mir alle lieben Erinnerungen von den Tagen an, da ich im Sande zu Juttas Füßen spielte, bis heute, und so wird es bleiben. Auch wenn ich fern bin, werde ich diese Stelle und diese Stunde nicht vergessen, Großvater,

und bis ins höchste Alter will auch ich der Lehre eingedenk bleiben, welche ich hier von Euch empfing. Wie Euer Vater sie Euch, und Ihr sie mir mitgabt auf den Lebensweg, so will ich einst meine Nachkommen damit mahnen und die Heiligen anflehen, daß sie die Lehre lebendig erhalten in meinem Stamme, so lange er auf Erden blüht!"

„Möchten sie es Dir in Gnaden gewähren, Götz, und möchte sich immer Segen, Recht und Liebe von hier ausbreiten auf mein liebes Land," versetzte der alte Landrichter. „Doch jetzt laßt uns hineingehen. Es weht kalt vom Flusse herauf, der Wind kommt scharf über die Berge und der Alte ist empfindlich geworden für die Unbilden des Wetters. Auch wird Hedwig ungeduldig sein, Dich zu begrüßen. Warum ist sie nicht mit heraus gekommen? wandte er sich fragend zur Enkelin, während er dem Hause zuschritt. „Sie gehört doch mit zu uns."

„Aber sie rechnet sich schon lange nicht uns angehörig und zeigt es bei jeder Gelegenheit," fiel Götz ein und zog unmutig die Brauen zusammen.

„Sie dachte wohl, daß heute dem Großvater des Enkels erster Gruß allein gehöre," entschuldigte sie Jutta. „Sie erwartet uns in der Halle. Du wirst sie verändert finden, Götz," richtete sie ihre Worte an den Bruder. „Mache es ihr leicht, Dich zu begrüßen!"

Gottfried gab keine Antwort und trat zurück, um Jutta und den Ritter zuerst eintreten zu lassen.

Hedwig kam ihnen entgegen; sie sah sehr lieblich und heiter aus. Die herbe Strenge, die sie so lange bei jeder Begegnung mit Götz gezeigt, war aus ihren Zügen gänzlich verschwunden, und der kindliche Ausdruck sowie die leichte Scheu und Verwirrung, mit der sie heranschritt, gab ihr in Götzens Augen eine neue Schönheit. Jutta sah ihn an und bemerkte sehr wohl die Bewegung, die er machte, um schneller vorzugehen; aber er bezwang sich und blieb zurück.

„Ihr bliebet so lange draußen," sagte Hedwig verlegen,

„ich wäre beinahe gekommen, nach Euch zu sehen.“ Dann faßte sie sich ein Herz, ging näher an Götz heran und bot ihm, ohne aufzusehen, die Hand.

„Seid willkommen, Götz, und herzlich gegrüßt als Marschall von Hessen,“ sagte sie.

„Ich danke Euch, Jungfrau!“ antwortete er förmlich und ergriff die dargebotene Hand. Eine flammende Röte stieg ihm ins Gesicht, als er fühlte, daß sie ihm nicht wieder, wie seit so manchem Jahr, entzogen wurde. Er umschloß sie fester, und ein Gefühl lang entbehrten Glückes strömte auf ihn ein, als er den leisen Druck empfand, mit dem das Mädchen seinen Gruß erwiderte.

„Hedwig?“ fragte er leise, sich zu ihr herabneigend und versuchte, ihr in die Augen zu sehen.

Sie wich dem Blicke aus, aber litt es, daß er sie näher heranzog, und als er wagte, den Arm um sie zu schlingen und ihr gesenktes Antlitz zu sich emporzuheben, erglühte sie wohl in dunklem Purpur, aber wehrte ihm nicht mehr, alles aus ihren Augen zu lesen, was von Liebe und Glück für ihn darin stand.

„Endlich, Hedwig,“ rief er glückstrahlend, da er sie in seinen Armen hielt und sich die Thür hinter dem Großvater und Jutta geschlossen hatte, „endlich läßsest Du Dich finden. So hoch stand Dir der Sinn, daß ich erst Marschall sein mußte, bevor Du Dir meine Werbung gefallen ließest?“ scherzte er heiter.

„Lieber, alter Götz!“ antwortete sie nur, und sie hätte kein Liebeswort erfinden können, welches ihm süßer und teurer ins Herz geklungen wäre, als diese alte vertraute Rede ihrer Kinderjahre.

* * *

Als einige Tage später Götz von Hedwig selbst erfahren hatte, welch ein geringer Anlaß diese jahrelange Entfremdung herbei geführt, barg er ihr nicht, wie tief er von ihrem Verhalten verletzt gewesen war.

„Ich glaubte in der That, Du hättest edlere Beweggründe

gehabt als verletzte Eitelkeit," sagte er ihr ernst. „An Deiner Liebe zweifelte ich nicht, und deshalb ließ ich Dich ruhig gewähren. Wenn es mir Schmerz bereitete, Dich so fremd und kalt mir begegnen zu sehen, so dachte ich doch niemals, daß Du freventlich mit unserm Glück spielst, und hoffte bestimmt, daß die Zeit das Rätsel lösen würde."

„Aber was glaubtest Du denn?"

„Das weiß ich kaum genau zu sagen, doch kam mir zuweilen in den Sinn, daß irgend ein großmütiges Gelübde Dich binde, bis zum Frieden Dich mir zu versagen. Hast Du wohl jemals daran gedacht, wie es geworden wäre, wenn Jutta jene Bitte nicht ausgesprochen hätte?"

„Ob ich daran gedacht? O, Götz, mit Reue und Verzweiflung dachte ich daran bei Tag und Nacht. Oft, wenn Du kamst und gingst, hatte ich ein Gefühl der Schuld gegen Dich, als würde ich Dein Mörder sein, und hätte mich nicht die Hoffnung aufrecht erhalten, daß Deinetwegen die heilige Mutter Gottes helfen würde, so wäre ich gewiß gestorben. So groß war meine Reue, daß ich oft betete, Du möchtest eine andere lieben und glücklich sein. O wahrlich, Götz, ich betete darum, während mir das Herz fast brach..... Doch nun laß mich nicht mehr daran denken. Es ist vorüber; laß es uns vergessen!"

„Kannst Du so schnell vergessen?" fragte er fast traurig.

„Ob ich kann, weiß ich noch nicht," erwiderte sie und sah ihn ernsthaft und mit einem so angstvollen Ausdruck in ihren Augen an, daß er all seinen gerechten Unmut vergaß und sie fest in seine Arme schloß: „Ich will, nein ich muß vergessen, was hinter mir liegt, wenn ich je wieder ganz froh und glücklich sein soll. Hilf mir dazu! Zürne mir nicht mehr und denke daran, wie einsam und qualvoll ich gelebt."

„Ja, mein Lieb, wir müssen es beide vergessen," tröstete er sie und preßte seine Lippen auf ihren Scheitel.

„Aber eine Lehre wird es mir bleiben und ich gelobe Dir..."

„Gelobst Du schon wieder?"

„O laß nur," lächelte sie. „Was ich Dir jetzt geloben will, kannst Du ruhig geschehen lassen: Ich gelobe Dir, niemals wieder ohne Dein Vorwissen ein anderes Gelübde abzulegen als das, welches Du am Altar von mir fordern wirst."

Er antwortete nicht gleich, aber er nahm ihre Hände, die sie verschlungen im Schoße hielt, und zog sie an seine Lippen.

„Ich habe Deinen Schwur angenommen für Zeit und Ewigkeit," sagte er ernst und gab ihre Hände frei. „Aber weißt Du wohl, daß hiervon nichts Dich jemals wieder lösen kann? Auch keine Eingebung der heiligen Jungfrau!" setzte er dann scherzend hinzu.

Sie seufzte tief und erleichtert auf, und mit scheuer Zärtlichkeit zu ihm aufblickend, sagte sie, indem sie schüchtern ihren Kopf an seine Schulter lehnte:

„Nie und nimmermehr werde ich sie darum anflehen!"

„Bist Du des so sicher?" fragte er neckend, und legte den Arm um sie. „Ich möchte wohl wissen, was Jutta zu jener Bitte veranlaßte?" fuhr er nach kurzem Schweigen nachdenklich fort. „Ganz ungehörig war es doch von ihr; denn wie konnte sie wissen, ob ich nach all dem Vorgekommenen um Dich zu werben noch Lust verspürte?"

„Nein, gewiß nicht. Sie sagte mir, daß sie nicht in Deinem Auftrage spreche, daß es nur eine Bitte von ihr sei, und ich sah wohl, daß sie selbst nicht wußte, was sie that und welche Erlösung sie mir gab. O, glaube doch, die heilige Jungfrau hatte ihr die Worte eingegeben. Seit Pater Walthalun Dein Kommen angekündigt, hatte ich nicht abgelassen, zu der Heiligsten zu flehen. Unablässig lag ich ihr an, Frau Juttas Sinn zu lenken, und für das kleinste Zeichen einer Bitte, einer Frage hatte ich ihr hundert Kerzen gelobt."

„Wieder ein Gelöbnis und gleich hundert Kerzen! O Hedwig, was soll daraus werden?"

„Ja," sagte sie leise und barg ihr glühendes Gesicht an seiner Schulter. „Das war, bevor ich Dir versprach .... Begreifst Du nicht, wie es mich drängte, mir die Heilige günstig zu stimmen?

Mahnen uns nicht die Priester zu solchen Opfern? Wie gern will ich sie nun geben, zur Hälfte dem Altar auf dem Ahnaberg, zur Hälfte nach St. Cyriakus. Glaubst Du nicht auch, daß sie Erhörung gab?"

„Muß ich nicht, wenn Du es so versicherst? Doch auch der Landgraf scheint schon Kunde von der guten Absicht der Heiligen gehabt zu haben. Beim Abschied sagte er mir: Nun fehlt Dir nichts mehr als die Hausfrau; bringe sie vom alten Burghof mit hierher. Als ich ihn daran erinnerte, wie wenig Aussicht ich hätte, Dich zu gewinnen, da lächelte er fein, wie er zu thun pflegt, wenn er der Klügere ist, und riet: Gehe nur hin, versuche kühn Dein Heil und fordere, was Dein Herz ersehnt. Ich schlug mir die Worte aus dem Sinn, weil ich an keine tiefere Bedeutung glaubte; doch wenn ich jetzt an die Zuversicht denke, mit der er mich zu werben ermahnte, so meine ich wohl, St. Maria habe ihm ihre gute Absicht verraten, und er wußte mehr."

„O Götz, spotte nicht. Was könnte er denn gewußt haben? Nein, das ist unmöglich. Er riet Dir so, weil er dachte, daß ich dem Ritter und dem Marschall leichter gewähren würde, was ich dem Junker versagte," entgegnete sie traurig. „Viele werden nun so von mir denken, und ich muß es als Sühne meiner Schuld tragen. Schon seit lange hält Frau Ursula mich für launig und hat sich oft bemüht, mir diesen Fehler abschreckend darzustellen; auch Elben wird es thun, und von beiden thut es mir weh."

„Elben?" sagte Gottfried sinnend. „Elben hat mich vor Jahren schon einmal gefragt, ob ich Dich je in Deiner Sippe gekränkt, verachtet oder verletzt hätte? Er hatte vermutet, daß man Dich in dieser Weise beleidigt hätte. Ich war mir aber dessen nicht bewußt und vergaß es wieder. Ist's nicht merkwürdig, wie er die Menschen zu erkennen vermag?"

„Ja, er ist klug und merkt wohl vieles; doch eines weiß er sicher nicht."

„Das wäre?"

„Daß ich ebenso klug bin und sein Geheimnis kenne."

„Sein Geheimnis?"

„Ja, daß er Jutta liebt und sie ihn gleichfalls!“

„Elben? Jutta?“

Götz sah höchst erstaunt aus und blickte Hedwig zweifelnd an; dann lachte er laut und lustig auf.

„Nein wirklich, Hedwig, das ist köstlich! Das ist freilich ein Geheimnis, welches er selbst nicht kennen wird.“

„Lache nur; wahr ist es deshalb doch. Auch Du wirst es noch erfahren,“ beharrte sie bei ihrer Meinung.

„Ich glaube, niemand im ganzen Land denkt so wenig an Liebe wie Konrad.“

„Oder so viel!“

„Also wirklich? Nun seit wann lieben sich denn die beiden?“

„Schon lange, lange Zeit, vielleicht von immer her.“

„Hedwig!“ warnte Götz ernst. „Hast Du Stephan vergessen, und welche Sünde Du beiden zutraust?“

„Nein,“ sagte Hedwig rasch. „Von Sünde ist nichts dabei. Jutta hatte Stephan heiraten müssen und ward glücklich mit ihm. Sie und Elben liebten sich, aber sie sündigten nicht. Ursula weiß es, und Pater Walthalun weiß es auch.“

„So? Die wissen es auch? Und da sitzt Ihr wohl zusammen, Ihr drei, und redet von Juttas Liebe und Liebesleid?“

„Götz! Du denkst doch nicht im Ernst, daß ich jemals darüber mit irgend jemand gesprochen hätte?“

„Nicht? Aber woher weißt Du es denn?“

„Das sieht man.“

„Und woher weißt Du denn, daß die andern Deine Beobachtungen teilen?“

„Das sieht man auch.“

„Ach Hedwig, wirklich, dies ist zu köstlich,“ lachte Gottfried. „Elben, der ernsthafte Elben, und meine stattliche, ruhevolle Schwester lieben sich allen Ernstes?“

„Ja!“

„Und werden sich heiraten —.“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Hedwig und zog zweifelnd

die Schultern in die Höhe. Würdest Du das nicht sehr gut finden?"

„Das weiß ich auch nicht; ich habe nichts beobachtet und auch noch nicht darüber nachgedacht wie Du. Doch was sagt denn Jutta dazu? Sie müßte man doch vor allen andern fragen. Da kommt sie ja!" — Er wollte aufspringen und der eintretenden Schwester die, wie ihm erschien, scherzhafte Frage vorlegen; aber Hedwig hielt ihn erschrocken fest und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Götz, um aller Heiligen des Himmels willen, Du wirst doch schweigen?" flüsterte sie angstvoll. „Bedenke, Du würdest alles verderben!"

Lachend machte er sich los.

„Jutta," rief er, „weißt Du auch schon, wie fein Hedwig beobachten kann? sie ...."

„Götz, ich flehe Dich an," rief Hedwig aufs äußerste erschrocken, und versuchte wieder, ihm die Finger auf die Lippen zu legen. „Götz, wenn Du ein Wort sagst, so gelobe ich, daß ich Dir niemals ...."

„Um St. Maria willen, nur kein neues Gelübde! Nein, Jutta, ich kann Dir nun unmöglich sagen, was Hedwig beobachtet hat; denn Du weißt nicht, was es mit ihren Gelübden auf sich hat. Hundert Kerzen auf einmal ist gar nichts, und wenn ich sie nicht opfern will, so wirst Du einsehen, daß ich schweigen muß."

„Muß er das nicht immer, wenn ich ihm ein Geheimnis anvertraue?" fragte Hedwig scherzenden Tones, aber in ihrer Stimme zitterte noch die ausgestandene Angst.

„Gewiß," beruhigte sie Jutta. „Was Ihr besprecht, sei es Scherz oder Ernst, muß unter Euch bleiben, wenn eines das andere darum bittet, heute und immerdar."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Während dieser Zeit hatten um Eisenach die Fehden keinen Augenblick aufgehört, das Land zu beunruhigen. Der Markgraf war mit seinem thüringischen Anhang der schwachen hessischen Besatzung der Burgen weit überlegen, und es war ihm mit seiner Übermacht gelungen, die Isenachs-, Frauen- und Malittenburg zu zerstören. Der Methelstein und die Stadt allein widerstanden noch seinen Angriffen, obgleich die Stimmung der Bürger nicht mehr die frühere Zuversicht besaß. Seit dem Rückzug des Herzogs von Braunschweig ward in den Herbergen vielfach erwogen, wie groß der Vorteil sein würde, wenn die Stadt den Markgrafen als Herrn anerkennen wollte. Jahrelang hatte man nun schon unter allerlei Drangsalen und Entbehrungen zu leiden gehabt. Der Wohlstand hatte sich gemindert, und die Stimmung war dadurch gewandelt.

Der alte Schöffe sowie der Prior, Graf Elger, waren tot, und seitdem sie nicht mehr im Rate der Stadt für die Heiligkeit von Sophiens Rechten sprachen, war es Heinrich Velsbach fast allein, der mit Eifer für die Herzogin eintrat. Aber wie feurig er auch sprach, wie unwiderleglich seine Darstellungen des einfachen Rechts auch waren, so half das alles nicht viel gegenüber den unerfüllt gebliebenen Verheißungen, mit denen er nicht gegeizt hatte.

Wo der Verlust der greifbaren, irdischen Güter sich fühlbar

machte, verloren die Versprechungen auf Vergütung durch die Heilige an Zutrauen, und man setzte Zweifel in deren guten Willen.

Nach der Eroberung von Kreuzburg hatte man gehofft, Herzog Albrecht würde auch die drohende Wartburg brechen; er ward indessen an das Sterbebett seiner Gemahlin gerufen und hatte die Zusage der Rückkehr nicht gehalten. Jetzt hatten Händler und fahrende Leute sogar die Kunde gebracht, daß er mit seinen Haufen nach Dänemark gezogen sei, und dieser Abfall des Herzogs hatte viele von Sophiens Freunden entmutigt.

Seit den letzten Dezembertagen 1261 weilte Heinrich der Erlauchte selbst auf der Wartburg.

Gleich nach Neujahr war er mit wenigen Gewappneten an das Stadtthor gekommen und hatte um Einlaß gebeten, weil er selbst mit dem Schöffen und Rat zu unterhandeln wünschte. Die Bürger hatten einen neuen Verrat von ihm befürchtet und das Begehren abgeschlagen.

Da hatte sich der Fürst erboten, allein und ungewaffnet einzutreten, und diese Forderung abzuschlagen, hatte man in der Stadt doch nicht den Mut gehabt. So war er wirklich allein gekommen. Noch immer ein schöner, stattlicher Herr, schritt er hochgehobenen Hauptes, stolz, sicher und langsam durch die Gassen. Nur mit dem Schwerte an der Seite, ging er im Samtwams und Mantel durch die feindliche Stadt.

Stumm, aber ehrerbietig wurde er von den Bürgern gegrüßt, und mancher der Bewohner sah wohlgefällig hinter ihm her und rühmte dem Nachbarn die mannhafte Haltung des kühnen Markgrafen; denn nichts wurde in jener Zeit so hoch geschätzt als furchtloser Mut.

An der Thür des Rathauses empfing ihn der Schöffe und geleitete ihn hinauf in den großen, niedern Saal, wo die Herren der Stadt versammelt waren.

Nach der herkömmlichen Begrüßung forderte der Fürst ohne Umschweife den Rat auf, die Stadt in seine Hand zu

geben und ihn als ihren Herrn anzuerkennen. In kurzen Worten hatte er gefordert und dann in unwiderleglicher Weise dargethan, daß er die Macht habe zu nehmen, um was er jetzt noch bat.

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte ihn die Versammlung angehört, dann aber doch dem Schöffen zugestimmt, als dieser ebenso kurz und bestimmt die Anträge zurückwies.

„Bedenkt wohl, Ihr Herren vom Rate, was Ihr thut,“ mahnte der Markgraf. „Ich bin hierher gekommen als ein Bittender, nicht weil es mir an Macht gebricht, zu nehmen, was ich haben muß, sondern weil ich im Frieden Euer Herr sein möchte. Was an mir ist, will ich der Stadt, die ich unter die besten im Lande der Thüringe zähle, keine Unbill noch irgend einen Schaden zufügen, weder ihren Bewohnern, noch ihrem Gute; aber ein Ende muß dieser verderbliche Krieg nehmen. Zu lange schon hat er gewährt, und meine Geduld ist erschöpft.“

„Auch die Geduld der Stadt hat schon harte Proben bestanden, erlauchter Herr,“ nahm der Schöffe mit ruhiger Würde das Wort. „Keiner von uns allen wäre unzufrieden, wollten die Heiligen uns endlich ihre Gnade zuwenden und die Zeit der Not enden. Doch nimmermehr werden wir thun, was Ihr fordert. Als Herr Heinrich Raspe, Euer Ohm, gestorben war, da forschten wir nicht, wer uns der liebere Erbe sei, sondern wir fragten nach Recht und Brauch des Landes und gelobten uns Frau Sophien als der uns von Gott gesetzten Erbin. Wir trachteten nicht nach Vorteil und Gewinn, auch nicht nach Macht und Ehre. Wir folgten allein dem Rechte und leisteten danach das Gelöbnis. Nun wißt Ihr selbst, ob wir uns davon lösen können. Handelt mit der Herzogin, und wenn sie uns frei giebt von dem Schwur, so wollen wir Euch als Herrn erkennen.“

Ein beifälliges Gemurmel der Ratsherrn stimmte der klugen Rede zu, nur Velsbach rief:

„Wie mögt Ihr solches sagen, Herr Schöffe? Wißt Ihr nicht mehr, daß wir uns gelobt haben mit Gut und Blut, daß die Herzogin uns nicht weggeben kann, so lange ein Mann in

unsern Mauern atmet? Auch sie hat sich uns geschworen und hat uns bis heute die Treue gehalten. Versucht doch, Herr, ob Ihr die Stadt bezwingen könnt, und erfahret dann, daß die Heilige, die mit uns ist, das Recht der Tochter beschirmt."

Der Markgraf runzelte ungeduldig die Stirn; doch antwortete er gelassen, und wie seine Gewohnheit war, mit leichtem Spotte:

„Auch ich habe von meiner Mutter her die Rechte des Erben, wie Ihr nicht leugnen könnt, und fraglich bleibt's, ob nicht mein älteres Recht dem jüngern Sophiens voransteht. Noch hat die Gottesstimme des Krieges nicht zu meinen Ungunsten entschieden, wie Ihr's erwartet. Und was die heilige Elisabeth anlangt, auf deren Rechtssinn Ihr so fest vertraut, so begann ihre Heiligkeit, als sie die eignen Kindlein verließ und alle ihre Liebe und Wohlthaten den Fremden zuwandte. Von ihr hätte ich daher wohl größere Gunst zu hoffen als die Tochter; deshalb vertraue ich ebenso fest ihrer Hilfe für mich, wie Ihr es für Euch thut."

Der Markgraf hatte in äußerlicher Haltung vollkommen ernsthaft gesprochen, und nur diejenigen, welche ihn kannten, vermochten den Spott seiner Rede zu bemerken. Viele der Ratsherren, denen durch die beständigen Vertröstungen und Drohungen Velsbachs St. Elisabeth verleidet war, lächelten ihm zu. Nur dieser entgegnete mit ehrlicher Entrüstung:

„Schon einmal, Herr, hörte ich Euch die Langmut der Heiligen herausfordern. Nicht immer werdet Ihr das ungestraft thun können. Seid sicher, daß sie Euch zu treffen weiß, wo es Euch wehe thut. Ihr habt Kinder, Herr. So gedenket des Wortes, daß noch an ihnen soll gestraft werden, was Ihr sündigt. Was das Erbrecht anlangt, so werde ich, so lange ich Atem habe, verkünden, daß Eisenach mit Wartburg der Herzogin Sophie und dem Kinde von Hessen zugehört, und mancher brave Mann wird das mit mir bekennen!"

„Ich bin nicht hierher gekommen, Herr Schöffe," erklärte der Markgraf mit einiger Heftigkeit, „um mich vom Ratsherrn

Velsbach mit Heiligengeschichten und Zusicherungen himmlischer Strafen bedrohen zu lassen. Als Fürst von Thüringen bin ich verpflichtet, das Land zusammenzuhalten. Zum Predigen halte ich mir Pfaffen, und sie mögen sehen, wie sie mich von den Sünden lösen, die ich zum Wohl meines Erbes begehen muß. An Geld und sonstigem Gute lasse ich es der Kirche nicht fehlen, und wenn ich Unrecht auf mich lade, so sind sie dazu da, den Himmel zu versöhnen. Was ich hier will, habe ich Euch mit kurzen Worten gesagt. Antwortet ebenso ein Ja oder Nein, aber laßt mich nicht Dinge hören, welche ich hier nicht zu erfahren begehre. Nehmt Ihr meinen Vorschlag an, so wird es der Stadt zum Nutzen gereichen; denn gern würde ich mich Euch als gnädiger Herr erweisen. Verwerft Ihr ihn, so sehet zu, wie Ihr den Schaden tragen mögt. Nicht umsonst werden meine Ritter mit ihren Mannen Eure Mauern bezwingen. Was sie dann finden und gewinnen, wird auch ihre Beute sein."

Mit diesen Worten wandte sich der Fürst zur Thür, aber der Schöffe, der leise mit einigen der Ratsherren Rücksprache genommen, hielt ihn zurück.

„Gebt uns Frist, erlauchter Herr, Euern Vorschlag zu bedenken! Wahrlich, es ist keine geringe Forderung, die Ihr an uns stellt, und wenn Ihr sie in kurze Worte bergt, so hat sie darum doch großen Inhalt. Was Ihr von uns verlangt, ist Treubruch und Verrat! — Ja, das ist es!" — beharrte er, als er die ungeduldige Bewegung Heinrichs wahrnahm und das halblaute Widersprechen der Versammlung hörte. „Es hilft nichts, wollten wir es anders benennen und die That beschönigen; deshalb würde sie doch in allen deutschen Landen und so lange die Sage davon erklingt, diesen Namen tragen. Vierzehn lange, schwere Jahre haben wir der Tochter St. Elisabeths die Treue gehalten, die wir gelobt. Viel Not uud Ungemach haben wir darum erlitten, und nun, vermeint Ihr, sollten wir uns selbst das Brandmal der Schande auf die Stirn drücken?"

Die Bürger rückten unruhig auf ihren Sitzen, der Markgraf sah verlegen zu Boden und Velsbach rief:

„So sprecht Ihr recht, Herr Schöffe. Haltet fest, haltet fest, und harret mutig auf den Lohn!“

Der Schöffe beachtete die Unterbrechung nicht und fuhr fort:

„Hätte ich für mich allein zu entscheiden, so würde ich Euch sagen: „Seht zu, was Ihr thun könnt!“ Nun aber ist mir die Stadt vertraut mit allem, was an Hab und Gut, an Glück und Leid in ihr ist, und ich wage nicht über fremdes Eigentum und Leben zu schalten, wie über mein eigenes. Deshalb bitte ich Euch nochmals, handelt Ihr selbst mit der Herzogin, auf daß sie sich im Frieden von uns wende.“

„Nein!“ sagte der Markgraf hart und entschieden. „Ich will von ihr nicht erbitten, was ich nehmen kann. Nicht aus Schwäche kam ich her, sondern aus Erbarmen mit Euch und Euerm Gut. Ich gebe Euch Frist von heute bis in zehn Tagen. Dann laßt mich wissen, was Ihr beschließt; doch bedenkt wohl, was Ihr thut. Versagt Ihr Euch mir, so seid harter Bedrängnis gewiß. Große Haufen stehen mir bereit und ziehen, meines Winkes gewärtig, in den Thälern der Nesse und Hörsel herab gegen die Stadt.“

Der Schöffe erhob sich, da sich der Markgraf abermals zum Gehen wandte.

„Es sei, wie Ihr sagt, Herr,“ entgegnete er mit höflicher Zurückhaltung, dem Fürsten das Geleite gebend.

Seit diesem Tag herrschte eine nicht zu bergende Aufregung in der Stadt. Boten an die benachbarten hessischen Ritter gingen und kamen. Auch an die Herzogin und den Landgrafen waren vertraute Männer abgeritten; doch war wenig Aussicht, daß die Fürstin in so kurzer Frist der Stadt zu Hilfe kommen könnte, zumal Schnee und Eis die Straßen unwegsam gemacht hatten.

Größer und größer wurde mit jedem neuen Tage die Zahl derer, welche in Versammlungen und Herbergen für Ergebung an den Markgrafen sprachen, und härter bedrängten die Knechte

der Wartburg die Vorstädte; wo sich ein Bewohner außerhalb der Thore betreffen ließ, erfuhr er großen Schaden. An allen Seiten schweiften die Haufen der Thüringer Ritter herum und nahmen die Karren der Händler, die Waren der Kaufleute und die Gefährte, welche Lebensmittel herbei brachten, hinweg. Die Klagen darüber mehrten sich an allen Orten, und die Sehnsucht nach dem Ende dieser Bedrängnis wuchs, je leichter es herbeizuführen schien.

Velsbach ging von Haus zu Haus, von Herberge zu Herberge, aber selten ernteten seine Ermahnungen die alten Beifallsrufe; häufiger vielmehr ertönte Gelächter, wenn er die Fülle seiner Verheißungen ausgoß. Die Rede des Markgrafen: durch St. Elisabeth hätten die Fremden bei dem hohen Himmelsherrn sich größerer Gunst zu erfreuen als die eigne Tochter, hatte Verbreitung und Glauben gefunden.

Viele der ältern Bürger konnten erzählen, was sie selbst noch erlebt, wie die fromme Fürstin des Gemahls Habe verschenkt, wie sie ihre kleinen, hilflosen Kinder verlassen und fremden Kranken gedient hatte. Und war dies nicht wahr, hatte sie nicht damit die Heiligkeit erlangt, daß sie jedes Gefühl für die Ihrigen in sich erstickt und ertötet hatte? Würde sie im Himmel anders dienen als auf Erden, würde sie nicht auch dort die Versagung irdischen Gutes für die Tochter als förderlich und heilsam erkennen? War nicht auch der Markgraf Erbe? Hatten nicht der Kaiser und der Erzbischof ihn als solchen belehnt? Warum wollten die Bürger der Stadt eigensinnig verharren, da doch seit langen Jahren die Heilige der Tochter den Sieg versagte?

Das waren die Fragen, die Velsbach neuerdings entgegen schallten, und vergeblich eiferte er:

„Nur nach vielem Leid, nach bitterer Not und schwerer Prüfung soll uns die Krone des Sieges werden. Auch die Heilige trug Schmach, Armut, Verlassenheit, Krankheit und Elend, bevor sie erhöhet wurde, ihr müssen wir nachfolgen!“

Doch diese Worte, welche lange Jahre großen Anklang

gefunden, waren machtlos geworden. Von jeher haben die Menschen die Gabe besessen, dasjenige zu glauben, was ihnen günstig scheint.

So verlor Elisabeth immer mehr das Zutrauen, der Tochter hilfreich sein zu wollen. Ein jeder Vorteil, den der Markgraf errang, wurde nur der Gunst der Heiligen für ihn zugeschrieben, und das warb ihm viele Anhänger.

Leise raunte man in der Stadt davon, daß angesehene Bürger auf dem Waldwege zur Wartburg betroffen worden seien, und mit Entrüstung und Mißtrauen berichtete Velsbach eines Abends dem Schöffen, daß man die Wache am Thore hinter dem Glockenturm der Franziskaner Männern anvertraut habe, welche in solchem Verdacht stünden.

„Beruhigt Euch doch,“ hatte der Schöffe geantwortet. Es ist Johannes Rohde und sein Eidam gewesen, die den Waldweg gegangen sind. Sie waren auf dem Methelstein, wo sie zu thun hatten und von wo sie mir Botschaft brachten.“

„Seid Ihr dessen gewiß?“

„Leider ganz gewiß. Sie brachten Nachricht, daß man nur noch für wenige Tage Lebensmittel auf der Burg habe, und daß man solche von uns verlange,“ seufzte der vielgeplagte Stadtobere. „Als ob wir solche im Überfluß hätten! Wenn uns der Markgraf wirklich einschließt, werden wir den Hunger bald genug selbst in den Mauern haben.“

„Welche Antwort werdet Ihr morgen bei Ablauf der Frist auf die Wartburg senden?“

„Gar keine, wie es im Rate beschlossen wurde. Überdies hat uns der Markgraf einer solchen überhoben; denn er ist schon vor mehreren Tagen abgeritten. Die Boten an die Herzogin sind noch nicht zurückgekehrt, und so können wir nichts thun, als die Thore schließen, die Mauern bewachen und die Hand am Schwert halten.“

„„Und damit thun wir das Einzige, was recht ist, Herr, glaubt es mir!“ rief Velsbach und ein Strahl der alten Be-

geisterung brach ihm mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem Auge. Er schlug mit der Hand an den Griff seiner Waffe.

„Für die Herzogin Sophie von Brabant und ihren Sohn, den Landgrafen Heinrich, soll sich mein Schwert, wenn es sein muß, im Blute röten, und solange ich lebe, will ich bekennen, daß allein Frau Sophie die Herrin Eisenachs ist!“

In dumpfer Stille und Sorge vergingen den Bewohnern die ersten Tage nach Ablauf der ihnen vom Markgrafen gesetzten Frist. Es geschah jedoch nichts, was die Sorge um einen Angriff gerechtfertigt hätte, und auch auf den beiden Burgen blieb es ungewöhnlich still. Das Wetter war ungünstig und verwehrte jeden freien Ausblick. Ein rasender Sturm trieb wildes Schneegestöber durch die Luft, machte die tiefen Thaleinschnitte in den Bergen unwegsam und wirbelte in der Ebene ganze Mauern von Schnee zusammen.

Klagend heulte der Wind durch die Gassen, prasselte in den weiten Schornsteinen, verwehte die Flammen der brennenden Feuer und trieb in dichten, dunkeln Massen den Rauch in die engen Stuben zurück, in denen es bei solchem Wetter ungastlich und unheimlich war.

Von dem Nikolaiturm ertönte das Zeichen der neunten Abendstunde des 25. Januar 1262.

Der Wächter begann seinen Rundgang durch die Stadt und rief seinen Warnungsruf:

Bewahrt das Feuer und das Licht!

nicht umsonst. Allzu leicht geriet einer der alten Schornsteine, die nur von Holz zusammengezimmert waren, in Brand. Wenn sie innen auch noch so dick und sorgfältig mit Lehm überkleidet wurden, so geschah es doch, daß solcher sich löste, und unbemerkt in die Flammen fiel, wenn der Sturm so gewaltig rüttelte. Groß war alsdann die Gefahr; denn wenn das Feuer das Strohdach ergriff, so wälzte es sich schnell fort von Haus zu Haus, und gering war dagegen die Hilfe, die geleistet werden konnte. Daher war die Mahnung zur Vorsicht von

großem Nutzen und trieb wohl manchen sorgsamen Hausvater dazu, nachzusehen, ob alle Feuer verlöscht seien und ob kein vergessener Kienspan mehr in der Klammer an der holzbeschlagenen Wand brenne. Die meisten Bewohner hatten zu dieser Stunde schon ihr Nachtlager aufgesucht und unter den dichten, schützenden Decken und mächtigen Federpfühlen sich vor dem Zugwind geborgen, der durch schlecht verwahrte Thüren, weite, offene Kamine und die, oft nur durch Holzläden oder Teppiche geschützten Fenster überall einzog und das Behagen am Herde störte.

Der klirrende Schritt Schwerbewaffneter dröhnte durch die einsamen, dunkeln Straßen, auf welche nur aus wenigen Häusern ein Lichtstrahl drang. Sie hatten für die Nacht die Bewachung der Thore und Wälle zu übernehmen und zogen jetzt auf ihre Posten, um die vom längern Tagesdienst ermüdeten Bürger abzulösen.

Im Thorwege des alten Landgrafenhofes stand der Hüter desselben. — Er hatte einem der Knechte, der für die Nacht den Dienst zu leisten hatte, die Pforte geöffnet und leuchtete mit seiner hin- und herwehenden Harzfackel auf den großen, öden Platz hinaus, der sich vor dem alten Fürstensitz ausdehnte. Als er die Thür wieder schließen wollte, hörte er seinen Namen rufen und blieb stehen, um den in einen weiten Mantel gehüllten Herankommenden zu erwarten. Er leuchtete demselben ins Gesicht und erkannte Velsbach.

„Ihr, Herr Ratsherr?“ fragte er erstaunt. „Noch so spät in dieser unheimlichen Nacht?“

„Spät? Je nun, wie Ihr es nehmt. Die Wachen haben gewechselt, und ich wollte selbst sehen, ob alle Mannen richtig am Platz sind. Thor und Mauer hinter dem Franziskanerkloster sind übel besetzt. Der alte Gerber Engelhus vom Markt hat den Befehl und findet schlechten Gehorsam. Ich möchte ihm noch ein paar handfeste Gesellen zugeben. Habt Ihr niemand hier im Hofe, der zuverlässig ist, Hartwig?“

„Zuverlässig? nun ich denke, das sind wir alle; ich habe niemand hier und glaube auch nicht, daß Ihr etwas zu fürchten braucht, Herr! In solcher Nacht dürfte es dem Markgrafen doch schwer sein, Gewappnete heranzuführen. Die Stadt zu umzingeln ist vollends nicht das Werk einiger dunkler Stunden. Nein, Herr, sorgt Euch doch nicht so unnötig. Tretet mit mir herein, wenn Ihr unruhig im Gemüt seid, und laßt uns bei einem Krug selbstgebrauten Bieres von den Tagen sprechen, da die Herzogin mit dem Kinde hier weilte. — Das erfrischt Euch das Herz, und zuweilen muß man sich aus der Vergangenheit den Mut für die Zukunft holen."

„Ich danke Euch, habe aber weder Zeit noch Ruhe genug, um jetzt in einem vergnüglichen Gespräch am Feuer zu sitzen, wie ich wohl ehedem gern that. Doch sagt mir einmal ehrlich, Hartwig, habt Ihr nie daran gedacht, daß es auch Ungetreue in der Welt giebt? Ist Euch nie der Verdacht gekommen, es könnte Bürger geben, welche dem Markgrafen helfen würden, hier einzudringen?"

„Natürlich Herr; wenn man so lange in der Welt gelebt hat wie ich, so hat man Treue und Untreue erfahren. Ich habe Männer in Not und Tod und Gefahr ihr Wort halten sehen, von denen ich nicht geglaubt, daß sie standhalten würden, und habe andere ihr Wort brechen sehen, von denen ich dachte, sie würden lieber ihr Leben verlieren, als Unehre tragen. Deshalb, was nennt Ihr Verdacht?"

„Nun, ich meine, habt Ihr nichts von einem Verkehr aus der Stadt mit dem Thüring bemerkt? Hat niemand eine Verbindung mit dem Markgrafen unterhalten?"

„Ihr fragt nach Beweisen, Herr. Glaubt Ihr, ich hätte sie verschwiegen, wenn ich deren hätte? Nein, ich weiß nichts von solchen Dingen, wie Ihr fragt; aber ich weiß, daß viele Bürger, und nicht die schlechtesten, des gegenwärtigen Zustandes überdrüssig und unter guten Bedingungen geneigt sind, ihren Frieden mit dem Markgrafen zu machen. Könnt Ihr es ihnen

verdenken? Die Herzogin hat sich uns nicht so getreu bewiesen, wie sie hätte thun müssen, wollte sie uns ernstlich gewinnen. Warum ist sie nicht hier geblieben und hat sich und dem Sohne Freundschaft erworben? Es wäre ihr leicht gewesen, auch Thüringer Herren an sich zu ziehen; denn was von Herrn Albrecht, des Markgrafen Sohn, zu erwarten ist, das wissen die meisten. Allein sie zog nach Hessen, blieb dort und mühte sich in unablässiger Sorge für jenes Land, während wir hier für sie stritten und litten."

„Wir thaten unsere Pflicht," entgegnete Velsbach finster, „und ich bleibe dabei, wir thaten das Rechte!"

„Pflicht? Hatten wir allein Pflichten, hatte sie nicht auch solche?"

„Sie hat sie erfüllt. Sie hat uns nicht gefordert, sondern wir haben sie gerufen, und sie hat unter uns gewohnt, solange sie konnte; darauf kam sie zurück, um das dem Markgrafen vertraute Gut zu empfangen. Daß sie alsdann nicht blieb und die Wartburg in fremder Hand sah und alle die Unbill ertrug, könnt Ihr es ihr verdenken?"

„Vielleicht thut sie es ungern, ich gebe es zu; denn ihr Herz hängt hier an der Stadt und Burg. Ich bin sogar der Ansicht, sie würde schwer darunter leiden, sie zu verlieren, aber der junge Fürst, glaubt mir, der hat kein Herz für uns. Dem steht Auge und Sinn nur nach Hessen. Dort ist ihm alles lieber wie hier. Seine hessischen Ritter und Bürger, seine hessischen Städte und Festen, seine Wälder und Felder dort, alles dünkt ihm schöner und vertrauter. Da frage ich Euch: was sollen wir, losgetrennt von unserm Lande hier, bei dem fremden unleidlichen Stamm? Weiß man doch im ganzen deutschen Reiche davon zu sagen, wie schweren Vertrags die Hessen sind!"

Das Brausen und Heulen des Sturmes hatte die Worte des Sprechers oft undeutlich gemacht und noch öfter hatte ihn der Ratsherr mit Ausrufungen der Ungeduld und Entrüstung unterbrochen. Er legte ihm jetzt die Hand auf den Arm und rief gebietend:

„Schweigt, Hartwig, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch für einen ungetreuen Verräter halte. Es giebt nur ein Recht, und es giebt nur einen Weg des Rechtes, und wir sind ihn bis heute mit Gottes und der Heiligen Hilfe gegangen. Wollt Ihr in der zwölften Stunde abfallen? Aber wenn auch alle ungetreu würden, so will ich doch treu befunden werden. Um zehn Gerechter willen wollte Gott einst die sündige Stadt verschonen, und neun werden sich ja noch zu mir finden. Waren es doch vor wenigen Tagen noch hunderte, die mir zujauchzten. Aber um St. Elisabeths willen, was ist das?" schrie er auf und zeigte mit der Hand nach dem Methelstein, dessen dunkle Steinmassen sich plötzlich zwischen Rauch und Flammen von dem finstern Nachthimmel abhoben.

„Es brennt auf dem Methelstein!" rief der alte Thorhüter. „Seht da," fügte er schnell hinzu, „auch auf der Wartburg flammt es auf! Seht hin! Es sind Feuerzeichen, die man giebt! Da geht etwas vor, Herr! Gebt acht, die von der Wartburg haben den Methelstein berannt und geben das Zeichen davon; aber wohin?"

Velsbach hatte unbeweglich und wortlos dagestanden und aufmerksam die Vorgänge auf den Burgen beobachtet. Jetzt sagte er mit ruhiger Besonnenheit:

„Es ist, wie Ihr sagt und wie ich gefürchtet habe. Verrat ist dabei im Spiele. Ohne solchen wäre in dieser Winternacht nichts zu machen gewesen. Er wird bald genug auch an unsere Thore klopfen. Denen da oben können wir nicht zu Hilfe kommen, doch hier unten sollen sie uns fertig finden. Ruft alle Mannen unter die Waffen, lauft durch die Stadt, klopft an jede Thür, pocht an alle Fensterläden und schreiet das Wort „Verrat" laut in die dunkle Nacht, in die er sich birgt!"

Er verschwand mit diesen Worten so schnell, als hätte die Dunkelheit ihn verschlungen, aber seine laute weckende Stimme hallte durch die öden Gassen. Es dauerte nicht lange, so sah man Lichtschein blitzen, hörte Thüren auf- und zuschlagen, Waffen

klirren und Rufe laut werden. Jedoch außer dem brennenden Methelstein und den Flammenzeichen, die fort und fort von der Wartburg loderten, zu der man aus den meisten Gassen der Stadt aufsehen konnte, war kein Zeichen einer nahenden Gefahr zu erkennen, und ziemlich ratlos standen die bewaffneten Bürger in kleinen Haufen bei einander. Da begannen auch die Glocken der Kirchen und Klöster Sturm zu läuten, um die etwa noch Säumenden unter die Waffen zu rufen. Ihr ernster Ton, der schauerlich das Heulen des Sturmes übertönte, mehrte den Schrecken und die Verwirrung. Auch die Weiber stürzten heraus, um zu erfahren, was geschehen, schreiende Kinder folgten ihnen, und die Gassen boten in der Dunkelheit ein wildes Durcheinander, bevor sich ein Anlaß dazu zeigte.

Unterdessen war es Velsbach nur mit Schwierigkeit gelungen, einen Haufen Gewappneter um sich zu sammeln, die bereit waren, seinen Befehlen zu gehorchen. In leidlicher Ordnung führte er sie nun über den Platz, um das Thor hinter dem Franziskanerkloster stärker zu besetzen, welches er für besonders schlecht verteidigt hielt. Es war nach dieser Seite hin ganz still. Die großen Klostergebäude lagen im Dunkel, und nur das Heulen des Windes, das Läuten der Glocken und fernes Geschrei menschlicher Stimmen war hörbar.

Die Besatzung schien ruhig im Turmgemach zu verweilen, und nicht einmal der Schritt des Wächters war zu vernehmen, als sich die kleine Schar nahte. Da drang ein fremdes Geräusch an das Ohr des aufmerksamen Ratsherrn; er ließ seine Mannen halten und in der eingetretenen Stille erkannte er deutlich dröhnende Axtschläge, welche von außen gegen das starke Thor geführt wurden. Auch jetzt verhielten sich die Verteidiger vollkommen ruhig, und kein Zeichen verriet ihre Anwesenheit. Gespannt hatte Velsbach gelauscht, dann war er mit hochgeschwungenem Schwerte, von seinen Mannen gefolgt, vorwärts geeilt und hatte mit lauter Stimme die säumige Bewachung zu ihrer Pflicht gerufen. In demselben Augenblick, wo er um die Rundung des Turmes gegen

das Thor vorsprang, öffnete sich dasselbe, und von Fackeln hell beleuchtet, drangen bewaffnete Thüringe in großer Übermacht herein.

Mit gellendem Aufschrei stürzte Velsbach mit geschwungener Waffe den Eindringenden entgegen und prallte zurück, als er unter dem vorgehaltenen Schild mit dem Thüringer Löwen, welches seinen wuchtigen Schwertschlag aufgefangen, den Markgrafen Heinrich von Meißen selbst erkannte, der mit offenem Visier zu Fuß kämpfte und offenbar keinen Widerstand erwartet hatte.

Es war nur ein Augenblick des Erschreckens für den Bürger gewesen, er hatte aber für den gewandten Fürsten hingereicht, jenem die Waffe aus der Hand zu schlagen, und er wollte nun an ihm vorüber weiter eilen, als Velsbach waffenlos und mit gelähmtem Arm, den der Schwerthieb des Fürsten schwer getroffen, ihm in den Weg trat. Dunkelrot vor Zorn und Entrüstung schrie er:

„Ha, erlauchter Heinrich, kommt Ihr abermals und schleicht Euch als Verräter ein in das Eigentum der Frau, die Euch vertraute? Ist das Eure stolz gerühmte Macht, daß Ihr arme, furchtsame Bürger mit Lügenreden bestecht, um dann in die Stadt einzufallen, die verblendet genug war, Eurer Ehre zum zweitenmale zu trauen! Ihr Wolf in Schafskleidern!“

„Ergreift den Wahnwitzigen,“ befahl der Markgraf den Knechten seiner Umgebung. Er war zurückgewichen und hatte das Schwert gesenkt; denn es widerstrebte dem Tapfern, die Waffe gegen den Wehrlosen zu gebrauchen, der ihm unerschrocken wieder nahe trat und die Knechte mit einer gebietenden Gebärde zurücktreten hieß.

„Wahnwitzig?“ sagte er mit zischendem Hohn. „O ja, in Euern Augen mag Treue für Wahnwitz gelten, und deshalb haltet Ihr sie nicht! Aber sagt künftig, was Ihr wollt, thut, was Ihr könnt; den Fleck, welchen Ihr Euch durch Euern Treubruch und Verrat an der einsamen Frau und dem wehrlosen Kind auf Euern erlauchten Namen gebracht, den wird kein Wort, keine That, keine Zeit je wieder von Euch nehmen können!“

„Greift ihn!“ gebot der Markgraf außer sich den Knechten, die ihn erschrocken umstanden. „Bringt ihn hinauf zu der Feste

und sagt dem Burgmann, er solle sorgen, daß mir der Unverschämte nicht wieder vor die Augen kommt!

Und während seine Reisigen den Ratsherrn festhielten und fesselten, stürmte er davon.

In dichten Haufen drängten hinter ihm die Thüringe durch das Thor in die Stadt und hatten den schwachen Widerstand des kleinen Haufens, der mit Velsbach gekommen war, bald bewältigt. In Übermacht drangen sie ein und voran. Schnell hatten sie sich zu Herren der Stadt gemacht; fast nirgends begegneten sie einer ernsten Gegenwehr, und wenn hier und da in den engen Gassen der Kampf heftiger entbrannte, so hatte er doch meist ein rasches Ende erreicht. Niemand stellte sich so kühn dem Feinde entgegen, wie der Ratsherr es gethan; es fehlte an einem Führer, und nur wenige schwangen mannhaft das Schwert. Die meisten Bürger zogen sich zaghaft in ihre Häuser zurück und schienen in der Sorge um ihr Leben vergessen zu haben, für was sie so viele Jahre lang mutig entbehrt und ausgeharrt hatten.

Nach wenigen Stunden schon war Eisenach in den Händen Heinrich des Erlauchten. Die Mahnrufe der Glocken waren verstummt, das Geschrei der Kämpfenden war verhallt, und nur das Stöhnen eines Verwundeten, der sich mühsam fortschleppte oder vergessen am Wege lag, unterbrach die eingetretene Stille.

Ein trüber Morgen folgte dieser wilden Nacht. Mit dem Aufruhr des Kampfes hatte sich auch der der Elemente gelegt. Der Sturm schwieg, und das Schneegestöber des vorhergehenden Abends hatte sich in einen feinen, kalten Regen verwandelt, der eintönig herniederfiel und in dichterm Geriesel von den weit vorspringenden Strohdächern in die aufgeweichten, schmutzigen Gassen strömte.

In einem Gemache des Steinhofes saß der Markgraf bleich und ermüdet, den Kopf schwer in die Hand gestützt, vor einem Tische, auf welchem die Schlüssel der Stadt lagen.

Der alte Schöffe stand vor ihm und sah mit Verwunderung, welche große Veränderung die wenigen Wochen, seit er ihn nicht

gesehen, im Äußern des Fürsten hervor gebracht hatten; er schien um viele Jahre gealtert, und der Erfolg der heutigen Nacht drückte ihn nieder, anstatt ihn zu erheben. Müde und gebückt saß er da, und nichts in seinem Wesen ließ den stolzen Mut erkennen, den er früher zur Schau getragen.

Der Alte hatte die Schlüssel zu den Thoren gebracht, und mit der Erklärung der Unterwürfigkeit seitens des Rates zugleich um Schonung für Leben und Eigentum der Bürgerschaft gebeten.

Heinrich hatte die Bitte bereitwillig zugesagt und wiederholte die Versicherung, daß er sich den Bewohnern als gnädiger Fürst erweisen werde.

„Ungehorsam und Widersetzlichkeit werde ich zu strafen wissen," versicherte er, „doch will ich mich gern mild und freundlich erweisen, so weit es angeht, und Vergangenes vergessen. Nur den Ratsherrn Velsbach stelle ich unter meine alleinige Gewalt."

„O Herr, Ihr strafet ihn hart und grausam; denn immerhin mußte man seine Treue ehren und seinen Mut anerkennen!"

„Wie so? Was fandet Ihr zu viel, das ich ihm anthat?"

„Ihr seid der Herr über Leben und Tod, und wenn er das seine gegen Euch verwirkte, so hatte er doch solches Los nicht verdient!" sagte der alte Schöffe mit ehrenwertem Freimut. Der Markgraf sah ihn erstaunt und fragend an.

„Welches Los? Sagt deutlicher, was Ihr meint!"

„Den Tod, den Ihr ihn erleiden ließet!"

„Den Tod?" schrie der Markgraf auf und fuhr in die Höhe. „Hat er den Tod erlitten?"

„Den Tod von der Schleuder!" sagte mit finsterm Vorwurf der alte Mann und versuchte nicht, die Entrüstung, die er fühlte, zu verbergen.

„Wie, geschleudert hat man ihn? Das ist unmöglich!"

„Herr," sagte der alte Schöffe ernst, „es war wohl so Euer Befehl."

„Nein, nein! Bei Gott und allen seinen Heiligen, ich hebe die Hände zu ihm auf und schwöre Euch, daß ich daran

unschuldig bin! Niemals habe ich solches befohlen," versicherte der Markgraf mit sichtlicher Aufregung und erhob feierlich die Hand zum Schwur.

Der Schöffe zuckte ungläubig die Achseln.

„Sollten Eure Ritter und Mannen solches ohne Euern Befehl wagen können, Herr, so hätte die Stadt Trauriges zu befahren; denn wenn sie dies in der ersten Stunde thaten, werden sie auch anderes thun!"

„Nichts werden sie thun, nichts, was ich nicht befehle und erlaube," schrie der Markgraf heftig und drückte die geballte Faust so gewaltig auf den Tisch, vor dem er stand, daß derselbe in seinen Fugen knarrte. „Ich werde ihnen zeigen, wer Herr ist, und müßte ich sie zerbrechen," murmelte er zwischen den Zähnen. Dann dicht an den alten Mann herantretend, herrschte er ihm zu:

„Erzählt, was Ihr wißt und was geschehen ist!"

„Es ist nicht viel. Auf Euern Befehl ward Velsbach gebunden und mit Tagesanbruch auf die Wartburg geschleppt. Eine Unterredung und einen Abschied von den Seinen hatten ihm Eure Knechte geweigert; nur ich sah ihn und empfing von ihm seine letzten Anordnungen und Wünsche. Er wußte sehr wohl, daß er zum Tode ging, und der Gang ward ihm nicht schwer. Sein Herd war einsam, seit ihm die geliebte Hausfrau starb; seine Kinder sind versorgt, und er blickte mit Ruhe auf ein Leben zurück, in dem er bis zu dieser seiner letzten Stunde mit Treue seine Pflichten erfüllt hatte. — Auf der Burg angekommen, fragte ihn Euer Burgmann, ob er bereit sei, Euch als rechtmäßigen Herrn zu erkennen und Velsbach erwiderte ihm: nur Frau Sophie und ihr Sohn seien die rechtmäßigen Herren der Stadt und Burg. Es gab noch weitere Reden zwischen beiden; Euer Ritter wird Euch des weitläufigern darüber berichten. Doch Velsbach blieb auf alle Einwände und Vorhalte seiner Rede getreu, wie er es hundertmal gelobt hatte. Da ließ in Euer Burgmann auf die große

Blide heben, mit der man mächtige Felsstücke zu schleudern pflegt, und ließ ihn werfen, wie man Steine wirft. Ruhig ließ es der treue Mann geschehen, aber, indem er durch die Luft flog, rief er laut: daß nur allein Frau Sophien Eisenach und Wartburg gehöre! Zerschellt, zerschunden und mit gebrochenen Gliedmaßen hoben in die Knechte eine weite Strecke am Berg hinab auf und trugen ihn auf die Burg zurück. Sein Bewußtsein war klar, und unter den qualvollsten Schmerzen beharrte er auf seiner treuen Überzeugung. Abermals ward er auf die Blide gehoben und mit demselben Rufe, wie das erstemal, flog er von der Schleuder hinab und gab seinen mutigen Geist auf. So hat er wirklich gehalten, was er oft gelobt, und hat bis zum letzten Atemzug seine Treue bekannt. Ich will Euch nicht verhehlen, Herr, daß noch viele brave Männer in der Stadt dieselbe Meinung hegen. Sehet wohl zu, sie durch andere Mittel als die Schleuder zum Schweigen zu bringen!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Nachricht von der Einnahme Eisenachs durch den Markgrafen durchflog in wenigen Tagen das Land und verursachte in Hessen nicht eben große Trauer, weil jedermann hoffte, mit diesem Verlust, den man vielfach eher für einen Gewinn hielt, den Krieg geendet zu sehen.

Dagegen erregte der Tod Velsbachs überall die größte Teilnahme, und die Art und Weise desselben stimmte die Gemüter noch mehr gegen den treulosen Fürsten; denn die Versicherung, daß er schuldlos an demselben sei, fand wenig Glauben. Man wußte zu gut, wie aufrichtig sein Haß gegen den kühnen Mann gewesen war und wieviel ihm daran gelegen sein mußte, einen so unerschrockenen Gegner für immer zu beseitigen.

Mit dem tiefsten Schmerz betrauerte ihn die Herzogin Sophie, und alle Liebe, die sie von Kindheit auf für den Vetter gehegt hatte, und die noch immer nicht völlig in ihrem Herzen erstickt war, wandelte sich von nun an in einen bittern, unversöhnlichen Groll, den nichts jemals wieder zu tilgen vermochte. Der Verlust der Stadt und Burg ging ihr näher, als sie zeigen wollte, und ihretwegen betrübte er den Landgrafen, der nun aber fest entschlossen war, dem Krieg ein Ende zu machen und dem Besitz Thüringens kein weiteres Opfer zu bringen.

Es war ihm daher eine schwere Enttäuschung, als die Boten, welche die Friedensvorschläge getragen, unverrichteter

Dinge von Leipzig zurückkamen, wo der Markgraf auf der Pleissenburg weilte.

Der Erfolg hatte diesen übermütig gemacht, und er begehrte die im hessischen Besitz befindliche Landschaft an der Werra mit den Städten Witzenhausen, Allendorf, Eschwege, Wannfried und Sontra für sich und drohte dieserhalb mit neuem Kriege.

So sehr der junge Landgraf den Frieden wünschte, und so dringend das Land denselben bedurfte, so kam es ihm doch nicht in den Sinn, die Forderung zu gewähren, und mit Festigkeit erklärte er dies seinen Getreuen:

„Ich werde hessisches Recht von keiner fremden Hand antasten lassen, so lange die meine ein Schwert zu halten und zu führen vermag. Niemals werde ich ausziehen, um Städte oder Burgen zu gewinnen, die fremden Stammes sind und meinem Lande nur widerwillig zugehören würden; aber was mein ist, das werde ich halten und werde zurück zu erlangen suchen, was zum alten Chattenstamm gehört. Ihr Männer von Hessen habt mich gerufen und Euch mir gelobt, da ich ein Kind war, damit ich dereinst als Eurer Fürst und Herr Eures Eigentums treuer Hüter sein möchte. Das will ich erfüllen, soweit ich kann. Keine Hufe des Landes, welches ich liebe als mein höchstes Gut, kein Bewohner desselben soll unter fremde Herrschaft geraten, so lange ich den Kopf heben und den Arm rühren kann. Unablässig will ich jedes Mittel gebrauchen, zu uns zu locken, die uns angehören; die alten Grenzen will ich wieder ziehen und sie sichern und wahren, aber darüber hinaus will ich nichts begehren.

„Gern würde ich dem Markgrafen die Hand zum ehrlichen Frieden reichen; weder mein Auge noch mein Herz würde nach dem verlorenen Thüringen zurücksehen, und trotz allem, was geschehen, würde ich ihm ein friedlicher und getreuer Nachbar sein. Daß er aber über seine Grenzen hinweg nach meinem Eigentum zu greifen versucht, werde ich nicht dulden. Will er darum den Krieg, so mag er ihn haben und diesmal weiß ich, daß der Sieg mein sein wird.“

Die Versammelten stimmten ihm einmütig zu und gelobten die alte treue Hilfe und Geduld.

Das Frühjahr verging dann unter Verhandlungen mit dem Herzog von Braunschweig, der aus Dänemark zurückgekehrt war und sich willfährig bewies, mit dem Schwager die Waffen wieder zu erheben. Die Herzogin, welche ihr Herz nicht von der alten Heimat zu wenden vermochte, konnte nicht unterlassen, eines Tages dem Sohn ein leises Wort der Hoffnung für deren Zurückgewinnung zu sagen; aber der Landgraf, der ihr gegenüber in einem Fenster der hohen Marburg saß, schüttelte mit dem Kopf.

„Nicht ein Tropfen hessisches Blut soll mehr an Thüringer Gebiet gewagt werden,“ versicherte er fest. „Mir genügt mein Hessen, und mich gelüstet nicht, einen jener stolzen Ritter unter meinen Vasallen zu sehen, die damals in der Katharinenkirche ihrem Herrn mit falschem Eidschwur dienten. Anders haben sich mir die Meinen bewährt, und niemals könnte ich zu denen ein Herz fassen, deren Abfall mich meiner treusten Freunde beraubte. Glaubt Ihr, Mutter, ich könnte Heinrich von Baumbach und Stephan von Schartenberg je vergessen? Bei jedem Besitz in Thüringen würde ich daran gedenken, womit ich ihn bezahlte, und das würde ihn mir verleiden.“

„Immer noch liegt Dir der Tod dieser beiden schwer auf dem Herzen, Heinz,“ klagte die Herzogin, den schönen, blühenden Sohn mit Zärtlichkeit betrachtend. „Denke doch daran, daß sie keine Erdensorgen mehr tragen und des Himmels Freuden genießen. Siehe Frau Jutta an. Ganz klaglos trägt sie den Verlust des Gemahls; ihre Trauer ist fast froh; denn sie birgt die Zuversicht, daß es ihm wohlgeht, und daß sie ihn wiederfindet.“

„Auch um sie, Mutter, trage ich Leid. So oft mein Herz ihn entbehrt, gedenke ich ihrer. Wie einsam wird sie sein, wenn auch der Großvater ihr dahingeschieden ist. Frau Hedwig von Rodenstein sagte mir gestern, daß er von Tage zu Tage schwächer wird, und daß Frau Ursula Wenigen ihr die Botschaft gesandt

habe, des alten Ritters Tage seien gezählt. Ich will mit Götz hinreiten, um Herrn Hermann noch einmal zu sehen!“

„Ja, thue es, Heinz, und bringe dem Treusten der Treuen auch meinen Gruß und Dank. Doch sage mir, wer ist Frau Ursula?“

„Die ehrsame Hausfrau des Ratsherrn Werner Wenigen, den Ihr ja kennt, eine Frau, die mir viel Lieb und Güte erwies, wenn ich von Hasungen in Kassel einkehrte, auf deren zuverlässige Treue Elben baut, die, stets willkommen, oft in Herrn Hermanns gastlicher Halle sitzt; welcher Pater Walthalun alle wunderbaren Geschichten von seinen Fischen anvertraut, eine muntere Frau, die tausend Dinge weiß und erzählt und doch nie etwas verrät; eine Gespielin Frau Juttas, eine Freundin Hedwigs und eine, die Götzens Wert schon vor mir gekannt und gewürdigt hat.“

Die Herzogin lächelte.

„Was für Reize Dir dies kleine Kassel doch birgt, Heinz, welche Merkwürdigkeiten von Menschen und Dingen! Wenn Du Hessen liebst, so scheint es mir fast, Du thust es um jenes Städtleins willen!“ scherzte sie.

Der Landgraf sah ernster aus, als die Veranlassung rechtfertigte.

„Ja, es ist wahr, der kleine Ort ist mir besonders lieb und wert, und ich fragte mich schon oft: warum? Ist es das Thal, in dem er gebettet liegt, sind es die Menschen, die dort wohnen, oder ist es die Liebe, welche ich dort erfuhr? Immer steigt der Wunsch in mir auf, dort die Halle mir zu gründen, die meinem Geschlechte die Heimstatt werden soll.“

„Heinz,“ rief die Herzogin erstaunt, „in Kassel wolltest Du wohnen, auf der alten baufälligen Burg über der engen, stillen, armen Stadt? Was zieht Dich dorthin?“

„Mein Herz, Mutter, nichts sonst. Die Fragen, welche Ihr aber an mich gerichtet, stellte ich mir schon selbst und noch manche andere dazu, ohne genügende Antwort zu finden. So oft ich

den Gedanken auch schon verwarf, immer kehrt er mir wieder, und ich sage mir, daß, da ich nun einmal nicht die Marburg zur bleibenden Stätte wählen will, Kassel nicht minder gut ist, als jeder andere Ort."

„Ach, daß es die Wartburg nicht sein kann, die liebe, hohe, alte Feste, von der seit Jahrhunderten Segen und Gesittung für weite Lande herabkam, und die schon von weitem sich dem Auge als Herrscherin kündet. Stolz thront sie über der reichen Stadt und dem fruchtbaren Thale. Gebietend steht sie vor der Pforte des mächtigen Waldrückens und verwehrt Unbefugten den Eintritt in die grünen Thäler."

„Des Thüringerlandes!" fiel ihr der Sohn mit Ungeduld in die Rede: „Was geht sie uns an? Hier bin ich Herr, und nicht nach jenem steht mein Sinn. Wir haben alle redlich versucht, das alte Erbe Eures Geschlechts dem Lande Hessen zu erwerben. Die Heiligen haben ihren Segen versagt, und wahrlich, Mutter, wir können nicht erzwingen, was sie nicht gewähren wollen. Deshalb laßt uns nicht rückwärts sehen, sondern voran in die Zukunft, die hoffnungsreich vor uns liegt und in der es vieles zu wirken und zu schaffen giebt für mich und die, welche nach mir kommen werden."

„Aber daß Du Dir und ihnen die Halle in der ärmsten und kleinsten Stadt des Landes erbauen willst, verstehe ich nicht."

„Auch Städte können wachsen und gedeihen, Mutter, aber ich habe noch nichts fest beschlossen. Ich erwäge es noch mit Euch und den andern Herren, was dafür und dagegen spricht. Ihr waret es, die mir widerriet, hier zu bleiben!"

„Gewiß! Hier, wo die deutschen Herren ihren großen Besitz und Einfluß haben, würden die Schwierigkeiten für Dich unleidlich sein. In alle Deine Unternehmungen würden die Herren hineinreden, jeder Deiner Handlungen würden sie ihre Erlaubnis erteilen oder versagen wollen. Wo die Kirche herrscht, da verlangt sie, die weltliche Macht solle ihr unterthan sein. Der Streit mit ihr ist gefährlich, und ihn zu meiden, gebietet die Klugheit.

Aber warum willst Du nicht Gudensberg wählen? Von dem Geschlecht der Gisonen von Gudensberg stammt Dein Anrecht auf Hessen. Das große Schloß bietet Raum genug, und dort liegt Maden nahe, das alte Gericht der Landschaft!"

„Ihr vergeßt, daß die Stadt noch immer für die Morgengabe Elisabeths in Pfandschaft des Herzogs von Braunschweig sich befindet. Ich habe jetzt nicht die Mittel, um sie einzulösen," erwiderte Heinrich sorgenvoll.

„Auch Frankenberg ist eine ansehnliche Stadt, reich und an der großen Handelsstraße zwischen Bremen und Frankfurt belegen."

„Das ist für die Bewohner, welche sämtlich Handel treiben, zwar wertvoll, doch was soll es mir? Den Rittern und Bauern ist der Sinn der Kaufleute verhaßt, und ungern würden sie sehen, daß ich dort unter den stolzen Kaufherren wohnte. So kehrt mir Herz und Sinn immer wieder nach Kassel zurück. Wenn auch arm und klein, so birgt es mir doch Liebe und Treue, und nichts hindert mich, wenn ich dort wohnen sollte, der Stadt zu Wohlstand und Blüte zu helfen."

„Die Hausfrau des Marschall von Rodenstein!" rief der Truchseß, die Thür öffnend, ins Gemach.

„Laßt sie hereinkommen!" befahl die Herzogin, und der Landgraf erhob sich, um der jungen Frau entgegenzugehen.

Hedwig trat ein, begrüßte an der Schwelle den jungen Fürsten mit stummer Verneigung und ging rasch an ihm vorüber in sichtlicher Aufregung auf Frau Sophie zu. Sie sah schön und anmutig aus, wie sie das große Zimmer durcheilte, und schien fast gewachsen unter ihrer Würde als Götzens junge Ehewirtin. Anstatt des gewohnten, einfachen Gewandes von feinem hellem Wollenstoff trug sie die reiche Samtkleidung der Rittersfrau. Ihr dunkles Haar hing nicht mehr frei in langen Locken auf dem Rücken herab, sondern barg sich nach Brauch im Netz und unter dem langen Schleier, welchen der goldene Schapel festhielt. Aber man sah, daß trotz des reichen Ober=

gewandes von dunkler, gestickter Seide und des kostbaren Stoffs zum Schleier doch nur geringe Sorge auf den Anzug verwendet war; denn weder Spangen, noch Ketten oder sonst ein Kleinod verriet den Wunsch der Trägerin, geschmückt zu erscheinen.

Die Herzogin sowie der Landgraf sahen gleich, daß etwas Ungewöhnliches die junge Frau bewegte, die bleich, mit bebenden Lippen und weitgeöffneten angstvollen Augen vor der Fürstin stand und vergeblich nach Atem und Worten rang.

„Hedwig! Kind, was ist Dir?“ rief Sophie. „Ist Götz ...?“ denn in diesem Augenblick fürchtete die Herzogin wirklich, dem Marschall sei ein Unglück zugestoßen.

Doch die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte sie, „nicht Götz, der Großvater ....“

„Ist er gestorben?“ rief Heinrich und schob einen Schemel für Hedwig neben den Sitz der Mutter, als er sie, ganz erschöpft vom eiligen Gang auf die Burg und von Schrecken und Schmerz, zittern sah.

Sie nickte bejahend.

„Eben brachte ein Bote Juttas die Nachricht. Er ist die ganze Nacht geritten.“

„Wann?“

„Und Götz?“ fragten Mutter und Sohn fast gleichzeitig.

Hedwig beantwortete des letztern fragenden Ausruf zuerst.

„Ich suche ihn. Er wollte hierher auf die Burg kommen, und er weiß es noch nicht.“ Sich dann zur Fürstin wendend, sagte sie:

„Gestern morgen. Er hat sich gesund niedergelegt, und als Meinhard, der bei ihm in der Kammer schlief, sich erhob, hat er noch mit ihm gesprochen, nach der Stunde gefragt und gesagt, daß er noch müde sei. Kurze Zeit danach ging Jutta hinein, um ihm die Morgensuppe zu bringen und fand ihn entschlafen. Mit einem seligen Lächeln lag er da, erzählte der Knecht.“ Hedwig schluchzte leise. Alle schwiegen.

Der Herzogin Thränen fielen in ihren Schoß. Heinrich streichelte schmeichelnd die Hand Hedwigs, welche er gefaßt hatte, wie man ein treues Kind zu beruhigen pflegt, aber vergebens suchte er nach einem teilnehmenden tröstenden Wort. Da trat Götz ein. Man sah ihm an, daß er die Trauerkunde schon erfahren. Hedwig hatte den Boten mit heraufgebracht, und dieser hatte draußen dem Marschall Bericht erstattet. Der Landgraf ließ bei seinem Anblick Hedwigs Hand fallen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Jugendgefährten zu. Seine Fassung war zu Ende.

„Götz, Götz, lieber Götz!“ rief er, ihn fest in die Arme schließend, mit lautem Aufschluchzen.

Der Marschall war beinahe gefaßter als er, obgleich auch ihm die Thränen unaufhaltsam in den vollen, blonden Bart rollten. Er drückte den Fürsten, in welchem er in diesem Augenblick nur den Freund sah, fest an sich, indem er liebevoll zu ihm sagte:

„Wir werden es beide nie vergessen, daß er uns zusammen geführt hat, Heinz!“

Dann machte er sich mit sanfter Gewalt von ihm los und ging zu der weinenden Hedwig, die er in seine Arme zog, und so mit ihr vereint, trat er zur Herzogin, welche ihm die Hand entgegenreichte.

„Du bist fast allein noch übrig von den Treuen, Götz,“ sagte sie.

Bevor sie weiter reden konnte, fiel ihr der Sohn ins Wort.

„Nicht von den Treuen; denn treu sind sie alle; diese Tugend stirbt nicht aus in meinen Hessen. Aber von denen, die mir zuerst ihre Liebe entgegengebracht, sind schon viele heimgegangen. Wir und das ganze Land haben in dem Ritter einen Vater verloren, der uns nie ersetzt werden kann.“

„Nie,“ entgegnete Götz feierlich. „Wir müssen versuchen, ihm nachzuleben. Das ist die beste Liebe, die wir seinem Andenken erweisen können. Weine nicht, Hedwig,“ flüsterte er

zärtlich, sich zu seinem jungen Weibe neigend und ihr Haupt fester an seine Brust drückend. „Siehe, wir sind ja bei einander, wir können von ihm reden, uns aller seiner Liebe erinnern. Denke an Jutta, sie ist ganz allein!"

Hedwig sah zum Gemahl auf und zog seine Hand an ihre Lippen. Glück und demütiger Dank lag mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes in ihren Blicken und in dieser Bewegung.

„Hat der Bote nichts Näheres von den letzten Tagen des Ritters berichtet?" fragte die Herzogin und hob den Kopf aus der stützenden Hand auf.

„Nicht viel," entgegnete Gottfried. „Der Großvater war schwach, aber nicht krank. In den letzten Tagen war er sogar munterer gewesen, so daß Jutta schon hoffte, die milde Sommerluft würde seine Kräfte wieder heben. Pater Walthalun war anwesend, was ihn stets besonders erfreute; denn immer mehr liebte und schätzte er ihn. Die beiden hatten am Nachmittage in der Laube des Hofes gesessen und über Dinge aus den heiligen Schriften gesprochen, welche der Pater so herrlich auszulegen versteht, daß sie jedermann faßlich erscheinen. Konrad von Elben war dazu gekommen, und das Gespräch hatte sich auf die Lage des Landes gewandt. Der Großvater war voll Teilnahme, gab ihm Ratschläge und erteilte ihm noch besondere Aufträge für Euch, Heinz.

„Gegen Abend kam Frau Ursula mit den Kindern. Lange hat der Großvater, wie seine Gewohnheit war, sich munter mit ihr geneckt und gescherzt, dann ist er aber ernst geworden, hat die Kinder herbeigerufen, ihnen die Gegend gezeigt, die Namen der Berge und Orte genannt und sie, wie er es schon mit Jutta und mir gethan, gemahnt, daß dies das Land ihrer Geburt und ihrer Voreltern, das Land, welches ihnen von Gott anvertraut sei, auf daß es sie trage und ernähre, dem sie darum zu dienen, und welches sie zu lieben hätten vor jedem andern Lande der Erde. Danach hat er einen Augen-

blick mit gefalteten Händen wie im Gebet gestanden und dann im Hineingehen zu Ursula und Walthalun, die ihn führten, gesagt: ich nehme jeden Tag Abschied von diesem Fleck, und bin bereit, meine Augen abzuwenden von der irdischen Herrlichkeit, die mich so manchesmal erquickte, und sie hinaufzuheben zu jener andern Welt. Oft, das fühle ich, wird mein Auge nicht mehr über das Thal schweifen, und mir ist, da ich mich jetzt von ihm wende, als hätte ich meinem liebsten und vertrautesten Freunde zum letztenmal ins Auge gesehen!

„So ging er hinein und suchte sein Lager auf, von dem er nicht wieder erstand."

„Ein seliges Ende nach einem gerechten Leben. Möchte uns allen kein schwereres beschieden sein!" sagte Frau Sophie.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es waren schwere Tage für Jutta von Schartenberg, die dem Tode des Großvaters folgten.

Sie hatte kaum Zeit gefunden, ihrem gerechten Schmerz nachzuhängen, da aus dem ganzen Land die Freunde und Anhänger des überaus hochgeachteten Greises auf dem Burghofe erschienen waren, um seinen sterblichen Überresten die letzte Ehre zu erweisen und den Sarg nach Romrod zu geleiten, wo sich in der Kirche des Fleckens die Gruft befand, in welcher er bei den Ahnen seines Geschlechtes ruhen sollte.

Sein Neffe, das nunmehrige Oberhaupt der Familie, Herr Albert von Romrod, war mit der ganzen zahlreichen Sippe herbeigeeilt, um die Leiche des Oheims vor Zeugen aus seinem Stamme zu empfangen, wie das Herkommen es vorschrieb. Mit ihm zugleich waren Ritter fast aller hessischen Geschlechter, viele Prälaten, Geistliche, Schöffen der Städte, Richter der freien Bauern und wer sonst den Herrn im Leben gekannt hatte, angelangt, um durch diese letzte Ehrenerweisung die Dankbarkeit und Hochachtung, welche der Verstorbene sich erworben, noch einmal zu bekunden.

Bald nach Gottfried, welcher die ganze Nacht hindurchgeritten war, um der Schwester zur Seite zu stehen, waren auch Hedwig mit ihren Frauen und der Landgraf eingetroffen. — Des letztern herzliche Teilnahme, seine tiefe, aufrichtige

Trauer und die Art, wie er sie der einsamen Jutta darbrachte, thaten ihr besonders wohl, und die Ehrerbietung, mit der er aus Walthaluns und Elbens Mund die letzten Ratschläge des Toten empfing, zeigten mehr, als Worte und Versicherungen vermocht hätten, den Wert seines Herzens.

„Wie wird es den Großvater erfreuen!“ dachte sie, so oft sie den Eindruck seines selbstbewußten, mannhaften, liebevollen Wesens empfing. Der feste Glaube durchdrang sie, daß jener vom Himmel hernieder, vereint mit Stephan, an allem teilnehme, was im Kreise der Seinigen vorging, und daß ihm die Herzen nun kund seien.

Der Landgraf hatte sie gebeten, auch ferner auf dem Burghofe zu verbleiben, weil sie ihm früher einmal gesagt, wie schmerzlich ihr der Aufenthalt auf dem Schartenberg sei, wo ein grämlicher Vetter an Stelle ihres lebensfrohen Gemahls als Burgherr gebot. Sie war ihm dankbar dafür; es wäre ihr schwer geworden, jetzt gleich an eine Trennung von dem alten Platz zu denken, der ihr vor andern lieb und teuer war.

Wenige Stunden später, als sie noch einmal an den Sarg des Großvaters getreten war, um den letzten Abschied von der zerfallenden Hülle zu nehmen, war Elben zu ihr hereingekommen.

Sie hatte das leise Öffnen der Thür nicht gehört, aber sie fühlte an dem raschern Schlage ihres Herzens, daß er es war, der hier an der Seite des geliebten Toten neben ihr stand, und wagte nicht aufzusehen.

Warm ruhte sein Blick auf ihr. Wie sie mit gesenkten Augen in der ernsten Ruhe und Würde des Schmerzes dastand, erschien sie ihm mit der zarten Röte, die sich über ihr Antlitz ergossen, schöner noch und begehrenswerter als in den Tagen ihrer ersten Jugend.

Mit Anstrengung nur hielt er sich zurück; jetzt und hier wollte er nicht erbitten, was er, wie sie wußte, eines Tages als sein Recht zu fordern hatte. Er legte seine Hand leicht auf ihre ver-

schlungenen, bebenden Finger und berührte mit der andern die des Toten.

„Darf ich wiederkommen, Jutta?“ fragte er, „wenn wir diesen zur letzten Ruhe geleitet haben?“

Ein sanftes Neigen des Hauptes war alle Antwort, die sie gab; aber sie genügte dem Ritter. Leise, wie er gekommen war, ging er hinaus.

Seitdem waren vier Tage verflossen. Dem geräuschvollen Treiben war unheimliche Stille gefolgt, als das Thor des Hofes hinter dem Wagen sich wieder geschlossen hatte, welcher den mit Decken, Waffen und Wappenschildern reich geschmückten Sarg trug. Die beiden Frauen, Jutta und Hedwig waren mit ihren Mägden und wenigen Knechten allein zurück geblieben.

Hatte vorher Jutta beim Empfang der vielen, die gekommen waren, keine Muße gefunden, ihres Schmerzes und ihrer Vereinsamung sich bewußt zu werden, so wurde das Gefühl derselben ihr jetzt durch eine Hoffnung gemildert, der nachzuhängen sie sich nicht zur Sünde rechnen konnte.

Sie saß allein in der Laube an der Mauer. Die Sonne neigte sich zum Untergang; aber noch immer herrschte eine schwere drückende Hitze, die kein Luftzug vom Fluß herauf kühlte, und die ermattend auf ihr und der Natur lag. Sie hatte den Kopf zurück gelehnt, hielt die Augen geschlossen und war unzufrieden mit sich, daß sie darüber sann, wie weit wohl Elben der Leiche des Großvaters das Geleite geben würde, und wie bald die Mannen und das Gefolge zurückkehren könnten. Es war Sitte, daß nur die eigne Sippe sowie die Mannen und Knechte des Hofes bis zur Gruft mitritten; das übrige Ehrengeleite kehrte bei größern Entfernungen früher zurück. Doch Elben? würde er sich nicht zu denen rechnen, die dem teuern Toten näher angehörten?

So eben hatte sie ausgerechnet, daß heute Abend oder spätestens morgen Götz zurückkehren könnte, als ein Donnerschlag sie aus ihrem Sinnen auffahren ließ. Rasch öffnete sie die Augen, richtete sich auf und sah erstaunt, daß der ganze

Himmel umzogen war und dunkle Wolken von allen Seiten herandrängten.

„Es giebt ein Gewitter,“ sagte Ursula, die mit Hedwig und den Kindern aus dem, hinter dem Herrenhause belegenen kleinen Garten herbeieilte, wo Stachel- und Johannisbeeren ihren Reiz auf die Kleinen ausgeübt hatten. „Wir wollen nach Hause gehen, bevor es losbricht.“

„Willst Du es nicht lieber hier abwarten, Ursula?“ fragte Jutta. „Der ganze Himmel ist umzogen.“

„O nein, es wird wohl so rasch nicht kommen,“ entgegnete Frau Wenigen. „Aber wenn Ihr mir ein Regentuch für Jutta geben wolltet, so würde ich Euch danken. Sie hat ihr bestes Kleid an.“

„Laßt mich hier, Pate!“ bat das Kind, welches den Kopf in Juttas dunkles, weites Trauergewand gesteckt hatte.

„Fürchtest Du dich, Närrchen?“ erwiderte die Pate und zog freundlich das kleine, blonde Haupt aus den dunkeln Falten, während sie aufstand, um das gewünschte Tuch zu holen, mit dem man Kopf, Schultern und Gestalt verhüllte.

„Nein, Jutta, Du kannst nicht hier bleiben!“ sagte Ursula und machte die Hände des Töchterchens vom Gewande der Edelfrau los. „Du weißt, der Vater verlangt, daß während eines Gewitters alle zu Hause seien.“

„Du wirst Dich doch nicht fürchten, Jutta?“ schmeichelte Hedwig und kniete vor der Kleinen nieder, die sich ihr an den Hals schmiegte. „Wie könntest Du Angst haben, wenn Gott mit seiner Erde spricht?“

„Es kann brennen,“ sagte das Kind ängstlich.

„Es brennt auch, ohne daß ein Gewitter ist,“ entgegnete ihr die Mutter. — „Werner selbst ist schuld,“ wandte sie sich zu Hedwig, — „daß die Kinder sich fürchten. Er besteht darauf, daß jeder Hausgenosse, wenn irgend möglich, bei Ausbruch eines Gewitters heimkehre, und nachts müssen wir alle, sobald es donnert und blitzt, aufstehen. Er nennt das Vorsicht, ich

aber nenne es übertriebene Ängstlichkeit. Was die Folge ist, sieht man bei Jutta."

Ein greller Blitz mit kurz darauf folgendem Donnerschlag, der oft wiederklang und langsam durch das Thal rollte, unterbrach die Sprecherin.

Die große Glocke der St. Cyriakuskirche begann ihr mächtiges, weithinschallendes Geläute, und auch die dünnere Stimme der Glocke vom Ahnabergerkloster klang herüber.

„Das ist mir nun ganz unleidlich," klagte Ursula. „Ich weiß nicht, was es helfen soll, und das Geläute macht mich unruhig und aufgeregt."

„Ich denke, es soll zum Gebet mahnen."

„Nein, Werner erklärt es anders. Der Schall der Glocken soll, ich weiß nicht wie, die Gewitterwolken auseinander treiben. Aber ich habe immer gefunden, daß es ganz ohne Einfluß ist und nur unangenehm in die Ohren schallt."

„Das liegt doch an Dir," sagte Jutta, die mit zwei großen, abgerundeten Tüchern von weichem, aber sehr dichtem grauen Wollenstoff wieder herzugetreten war und die kleine Pate sorgfältig einhüllte, während sie das andere Tuch der Freundin bot. „Die Glocken reden doch immer in derselben Sprache, und wenn sie ein frohes Fest einläuten, klingen sie Dir gewiß nicht traurig."

„Mag sein," versetzte Ursula eilig. „Ich danke Euch für Eure Güte. Doch nun Kinder," rief sie, „müssen wir gehen. Konrad, nimm doch Jutta an die Hand. So, so, nun geht voran. Bist Du noch nicht fertig?" fragte sie und zog dem fast erwachsenen Sohn die Kappe fester auf die Stirn. „Gute Nacht, gute Nacht, bis morgen! Ich hoffe, Ihr fürchtet Euch nicht? Ach, wie unbesonnen ich doch bin," rief sie, wieder stehen bleibend. „Erst jetzt fällt mir ein, wie allein Ihr heute hier oben seid! Aber Werner und die Eile, zu der mich sein Gebot drängt, sind allein Schuld, daß ich alles vergesse. Wollt Ihr nicht lieber mit hinunter zur Stadt gehen?"

„Nein, Ursula, sorge Dich nicht um uns; wir trösten uns

gegenseitig, und wie Dein Eheherr sagt: man muß bei einem Gewitter daheim sein."

„Eilt Euch nur, damit Ihr nach Hause kommt," beruhigte Hedwig die Zaudernde und geleitete sie bis zum Ausgang über den Hof.

„Gute Nacht, gute Nacht, Kinder!" rief sie noch einmal und kehrte dann zu Jutta zurück, die in der offenen Thür der Halle stand und die junge Frau liebevoll umfaßte, als sie neben sie trat.

So blieben beide stehen und sahen in die Gegend hinaus, auf welche sich rasch und früher als bei klarem Himmel der Schleier der Nacht senkte. Das Wetter, welches sich so schnell zusammen gezogen hatte, brach noch nicht los. Es blitzte heftig von allen Seiten, aber die Donnerschläge klangen wieder ferner, die Luft blieb unbewegt und lag schwer auf dem weiten Thal. Die Glocken läuteten mit kurzen Unterbrechungen fort.

„Es geht mir wie der kleinen Jutta," sagte Hedwig. „Immer erregt mir ein Gewitter eine unheimliche Furcht. Ergeht es Dir auch so?"

„Furcht? Nein, nicht gerade das. Ich weiß, daß wir in jedem Augenblick unseres Lebens von Gefahren umgeben sind, größer als die eines Blitzschlages, und daß unsere Schutzheiligen immer zu wachen haben, um abzuwehren, was uns schädlich ist. Aber ich glaube, was Du der Kleinen sagtest, daß im Gewitter Gott mit seiner Erde spricht, und ich empfinde mit Schauern der Ehrfurcht seine Nähe."

„Gewiß auch ich! Hörtest Du, was Ursula über das Läuten der Glocken sagte? Wenn Gott es ist, der den Donner und Blitz über die Erde führt, wie können dann die Priester und frommen Frauen glauben, Ihn hinweg zu läuten? Und sollten sie nicht wissen, was Pater Walthalun uns einst in Hasungen aus dem heiligen Buche vorlas, als er uns das Vorübergehen Gottes im Gewitter so schön erklärte?"

„Ich weiß nicht, was Du meinst?"

„Die Geschichte von dem Propheten, der auf dem heiligen Berge Gottes stand, als der Herr vorüber ging: Erst kam

ein starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, aber der Herr war nicht im Wind; und nach dem Wind kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben; und danach kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer, und der Mann fürchtete sich. Aber nach dem Feuer kam ein sanftes Säuseln, und in dem linden Wehen wandelte der Herr vorüber, und der Mann hörte seine Stimme, verhüllte sein Antlitz und betete Gott an. — Hast Du es vergessen?"

„Könnte ich vergessen haben, was mich so tief ergriff, und was ich selbst schon in schweren Stunden als Wahrheit empfunden! Mit Sturm und Graus und Feuer, mit Unglück, Schmerz und Leid führt Gott uns das Leben vorüber. Nicht er selbst ist es, der sich uns mit Schrecken naht, nur seine Gerechtigkeit straft unsere Sünde und Missethat und zeigt uns seine Allmacht und Größe; danach aber nahet er sich selbst. Wie sanftes, lindes Wehen fühlen wir seine Nähe. Verschwunden sind Angst, Sorge und Pein; wir beten ihn an und gehen ruhig weiter; denn wir haben gefühlt, daß er bei uns ist. Und ist nicht ein Gewitter das Bild davon, mit seinem Sturm und seiner Verheerung und mit der Erfrischung, die es danach bringt?"

„Wie mag daher Herr Werner glauben, daß man ein Gewitter hinwegläuten kann?"

„Laß ihn. Es giebt ja viele, die erklären möchten, was uns umgiebt, und die doch nicht in das Geheimnis eindringen werden, welches dem Großvater und Stephan jetzt offenbar ist. Auch wir werden es einst erkennen. So lange wollen wir wie jener Mann, von dem Walthalun las, unser Antlitz verhüllen und anbeten."

Häufiger zuckten die Blitze hernieder, schneller folgte der Donner mit dumpfem Rollen und der Sturm brach los.

Hedwig zog Jutta zurück und schloß die Thür.

„Komm," sagte sie, leicht erschauernd. „Es ist unheimlich, so in die Blitze zu sehen." Sie gingen durch die Halle, wo die Schaffnerin mit einer Magd am Herd hantierte, und setzten sich

Jutta gegenüber auf einen Sessel an der Wand des Herrensitzes.

Beide Frauen schwiegen, während das Gewitter näher zog und Blitz auf Blitz hereinleuchtete. Die Magd stellte Lichter auf den Tisch und schloß die Holzläden der Fenster.

„Wo Götz und die, welche mit ihm sind, jetzt sein mögen? Ich hoffe, sie finden eine Unterkunft,“ sagte Jutta nach längerer Stille.

Hedwig sah auf.

„So spät am Abend werden sie doch nicht reiten. Sie werden längst in der Nachtherberge sein, und überdies sind Gewitter selten zu einer und derselben Zeit an verschiedenen Orten. Sie ziehen so schnell über das Land.“

„Drei bis vier Stunden weit ist doch oft ihre Verbreitung.“

„So nahe werden unsere Reiter noch nicht sein. Ich erwarte Götz nicht vor morgen Abend,“ entgegnete Hedwig und legte den hübschen Kopf müde an die Lehne des Sessels.

„Nein, er sagte, sobald als möglich würde er kommen. Ich rechne, daß es nicht gut früher sein kann.“

Wieder trat Schweigen ein. Die Frauen horchten auf das draußen tobende Unwetter. Der Sturm heulte und pfiff in kurzen Stößen um den alten Bau und durchfuhr mit unheimlichen Klagetönen den Schornstein. Er wirbelte die Asche des Kamins auf und trieb sie tanzend herum; dazwischen krachte und grollte der Donner unaufhörlich. Immer noch hörte man keinen Regen rauschen.

Am Herd kauerte die alte Wirtschafterin neben der jungen Magd und murmelte Gebete, während ihr die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger liefen, Ave Maria bei den kleinen, Pater noster bei den größern Perlen.

Da fuhr mit grellem Scheine ein Blitz hernieder, dem ein Donnerschlag folgte, welcher das Haus in seinen Grundfesten erbeben macht. Ein furchtbares Krachen und Dröhnen erfolgte, die Wände wankten, im Kamin schlugen Steine herunter und

die Balken der niedern Decke schienen sich zu senken. Das Schreien der Frauen am Herd übertönte den Aufruhr der Elemente; sie stürzten nach vorn und rissen die Hallenthür auf, so daß der Regen und Hagel, der jetzt in Strömen vom Himmel herabflutete, eindrang. Betäubt lag Hedwig in ihrem Sitz. Rauch, Qualm und Staub erfüllte die Halle, aber ehe Jutta sich klar bewußt wurde, was vorging, hatte sie die Leblose zu sich gerissen und strebte mit ihr dem Ausgange zu. Sie fühlte, wie die Schwelle zum Herrensitz unter ihrem Fuß wich, sie sah noch flüchtig, daß hinter ihr die Balken stürzten, und hörte, wie die Wand, an welcher sie gesessen, donnernd zusammen brach. Aber ungefährdet erreichte sie die Thür und das Freie und ließ die junge Frau sanft aus ihren Armen auf die nasse Erde gleiten.

Einen Augenblick drohten auch ihr die Sinne zu schwinden; es war zu vieles, was auf sie einstürmte. Dann raffte sie sich mit einer starken Willensanstrengung auf.

„Ist sie tot? fragte sie die Frauen, die neben Hedwig niedergekniet waren, und erschrack vor ihrer eignen Stimme und der Fühllosigkeit und Ruhe, mit der sie die Frage zu stellen vermochte.

„Nein," sagte die Alte. „Ängstigt Euch nicht, edle Frau. Sie atmet und bewegt sich. Ihr ist nichts geschehen; sie ist nur betäubt vom jähen Schrecken und erholt sich schon. Aber seht Euch um! Der Blitz hat gezündet, die Flamme schlägt schon aus dem Dach, wir dürfen nicht hier bleiben!"

Diese Worte gaben Jutta ihre volle Besinnung zurück. Sie schaute in die Höhe und übersah sofort die Lage. Sie half Hedwig aufrichten, welche verwundert die Augen aufschlug, und als sie in der hell beleuchteten Umgebung Juttas besorgtes Antlitz über sich gebeugt sah, lächelnd sagte: „Es ist nichts," als sie aber dann den Feuerschein gewahrte, legte sie schaudernd die Hände vor die Augen und erkannte, daß sie beide der Gefahr wie durch ein Wunder entgangen waren.

Im Hofe herrschte inzwischen eine entsetzliche Verwirrung.

Die Knechte hatten beim Ausbruch des Unwetters das Vieh von seinen Strängen gelöst. Scheu und wild rannte dieses durcheinander, und mit Schreien und Rufen versuchten die Männer nun, dasselbe auf den vordern Raum zusammen und in die Ställe zurück zu treiben.

Dazwischen liefen ratlos, weinend und klagend die Frauen, Mägde und Kinder des Wirtschaftshofes hierhin und dorthin. Nach Eimern und Wasser wurde gerufen, aber keine Hand rührte sich, es zu beschaffen, was auch ohnehin als unnütz sich erwiesen haben würde. Das Einzige, was zu thun war, die Strohdächer der übrigen Gebäude naß zu erhalten, besorgte der Himmel besser, als Menschenhände es gekonnt hätten.

An dem verschlossenen Hofthore ertönten Schläge und Rufe um Einlaß, die niemand beachtete.

„So öffnet doch das Thor!" rief Jutta einem Knecht zu, der müßig hin und her lief, während sie die ganz durchnäßte, zitternde Hedwig in das seitwärts gelegene kleine Haus der Wirtschafterin und Mägde führte.

„Und es kam ein Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach," murmelte Hedwig schaudernd.

„Aber dem Manne, der auf dem Berge stand und auf das Nahen Gottes wartete, geschah nichts! Ist das nicht tröstlich?" versetzte Jutta.

„Die liebe, liebe, alte Halle!" klagte die junge Frau leise. „Herr Gott! Heilige Jungfrau!" schrie sie dann auf. „Jutta, hast Du schon darangedacht, daß wir nie wieder ihre Schwelle überschreiten werden?"

Jutta zuckte bei diesem Wort zusammen. Wie hätte sie in diesen kurzen Minuten etwas bedenken können? Sie hatte gehandelt, aber ohne Überlegung. Das Nächste, was sich ihr zu thun bot, hatte sie ergriffen, wie es besonnenen, starken Naturen eigen ist, die sich durch langes Bedenken des Künftigen nicht aufhalten lassen. Jetzt erst erinnerten sie Hedwigs Worte an die ganze Größe ihres Verlustes. Sie nötigte sie hastig, und ohne Anwort

zu geben, einzutreten, und trug einer Magd auf, der jungen Frau trockene Kleider zu reichen und für ein Lager zu sorgen; dann wandte sie den Fuß, um zu der geliebten Schwelle zurückzukehren. Aber sie blieb stehen; denn sie begriff bei dem ersten Blick hinüber die Unmöglichkeit, daselbst einzudringen. Der ganze Oberbau, der nur aus Balkengefüge errichtet war, stand in Flammen. Zuweilen gelang es dem jetzt weniger heftig strömenden Regen, hier und da das Feuer zu ersticken, dann stieg ein dichter, weißlich gelber Qualm auf und verhüllte minutenlang mit Rauch und Dampf die Stätte, bis sich die Flammen aufs neue Bahn brachen. Die fallenden Schindeln und Sparren des steilen Daches, die geborstenen Wände und brechenden Balken machten den Eingang in den gewölbten, steinernen Unterbau zu einem gefährlichen Wagnis, und mit Schmerz gedachte Jutta manches werten Gegenstandes, den sie sich gern hätte bergen mögen.

Aus der Stadt waren die Bewohner zur Hilfe heraufgeeilt. Der Schöffe und andere Ratsherren, von den Bütteln unterstützt, hatten schnell Ordnung unter dem Hofgesinde geschaffen, und Zimmerleute und Maurer machten sich mit Leitern und Haken daran, die brennenden Balken herabzureißen, die wankenden Wände einzuschlagen, das Feuer zu löschen und die Gefahr zu verringern.

Man sah jetzt, daß der Blitzstrahl die ganze hintere Wand des Gebäudes zerrissen hatte, und es war fast einem Wunder gleich, daß die beiden Frauen, die so dicht vor dieser Wand gesessen hatten, ohne Verletzung davongekommen waren.

Der Regen hatte nach und nach aufgehört, einzelne Sterne blinkten wieder aus dem zerrissenen Gewölke, die Flammen waren nahezu erloschen und die Dunkelheit deckte die Verwüstung der letzten Stunden.

Ursula, welche mit ihrem Hausherrn heraufgekommen war, hatte die Freundin unter einer Flut von Thränen, aber mit wenigen Worten umarmt.

Der kleinen Frau war das Herz zu voll, es war zu vielerlei, was sie bewegte. Mehr als Jutta selbst empfand sie in dieser Stunde die ganze Schwere des Schicksals, welches auf die einsame Frau einstürmte, und hütete sich, derselben mit einem Worte den Stachel ins Herz zu drücken, dessen sie sich noch nicht bewußt schien. Sie half ihrer innerlichen Bewegung durch äußere Thätigkeit ab, verschaffte sich aus dem Vorrate der Schaffnerin trockene Kleider und nötigte Jutta, in das Haus einzutreten, um ihre nassen Gewänder mit trockenen zu vertauschen. In einem kleinen Gelaß fanden sie hier Hedwig auf einem Lager in festem Schlaf. Trotz des Lärmes, welcher vor den Fenstern herrschte, trotz aller Unruhe um sie her, lag sie ruhig atmend in sanftem Schlummer, die letzten Thränenspuren noch auf den blühenden Wangen.

Jutta beugte sich zärtlich zu ihr herab und küßte ihr leise die weiße Stirn.

„Meines lieben Knaben geliebtes Weib!“ sagte sie zu Ursula mit einer bei ihr seltenen Innigkeit im Ton. „Ich danke Gott inbrünstig, daß sie lebt. Ich glaube, bei allem, was mich schon betroffen, waren doch die entsetzlichsten Augenblicke meines Lebens diejenigen, in denen ich sie durch die Halle trug und nicht wußte, ob sie lebte oder tot war. Es waren wohl nur Sekunden der Angst, aber ich war mir Götzens Jammer bewußt und weiß nun, was Folterqualen sind! Doch siehe sie an. Sie hat bei dem Unwetter vor Angst gezittert und gebebt und verlor vor Entsetzen das Bewußtsein; dann hat sie um die alte Halle geklagt und geweint, bevor ich nur daran gedacht, daß sie uns verloren ist, und nun schläft sie friedlich und sanft wie ein Kind, dem man ein Spielzeug zerbrochen hat. Wann werde ich je so schlafen können?“ setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Wenn Ihr so glücklich seid, wie sie es ist, Jutta!“ erwiderte ernst Frau Ursula.

Es war drückend heiß in dem kleinen Raume, und die

beiden Freundinnen traten wieder in den Hof hinaus, wo die Bürger und Knechte noch immer bemüht waren, die hervorbrechenden Flammen zu ersticken. Ursula ging näher an die Brandstätte heran, während Jutta zu der alten Laube schritt, aus welcher der erste Donnerschlag vor wenigen Stunden sie aufgeschreckt hatte. Waren es wirklich erst Stunden?

Der Frau, die sich müde und gebrochen auf die Bank niederließ, welche ihr so oft zum Ruhesitz gedient hatte, kam es vor, als seien Jahre entschwunden, seit sie zuletzt hier gesessen hatte; so verändert erschien sie sich selbst, und so gewandelt war alles um sie her.

Es war so natürlich, daß ihre Gedanken zurückkehrten zu dem Einst, von dem dieser Platz so viel zu sagen wußte, und von dem ihr nichts mehr, nun nicht einmal mehr der alte Sitz am Herdfeuer geblieben. Sie war zu erschöpft an Herz und Sinn, um zu denken und zu sorgen, was die nächste Zukunft ihr bringen würde; sie fühlte sich in dieser Stunde nur grenzenlos einsam, traurig und unglücklich und konnte nicht verhindern, daß ihr die Thränen langsam aus den Augen fielen. Nur mit Mühe unterdrückte sie ein lautes Schluchzen. Sie stand wieder auf; es war eine Ruhelosigkeit in ihr, die ihr sonst fremd war, und eine beklemmende Angst hatte sie erfaßt. Sie beugte sich über die niedere Mauer und sah hinunter nach dem Fluß, dessen leises Rauschen heraufklang, und auf dessen kleinen Wellen die Sterne tanzten, die immer leuchtender hervorbrachen.

„Unwandelbar im Wandel," hatte der Großvater gesagt. Dies Wort fiel ihr ein, als sie auf die eilenden Wogen sah.

Ist ein Menschenleben im Strome der Welt mehr als dieser Wellen eine? dachte sie. Hatte des Großvaters langes, reiches Leben, nun es dahin war, eine Lücke gelassen, die offen blieb für alle Zeit? Ach, wohl so wenig wie die Welle, die vorüberrauscht und über welche die kommende dahinflutet. So war Stephan dahingegangen, und so würde sie selbst vergehen, eine Woge nur, kaum gesehen unter den tausenden, die den Fluß

ausmachen, und nicht vermißt, wenn sie verrinnt. Wozu die Sehnsucht nach dem vergänglichen Glück dieser Welt? Was lag daran, wenn das Auge geschlossen, ob es geweint oder gelacht? Warum begehrte sie, nach dem zu greifen, das dieser Erde angehört? Noch niemals waren solche Gedanken ihr nahe getreten, noch niemals hatte sie sich und das menschliche Los so unglücklich gefunden, und ein banger Schrecken ergriff sie bei dem Gedanken, dies Bewußtsein der Nichtigkeit jedes irdischen Besitzes und Glückes könne ihr ein beständiges Empfinden bleiben.

Da legte sich ein Arm um sie. Fest und sicher hielt er sie, nicht scheu und zaghaft, nein, ohne Zaudern. Wie man sein Recht ergreift, so umschloß er sie, und eine teure Stimme, deren Klang sie unter allen andern Stimmen der Erde herausgefunden hätte, sagte dicht an ihrem Ohr:

„Grüß Gott, Jutta!“

Sie schrak nicht zusammen und schrie nicht auf, ja sie war nicht einmal erstaunt; es überkam sie nur ein Gefühl von Ruhe und Seligkeit. Ein Friede senkte sich auf sie herab, wie sie ihn noch niemals empfunden. Sie atmete tief auf und legte schweigend und vertrauend ihren Kopf an die Schulter des Mannes, der sie umfaßt hielt. Ja, das war Glück; denn sie war wunschlos!

„Endlich!“ sagte er und blickte in die blauen Augen, die sie offen wie noch nie zuvor zu ihm erhoben hatte. „Endlich und nun für immer!“

Sie nickte ihm lächelnd und doch verlegen zu, aber sie bewegte sich nicht, als sie leise wiederholte:

„Für immer!“

Alle Liebe, die sie von jeher für Elben gehegt und so mutig unterdrückt hatte, aller Schmerz, den sie um ihn getragen und alles Glück, welches sie nun empfand, lag auf ihrem Antlitz und in ihren Blicken; aber zu reden vermochte sie nicht.

„O, Jutta!“ rief er von dieser stummen Sprache höher beglückt als von allem, was sie hätte sagen können, „wie lange, wie heiß und unaussprechlich habe ich Euch geliebt!

Ich wußte selbst erst wie sehr, da ich verzichtet hatte, um Euch zu werben, und erfuhr es noch mehr, als ich Euch wiedersah."

„Ich weiß es," sagte sie leise, „und es erfüllte mich mit Qual und Pein."

„Mit Qual und Pein?" fragte er befremdet.

Sie schloß die Augen und ein schmerzlicher Ernst legte sich einen Augenblick auf ihre Züge.

„Konnte ich anders fühlen als Stephans Weib? Durfte ich auf diese Stunde hoffen? Wäre ich Eurer Liebe wert gewesen, wenn ich es gethan? O, Konrad, verzeiht mir, wenn ich bekenne, daß ich selbst jetzt mit Kummer daran denke, was geschehen mußte, damit wir diese Stunde erleben konnten!"

„Verzeihen, Jutta? Könnten wir bereuen, daß wir mutig trugen, was die Heiligen uns auferlegten? Möchtet Ihr einen Tag, eine Stunde missen in dem Leben, welches vergangen hinter Euch liegt?"

Sie schüttelte das Haupt.

„Wie sollte ich? War ich nicht glücklich trotz alledem? Ihr wißt selbst, wie sehr mich Stephan liebte. Ihr kanntet ihn und seine frohe Güte, und Euch dankte ich soviel von meinem Glück. Wie sollte ich bereuen? Doch ihr waret einsam . . .!"

„Aber reich und ausgefüllt war mein Leben. An dem Platz meines Weibes stand mein Fürst und mein Land! Was ich auch entbehrte, niemals habe ich bereut, daß ich meine Pflicht erfüllte. Ist es nicht ein süßer Lohn, daß uns nun diese Stunde schlägt, von der aus wir zurückblicken auf hochgehaltene Treue, und steht nicht über der Liebe die Ehre? War auch nicht leicht, was die Heiligen von uns gefordert, so überstieg es doch nicht unsere Kräfte. Das Gedenken an die Vergangenheit birgt uns keine Reue und keinen Schmerz, von dem wir nicht bekennen müßten, daß er uns heilsame Frucht für die Zukunft trug!"

Götzens und Hedwigs Stimmen wurden hörbar; sie riefen nach Jutta.

„Hier!“ antwortete Elben laut und fröhlich, und ohne Jutta aus seinen Armen zu lassen, trat er mit ihr hinaus auf den Hof, der von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet ward.

„Götz, sieh hier! Ich wußte es!“ rief jubelnd Hedwig, als sie des Paares ansichtig wurde, und zog eiliger den erstaunten Gemahl der Schwester entgegen.

Hand in Hand und Aug in Auge, standen vor der geborstenen Schwelle der Heimat, umgeben von den zerrissenen Wänden und den rauchenden Trümmern der alten Halle, zwei trauernde, glückliche Paare.

Ein leises Wehen erfrischender Morgenluft, wie es den Aufgang der strahlenden Sonne begleitet, zog über den Hof.

„Und in dem sanften Wehen ging der Herr vorüber!“ flüsterte Jutta in Hedwigs Ohr, und beide Frauen neigten das Haupt und legten die Hände zum Dankgebete zusammen. Sie dankten für das überstandene Leid und für das junge Glück; denn Freude und Leid macht erst das menschliche Leben vollkommen.

*
*   *

„Jetzt werdet Ihr schlafen wie ein Kind,“ sagte etwas später Frau Ursula freudestrahlend zu der glücklichen Freundin und trieb zum Aufbruch nach dem Drachenneste, dessen Gastfreundschaft sie angeboten hatte.

Als sie dann neben Elben und Jutta durch die enge, stille Gasse schritt, fiel ihr ein langentschwundener Tag ein und sie sagte:

„Schon einmal vor langen Jahren gingen wir so zusammen durch diese Gassen, und ich wußte damals schon, daß Jutta Euch liebte, Herr Konrad, obgleich sie es so stolz leugnete, daß eine

weniger kluge Frau sich hätte täuschen lassen! Auch Eure Liebe hatte ich erkannt; aber an jenem Tage hatte ich die Hoffnung aufgegeben, Euch als Paar zu sehen. Nun freut mich doppelt, daß ich recht behielt. Hätte ich damals gewußt, daß ich den heutigen Tag erleben würde, so hätte ich meinen Kindern schöner klingende Namen gegeben; denn nur, um meinen Willen durchzusetzen und ein Paar, Konrad und Jutta zu haben, traf ich diese Wahl! Doch hier sind wir am Drachenneste!"

Schluß.

Seitdem waren mehrere Jahre vergangen und vieles hatte sich in Hessen verändert. Der junge Landgraf hatte die letzten Ratschläge des Ritters von Romrod befolgt, und er und das Land hatten die Weisheit derselben erfahren.

Bald nach seiner damaligen Rückkehr aus Kassel hatte er persönlich mit dem Grafen Gottfried IV. von Ziegenhain sich geeinigt und dann seinen Frieden mit dem Erzbischof Werner von Mainz gesucht und gefunden. Im Lager von Langsdorf bei Lich (unweit Gießen) hatte er am 10. September 1263 die bis dahin verweigerten mainzischen Lehen in Hessen empfangen und dem Erzbischof zweitausend Mark Silber zugesagt, für welche hohe Summe sich dreißig seiner immer getreuen und willfährigen Ritter verbürgt hatten. Auch das Gebiet und die Städte Grünberg und Frankenberg trat er an Mainz ab und empfing sie von diesem als Lehen zurück*). Es war ihm schwer geworden, diese Forderung zu bewilligen, aber er sehnte sich danach, dem Lande endlich den ihm so notwendigen Frieden zu geben. Die Städte, welche nicht hinter der Opferfreudigkeit der Ritter zurückbleiben

*) Hierüber existieren drei Urkunden mit der Namensunterschrift der Ritter. Näheres giebt Rommel, Gesch. v. Hessen, Bd. II., S. 29 und Guden, Cod. dipl. Tom. I., pag. 702—708. Die Urkunden befinden sich im Hofarchiv und sind lateinisch abgefaßt, während andere Urkunden und Briefe Heinrichs I. in deutscher Sprache vorhanden sind.

wollten, hatten selbst um Erfüllung der Bedingung gebeten, welche, solange Heinrich lebte und sein Geschlecht blühte, für sie keinen großen Unterschied machte. Nur wenn Heinrich unbeerbt starb, würden sie hierdurch mainzisches Eigentum geworden sein.

Nachdem er dies erreicht, war der Landgraf nach Braunschweig geeilt, um sich die Gemahlin heimzuführen, der er sich so frühe verlobt hatte. Ihre anmutsvolle Schönheit und Sanftmut gewann sehr rasch die Neigung des ritterlichen Gemahls, und es wurde ihm nicht schwer, ihr die gelobte Liebe und Treue zu gewähren.

Daß er gegen Heinrich von Meißen mit Hilfe seines Schwagers Albrecht von Braunschweig noch einmal zum Schwerte greifen mußte, war ihm inmitten seiner übrigen glücklichen Unternehmungen eine schmerzliche Notwendigkeit gewesen; doch hatte ihm der Krieg die alten zurückerworbenen Grenzen fester gesichert. Als Albrecht siegreich bis ins Thal der Saale vordrang, Merseburg und Naumburg sich unterwarf, begehrte der Landgraf, seinem Vorhaben getreu, keinen Anteil an jenem Besitz zu gewinnen, den auch der Herzog in der Schlacht von Wettin am 28. Oktober 1263 wieder verlor. Letzterer war froh, sich selbst durch Verzicht auf diese Eroberung und ein reiches Lösegeld aus der Gefangenschaft zu befreien, in welche ihn diese Schlacht fast ein Jahr lang verstrickt hatte.

Schwer noch waren die Jahre, lang und mühevoll die Verhandlungen gewesen. Die Herzogin war fast der Sorge um eine endliche Lösung erlegen, aber der Landgraf war immer voll hohen Mutes geblieben, der Gerechtigkeit seiner Sache fest vertrauend und der hingebenden Hilfe seiner Stände immer gewiß.

So war es endlich seiner mutigen Ausdauer gelungen, am 21. Mai 1265 mit Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, den Frieden zu schließen: der Hessen nun für immer von Thüringen losriß und es zu einem selbständigen Fürstentum im deutschen Reich erhob.

Achtzehn lange Jahre hatte der Kampf gewährt, den das

hessische Volk begann, als es auf dem Tage von Maden sich den Erben selbst erwählte.

Treu geschart um eine einsame Frau und ein hilfloses Kind, hatte es schwere Opfer gebracht an Hab' und Gut, an Leib und Leben, Glück und Frieden. Viel Unbill, Not und Gefahr hatten die Bewohner ohne Murren ertragen. Einmütig hatten alle Stände in jeder Stunde dieser langen vergangenen Zeit zusammen gehalten. Willig hatte jeder Einzelne gegeben und gethan, was von ihm gefordert wurde, und so das Ziel erreicht.

Alle hatten dazu beigetragen, ihrem alten tapfern, treuen Stamm den gebührenden Platz unter den deutschen Völkern in einer Zeit zurück zu erwerben, in welcher im ganzen Reiche Verwilderung herrschte. Sie hatten Ruhe und Ordnung im Lande erhalten und ihren alten Gesetzen Achtung und Geltung verschafft. Der junge Fürst, der unter ihnen vom Kind zum Manne erwachsen war, hatte ihre Hingebung vergolten, ihnen die Heimat in festen Grenzen gesichert und wachte mit Liebe über dem Rechte seines Landes.

Und inmitten der Seinen wollte er nun selbst sich die Heimat gründen und die Burg erbauen, in deren Schutz und Schirm sein Geschlecht wohnen und blühen sollte. Schon vor vielen Jahren hatte er diesen Wunsch gehegt, aber immer wieder gezaudert, geprüft und gewählt unter den Städten, Burgen und Schlössern seines Landes. Vieles war zu beachten, manches zu erwägen, und je mehr ihn sein Herz nach der Stätte zog, auf welcher vor Jahrhunderten König Konrad I. jene Burg erbaut hatte, in welcher er selbst so glückliche Stunden verlebte, um so sorgfältiger erwog er mit seinen Beratern die Wahl. Sie alle stimmten dem Wunsch und den Gründen des Landgrafen zu. So wurde Kassel erwählt, dem Fürsten die engere Heimstatt zu werden.

Dieselbe Stelle, darauf der Bau gestanden, welchen Blitz und Feuer zerstörten, sollte die neue Burg tragen.

In Anwesenheit der Herzogin, welche den Enkel an der

Hand hielt, des Landgrafen und seiner Gemahlin, der Prälaten, Äbte, Pröpste und geistlichen Orden des Landes war feierlich unter ernstem Glockengeläute der Grundstein zu dem Burgsitz gelegt worden, welcher für viele Jahrhunderte die Wiege eines der ältesten und ruhmreichsten deutschen Fürstengeschlechter wurde.

Im weiten Kreise hatten die Grafen und Ritter, die Obersten und Abgeordneten der Städte, und die Vertreter der reichen, freien Bauernschaften ihren Fürsten umstanden. Da sah man die Grafen von Schauenburg, Wallenstein, Bilstein, Treffurt, Schönenberg und den alten Grafen von Felsberg, den letzten seines Geschlechts. Den zahlreich gekommenen Rittern voran stand der Marschall Gottfried von Rodenstein, neben ihm der alte Schenke Guntram von Schweinsberg mit dem Truchseß Rupert von Nona, denen sich die aus den alten Geschlechtern der Elben, Bischoffshausen, Löwenstein, Dalwigk, Baumbach, Urff, Berlepsch, Malsburg, Schartenberg, Boineburg, Diede, Romrod, Buttlar, die Trotten von Solz und die Groppe und Wolffe von Gudenberg, Riedesel, Stein, Milchling, Eschwege, Dörnberg, Hundelshausen, Keudell und viele andere anschlossen.

Die Schöffen und Ratsherren der Städte Kassel, Marburg, Frankenberg, Gudensberg, Grünberg, Wolfhagen, Zierenberg, Witzenhausen, Allendorf, Eschwege, Wannfried, Sontra, Borken, Biedenkopf, Alsfeld, Melsungen, Rotenburg und von dem erst kürzlich von dem Grafen von Tübingen käuflich erworbenen Gießen, sowie von dem unter hessischem Schutze stehenden Hersfeld waren anwesend und ebenso die Vertreter der freien Bauernschaften aus dem Lahn- und Diemelgau, von der Edder, Schwalm und Fulda.

Sie alle waren ausdauernde Helfer an dem schweren Werke der Trennung von Thüringen und Einigung Hessens gewesen und sollten nun auch Zeugen und Helfer sein bei der Gründung des Hauses, welches ihr Fürst sich in ihrer Mitte errichtete.

Als der Meister des Baues die ersten behauenen Steine in den Grund hinabsenkte, trat die Herzogin hinzu. Sie empfing

die Kelle mit dem Mörtel und fügte damit die Quadern zusammen, die den künftigen Bau tragen sollten, wie sie einst zuerst das Band geschlungen zwischen dem Land und ihrem Sohn.

Ihr nach that dasselbe der Landgraf und alle, die um ihn waren. Gemeinsam, wie sie das Werk des Landes gefördert hatten, legten sie auch die Hand an diesen Bau. Stein fügte sich an Stein im tiefen Schoße der Erde, fest genug verbunden, um dem Anprall der Jahrhunderte zu trotzen.

Die Stadt hatte der Herzogin, dem Landgrafen und seiner Gemahlin sowie den vornehmen Gästen ein festliches Mahl bereitet, das sich der ernsten Feier fröhlich anschloß. Fromme Wünsche auf glückliches Gedeihen wurden dem Fürsten in feierlichen und heitern Trinksprüchen von allen Seiten dargebracht, und in bewegten Worten dankte er seinen lieben Hessen für alle Treue, die sie ihm in den Tagen der Fährlichkeit wie in denen des Glückes immer gleich erwiesen.

Unzerreißbar und heilig, das fühlten alle, war das Band geworden, welches die Jahre um Fürst und Volk geschlungen, und fest, wie es in den ersten Zeiten geknüpft ward, hat es gehalten in Sturm und Not, in harter Bedrückung, in guter und böser Zeit, in Anfechtungen von innen und außen, unverändert in alter Liebe, Hingebung und Opferwilligkeit von beiden Seiten, durch vielfache Veränderungen der Zeit immer dasselbe.

Nach beendetem Mahle trieb es den Landgrafen noch einmal hinauf an die Stätte, an welcher er künftig wohnen wollte, wo er seit den Tagen seiner Kindheit mit Vorliebe geweilt und wo ihm von dem alten unvergessenen Ritter von Romrod und seinem lieben Götz zuerst die Gefühle der Liebe zu seinem Erbe geweckt und genährt worden waren.

Nur von Pater Walthalun begleitet, schritt er durch die stillen Gassen, denn die bunte Menge war mit ihrer lauten Lust auf den Brink gezogen. Auch die meisten der fremden Gäste waren dort, um den Spielen der Jugend und den Waffenübungen der städtischen Gesellen zuzusehen.

Auf dem Burghofe war es jetzt still. Der Baumeister, der mit seinen Gesellen in den verlassenen Gesindehäusern wohnte, war auch der Lust nachgegangen, und der früher so belebte Hof lag einsam da.

Unverändert auf ihm war nichts als die alte Laube an der Mauer, aus der jetzt Elben mit Jutta und Götz mit Hedwig dem Fürsten und dem Pater entgegentraten.

„Dachte ich es doch, daß ich Euch an diesem Platze finden würde, der uns allen durch die liebsten Erinnerungen der Vergangenheit teuer und heilig ist,“ sagte Heinrich, seine Getreuen mit Herzlichkeit begrüßend, „Dir mein Götz, und Euch Frau Jutta vor allen!“

„Ja,“ antwortete der Marschall. „Wir gedachten hier des Großvaters, dessen ehrwürdige Greisengestalt mir im Geist entgegen tritt, so oft ich dieses Platzes gedenke. Hier lebt er mir fort, und alle Worte, die er hier zu mir geredet, werden wieder lebendig. Er wußte wohl, daß Hof und Halle sich wandeln würden, und mahnte uns, Jutta und mich, sein Angedenken hier zu suchen, wo die ewige, unwandelbare Schönheit des Landes immer dieselbe bleibt.“

„Alles Menschenwerk muß sich wandeln und vergehen,“ entgegnete der Landgraf, „und nur das erbitte ich von Gott und den Heiligen als unvergängliches Gut, daß sie den Segen, der auf der alten Halle ruhte und von ihr ausging, auch auf derjenigen ruhen lassen, die hier neu erstehen soll!“

„Ja, Segen war es,“ sagte Pater Walthalun, „und er wird der Stätte verbleiben. Der Herr droht wohl, daß er der Väter Missethat will heimsuchen an den Kindern, doch nur bis ins dritte und vierte Glied; seine Barmherzigkeit aber will er ausgehen lassen auf viele Tausende derer, die ihn lieben. Diesen Segen der Liebe hat Herr Hermann hier ausgestreut, und viele Tausende dürfen ihn ernten.“

„Haben wir nicht alle schon davon empfangen?“ sagte Elben und zog Jutta in seine Arme. „Habe doch auch ich an dieser Stelle das Glück des Lebens wiedergefunden, von dem ich mich für immer ausgeschlossen glaubte.“

„Aber auch schwere und bittere Stunden sind uns hier geworden,“ sagte Jutta, „deren Andenken an diesem Platze haftet.“

„Ist Dir nicht auch Kummer und Bitternis zum Segen geworden?“ fragte der Pater. „Möchtest Du wissen, was die Erfüllung auferlegter Pflicht Dich gewinnen ließ?“

„Nein, nein, gewiß nicht,“ antwortete sie rasch und sah liebevoll zu dem Gemahl auf. „Soviel mir auch die Gegenwart ist, doch will ich darum keinen Tag und keine Stunde der Vergangenheit entbehren. Wenn vieles im Anfang auch schwer war, so ist es doch erfüllte Pflicht gewesen, und aus den Thränen erblühte mir Ruhe, Zufriedenheit und . . . . . . Glück,“ setzte sie leiser und wie in ihren Jugendtagen errötend hinzu.

„Deshalb,“ mahnte Walthalun und hob die Hand, „wollet Ihr von Geschlecht zu Geschlecht den Segen empfangen und vererben, der hier ausgesäet wurde, so lehret zuerst Eure Söhne und Töchter, treu am gegebenen Worte zu halten und die auferlegte Pflicht gehorsam zu erfüllen, sie sei leicht oder schwer, und lasset sie wissen:

daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, auch Kampf und Kummer und Leid.

„Dieser Spruch war es,“ fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „mit dem mich Abt Bruno einst zum Fischfang aussandte. Trotzig und widerwillig nur folgte ich dem Gebote; doch in der Stille der Natur sprachen die Werke Gottes zu mir und sänftigten meines Herzens Unruhe, und bei meinen stummen Fischlein erkannte ich die Wahrheit: daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen!“

„Amen,“ sagte der Landgraf.

„Möchte auch mein Geschlecht und mein geliebtes Land das erfahren, wenn Kampf und Streit nicht ausbleiben und wenn das Schicksal, dem Menschen und Völker unterthan sind, an dasselbe herantritt!“

Von der Serie historischer Erzählungen **„Aus der Geschichte eines Deutschen Volksstammes“** von **H. Brand** sind ferner folgende Bände erschienen:

Der Lehnsmann vom Liebenstein.

Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert.

5. Tausend.

Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

„Das mir vorliegende Buch bedeutet eine durchaus erfreuliche Vermehrung der kleinen Anzahl guter historischer Romane. Ich möchte diese Dichtung den letzten Bänden der „Ahnen“ Gustav Freytags, Scheffels „Ekkehard“ zur Seite stellen. Hiermit wird für einen historischen Roman wohl das denkbar größte Lob ausgesprochen, aber dieses Buch H. Brand's verdient dieses Lob in vollstem Maße. Es ist ein gutes Buch, das durchaus Beachtung verdient, ich wiederhole: ein gutes Buch, das jedem Leser Freude machen wird.“ **Litterar. Merkur.**

„Wunderbar ist die kulturhistorische Treue dieser geschichtlichen Bilder, die vollbelebt sind durch warmes Herz und Gemüt. Sittlicher Adel durchleuchtet wohlthuend und erhebend das Buch und nichts ist darin zu finden von jener abscheulichen Kunst, in lieblichen Novellen und anmutiger Sprache süßes Gift in die Seelen zu streuen.“ **Allgem. Zeitung.**

Allzeit getreu.

Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert.

8. Tausend.

Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

„Es geht ein solider historischer Zug durch das ganze Buch. Land und Leute sind vortrefflich charakterisiert. Die Darstellung ist stilvoll und erhebt sich häufig zu großer Schönheit.“ **Hamburger Nachrichten.**